Leo N. Tolstoi

Grausame Genüsse

Texte über das Leiden der Tiere,
eine Ernährung ohne Töten
und Betäubungsmittel

www.tolstoi-friedensbibliothek.de
Band-Signatur
TFb_B014

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
Reihe B | Band 14

Herausgegeben von
Peter Bürger

Leo N. Tolstoi

Grausame Genüsse

Texte über das Leiden der Tiere, eine Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittel

Übersetzungen zu
Cholstomer, 1863/1886 | Pervaja stupen', 1891
Dlja čego ljudi odurmanivajutsja?, 1890
und weiteren Schriften

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
TFb_B014

Die TFb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: Buchreihe)

Leo N. Tolstoi

GRAUSAME GENÜSSE

Texte über das Leiden der Tiere, eine Ernährung
ohne Töten und Betäubungsmittel

Ausgewählt von Peter Bürger

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur TFb_B014

Herausgeber, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger
https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-biliothek/
Düsseldorf, 22.10.2023

Inhalt

Vorwort des Herausgebers | Tolstoi-Friedensbibliothek 7

Geschichte eines Pferdes

Leo N. Tolstoi
LEINWANDMESSER
(Холстомер | Cholstomer, 1863/1886)
Übersetzt von Hermann Röhl | 1913 17

Über Fleischverzehr, tötende Gewalt und Auswege
(mit Übersetzungsvarianten)

Leo N. Tolstoi
DIE ERSTE STUFE
(Pervaja stupen', 1891)
Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel | 1892 69

Leo N. Tolstoi
GRAUSAME GENÜSSE
Ein Sammelband mit fünf Texten | 1895 107

Die Fleischesser (Pervaja stupen', 1891) 107
Der Krieg (Buchauszug, 1890-1893) 141
Die Jagd (Vorwort zu einem Buch V. G. Čertkovs, 1890) 160
Das Glück (Buchauszug, 1883/84) 172
Glaubensbekenntnis (Brief an einen Freund, 1882) 185

Leo N. Tolstoi
DIE ENTHALTSAMKEIT, EINE FORDERUNG WIDER DEN LUXUS UNSERER ZEIT (Pervaja stupen', 1891)
Renatus-Verlag | 1931, mit Übersetzung von 1893 199

Über den Gebrauch von Betäubungsmitteln

Leo N. Tolstoj
WARUM DIE MENSCHEN SICH BETÄUBEN
(Dlja čego ljudi odurmanivajutsja? 1890)
Übersetzt von Raphael Löwenfeld | 1891 245

Einführung (des Übersetzers) 245
Warum die Menschen sich betäuben 247
Anhang: Zuschriften von Dumas, Zola, Daudet, Jules Simon, Claretie, Charcot – Conrad Ferdinand Meyer, Möbius, Preyer, Büchner, Carrière 267

Leo N. Tolstoi
DIE TRUNKENHEIT BEI DEN LEITENDEN KLASSEN
Übersetzt von L. Albert Hauff | 1894 285

Gewissen und freier Wille

Leo N. Tolstoi
GEWISSENSFRAGEN
Brief an die Baronin Rosen (26.11.1894)
Übersetzt von L. Albert Hauff 293

Leo N. Tolstoi
ZUR FRAGE VON DER FREIHEIT DES WILLENS
(Buchauszug, 1890-1893)
Übersetzt von L. Albert Hauff 299

Anhang

Kommentierte Bibliographie zu den beiden Grundtexten Leo N. Tolstois über Fleischverzehr und Betäubung 309

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek 313

VORWORT DES HERAUSGEBERS
der Tolstoi-Friedensbibliothek

> „Vergesst nicht die Tiere! Auch sie können trauern und tanzen, und sie haben mit ihren Gefühlen unsere Empfindungen von Zärtlichkeit, Obhut, Vertrauen und Liebe in den langen Zeiten der Evolution erst ermöglicht und vorbereitet. Der Himmel wäre kein Himmel ohne die Tiere. Wir gehören zusammen. […] Wie wir mit den Tieren, die uns am nächsten stehen, weil wir sie als Haustiere gezüchtet haben, in unseren Stallungen heutigentags verfahren, um sie als Nutztiere zu halten und als Schlachtvieh auf den Markt zu werfen, verrät eine Rohheit und Barbarei, die beweist, wie viel wir selber in der Ersatz-Religion des Kapitalismus an Menschlichkeit verloren haben." EUGEN DREWERMANN[1]

Im Zentrum des vorliegenden Bandes stehen Texte Leo N. Tolstois über den Umgang des Menschen mit Tieren, eine Ernährung ohne Fleischverzehr und den Gebrauch von Betäubungs- bzw. Rauschmitteln. Der Traktat *„Die erste Stufe"* (Pervaja stupen', 1891) ist berücksichtigt in den vordringlichen Lese-Empfehlungen von Mohandas K. Gandhi.[2] Er wird von uns sogar in drei unterschiedlichen Übertragungen aus dem Russischen – mit jeweils abweichenden deutschen Titeln – dargeboten, so dass die entsprechende Abteilung auch das Kulturphänomen der Mehrfachübersetzungen und konkurrierenden Tolstoi-Editionen in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg im Ausschnitt dokumentiert. Die aus fünf Texten bestehende – wenig bekannte und nur schwer greifbare – Anthologie *„Grausame Genüsse"* (Janke Verlag, Berlin 1895), die thematisch nicht nur Fragen von Fleischgenuss und Tiertötung (Schlachthof, Jagd) behandelt, haben wir ohne Kürzungen aufgenommen.[3]

---

[1] Eugen DREWERMANN: Über die Unsterblichkeit der Tiere (1989) | Über die Verwandtschaft allen Lebens. – Zwei Essays. Ostfildern: Patmos 2022, S. 11.

[2] Vgl. Leo N. TOLSTOI: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023, S. 255.

[3] Die ermittelten ‚Ursprungsorte' der einzelnen Texte dieser Anthologie werden nicht im Anhang, sondern jeweils in Fußnoten zu den Überschriften angegeben.

[Illustrationsseite]

Der bibliographische Überblick im Anhang endet mit einem Abschnitt zur Sekundärliteratur (Auswahl). Wer Tolstois – auch in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht bedeutsamen – Beitrag zur Wegbereitung einer vegetarischen Lebensweise eingehender kennenlernen möchte, sei besonders nachdrücklich auf die Monographie des Slawisten Peter Brang (1924-2019) hingewiesen.[4]

Eine „unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier“ ?

Karl Nötzel schreibt in einer Darstellung des Jahres 1915: „Die orthodoxe Kirche lehrt ja bekanntlich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier – die übrigen Geschöpfe lässt sie überhaupt links liegen oder hat für sie bloß mechanische Erklärungen. Das sind Automaten, die der Höchste aufzieht – und damit ist der natürlichen Empfänglichkeit des von Hause aus gemütsweichen Russen der Tierwelt gegenüber eine geradezu peinliche Grenze gesetzt. Der Russe [!] quält völlig gedankenlos Tiere, vor allem Pferde und Hunde. Wie oft ward mir dabei in Russland, wenn ich mich bei unerträglichen Tierquälereien einzuschreiten veranlasst sah, und den Betreffenden ersuchte, sich doch selber in die Lage des gepeinigten Tieres zu versetzen, aufrichtig erstaunt und harmlos lächelnden Mundes geantwortet: ‚Das ist ja doch ein Tier!‘ So erinnere ich mich, dass einst meine sehr fromme und gutherzige Köchin einen Hund mit heißem Wasser verbrühte, weil er in die Küche gelaufen war, wo ein Heiligenbild hing! Diese Vorstellung einer absoluten Kluft zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung, wie sie die griechische Kirche lehrt, hat sich tief eingenistet in den Anschauungen auch des aufgeklärten Russlands. Der Anblick übergroßen Menschenelends mag da mitgespielt haben. (Und ihm gegenüber erscheint es tatsächlich fast frivol, sich um Tiere zu kümmern.) Wie dem aber auch sei, tatsächlich finden wir in keinem russischen Erlösungstraum – auch

[4] Peter BRANG: Ein unbekanntes Russland. Kulturgeschichte vegetarischer Lebensweisen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2002, bes. S. 59-113: „L. N. Tolstoj: ‚Die Sonne der vegetarischen Welt‘ “ [Kurztitel nachfolgend: BRANG 2002]. – Diese Darstellung fußt u. a. auch auf Tagebucheintragungen, Briefen und Mitteilungen von Zeitzeugen, die wir im vorliegenden Band unberücksichtigt lassen.

nicht bei Tolstoi – Platz für unsere demütigen Brüder, die Tiere, und für unsere stummen, sündlosen Schwestern, die Pflanzen. Das aufgeklärte Russland denkt streng anthropozentrisch: der heilige Franz hat nicht für es gelebt. Und das ist um so seltsamer, als das heutige Russentum eigentlich nur als ursprüngliches Künstlertum zu begreifen ist (wenn man sich nicht beschränkt verhalten will ihm gegenüber, das heißt, es einfach als unsympathisch ablehnt). Künstlertum ist aber immer auch ein Bekenntnis zum Glauben an die Allbeseeltheit, oder setzt wenigstens solchen Glauben voraus."[5]

Nun war zum Zeitpunkt dieser Niederschrift die Behauptung einer ‚unüberbrückbaren Kluft zwischen Mensch und Tier' gewiss kein theologisches Alleinstellungsmerkmal des orthodoxen Kirchentums, so wenig wie wohl Tierquälerei als Besonderheit des russischen Kulturraums gelten kann. Leo Tolstoi hat vielleicht keinen eigenen ‚Erlösungstraum' für die Tierwelt verfolgt, doch sein letztes Lesewerk vermittelt – kurz vor seinem Tod – unter der Überschrift *„Nicht nur in allen Menschen, sondern in allem Lebenden existiert ein und dasselbe göttliche Wesen"* u. a. folgende Anschauungen:

> „Wir fühlen mit dem Herzen, daß das, wodurch wir leben, das, was wir unser Ich nennen, nicht nur in allen Menschen, sondern auch im Hunde, Pferde, in Mäusen, im Huhn, Sperling und in der Biene, sogar in Pflanzen ein und dasselbe ist. – […] Wer ist dann der Nächste? Hierauf gibt es nur eine Antwort: ‚Frag nicht, wer dein Nächster ist, sondern behandle alle Lebewesen so, wie du selbst behandelt werden möchtest.' – Alles Lebende fürchtet Qualen, alles Lebende scheut den Tod; erkenne dich nicht nur im Menschen, sondern in jedem Lebewesen; töte nicht und verursache keine Leiden und [keinen] Tod. Alles Lebendige will dasselbe wie du: erkenne dich in jedem Lebewesen. – Der Mensch steht nicht deswegen über den Tieren, weil er sie quälen kann, sondern weil er imstande ist, Mitleid mit ihnen zu empfinden. Mitleid hat der Mensch mit Tieren, weil er fühlt, daß in ihnen ein und dasselbe Wesen lebt, wie in ihm selbst. […]

[5] Karl NÖTZEL: Das heutige Russland. Eine Einführung in das heutige Russland an der Hand von Tolstois Leben und Werken. Erster Teil. München/Leipzig: Georg Müller 1915, S. 55-56. Vgl. zu den – nicht ganz ‚unbeweglichen' – Positionen der orthodoxen Kirchenleitung aber: BRANG 2002, S. 81-84.

> Wir wundern uns darüber, daß es Leute gab und gibt, die Menschen töten, um ihr Fleisch zu essen. Die Zeit wird aber kommen, und unsere Nachkommen werden sich wundern, daß ihre Vorfahren jeden Tag Millionen Tiere töteten, um sie zu essen, obgleich man sich gesund und schmackhaft, ohne Mord, von Früchten der Erde ernähren kann."[6]

Der vorliegende Band wird eröffnet mit der zu Beginn der 1860er Jahre entstandenen Erzählung *„Leinwandmesser"* (Cholstomer | Erstveröffentlichung 1886), in dem ein Pferd seine eigene Geschichte unterbreitet. Dieser Text Tolstois ist wohl kaum als eigenständige Dichtung zur ‚Verteidigung der Rechte von Tieren' zu betrachten, doch er bezeugt schon zwei Jahrzehnte vor der Abkehr des Dichters von Fleischverzehr und Jagd eine Grundhaltung, die den Mitteilungen von Karl Nötzel entgegensteht. Der Wallach ‚Leinwandmesser' vermag sich nicht als Besitztum der menschlichen Herrengattung zu verstehen: „Damals konnte ich gar nicht begreifen, was das eigentlich heißen sollte, daß sie mich als das Eigentum eines Menschen bezeichneten. Der Ausdruck ‚mein Pferd' bezog sich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erschien mir ebenso seltsam wie solche Ausdrücke: ‚mein Land', ‚meine Luft', ‚mein Wasser'."

Peter Brang betont in seiner Studie *„Unbekanntes Russland"*: „Die Ernsthaftigkeit des Mitleids mit den Tieren als eines wesentlichen Motivs für Tolstojs Übergang zum Vegetarismus geht deutlich aus Tagebuchaufzeichnungen wie der vom 9. August 1857 hervor (‚die Armut der Leute und die Leiden der Tiere sind furchtbar'), aus Erzählungen wie dem *Leinwandmesser*, vor allem aber auch aus den zahlreichen Berichten über all jene Diskussionen, die in Tolstojs Familienkreis über den Umgang mit Tieren, mit Haustieren sowohl wie mit Tieren in freier Wildbahn geführt wurden. Nicht wenige solcher Gespräche hat D. P. Makovickij[7] in seinen Aufzeichnungen aus Jasnaja Poljana 1904 bis 1910 festgehalten. In manchen dieser Wort-

---

[6] Leo N. TOLSTOI: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. Mit einer Hinführung von Holger Kuße. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe A, Band 14). Norderstedt: BoD 2023, S. 73-75. [Kurztitel nachfolgend: TFb_A014]

[7] [Dušan Petrovič Makovickij (1866-1921) aus der Slowakei – erstmalig 1894 in Jasnaja Poljana und dann 1903-1910 Hausarzt Tolstois.]

gefechte blitzt Humor auf. Bei Tolstoj steht im Schlafzimmer eine Mausefalle. Die Mäuse, die in sie geraten, trägt er ins Čapyž (einen alten Eichenwald), etwa 150 Schritte vom Haus. ‚Aber die kehren doch zurück', wendet Sof'ja Andreevna ein. – ‚Nein, das sind andere', antwortet L[eo]. N. (27. Januar 1905). – Sof'ja Andreevna tut beim Mittagessen kund: ‚Ich mag Hühner sehr' [esse gern Hühnerfleisch]. L[eo]. N.: ‚Aber sie mögen das nicht, weil man sie schlachtet'. (18. Oktober 1909)."[8]

Keineswegs humorlos klingen auch die Nachrichten über den Herbstbesuch einer fleischliebenden Verwandten – wohl während der Abwesenheit der gräflichen Hausherrin. Tolstois Tochter Tat'jana Lvovna hat darüber erzählt: „Zur Abendessenszeit begaben wir uns in das Speisezimmer; aber was entdeckten wir dort? Neben dem Gedeck unserer Tante lag ein riesiges Küchenmesser, und am Bein ihres Stuhles war ein lebendiges Hähnchen angebunden. Das arme Tier schlug um sich und riss den Stuhl mit. ‚Da wir wissen', sagte Vater zu unserem Gast, ‚dass du gern lebende Wesen verspeist, haben wir dir dieses Hähnchen zugedacht. Aber da keiner von uns hier einen Mord begehen will, haben wir dir dieses tödliche Instrument bereit gelegt, damit du es selber tust.' ‚Das ist wieder einmal einer deiner Scherze' rief Tante Tat'jana lachend aus. ‚Tanja, Maša, bindet sofort dieses arme Federvieh los und gebt ihm seine Freiheit zurück.' Wir beeilten uns, der Tante zu gehorchen. Nachdem das Hähnchen befreit war, servierten wir das von uns zubereitete Abendessen: Makkaroni, Gemüse und Obst. Unsere Tante aß von allem mit großem Appetit."[9]

Manifest für Vegetarismus

Noch um 1880 hatte L. N. Tolstoi in bewusster Abkehr von der zeitweilig sehr getreuen Kirchenbindung während der fleischlosen Fastenzeit ein Schweinekotlett verzehrt. Nach Beginn der Bekanntschaft mit dem aufgrund religiöser Bedenken aus dem Militärdienst ausgeschiedenen Vladimir G. Čertkov (1854-1936) gegen Ende 1883

[8] BRANG 2002, S. 97.
[9] Zit. BRANG 2002, S. 98.

vollzog sich jedoch die – dann im Verlauf des Jahres 1885 gefestigte – Abkehr Tolstois von Fleischnahrung, was seine Gattin allerdings missbilligte.

Die im Juni 1891 niedergeschriebene Schrift *„Die erste Stufe"* bestätigt den Weg nonkonformistischer russischer Christen wie der Duchoborzen und wird später als ein wichtiges ‚Manifest' der vegetarischen Bewegung Geltung erlangen. Sie enthält eine der bekanntesten Schilderungen der Arbeit in Schlachthöfen. Für den 7. Juni 1891 vermerkte die damals 26jährige älteste Tochter Tat'jana: „Papa ist heute mit dem Datschenzug nach Tula ins Schlachthaus gefahren und hat uns darüber erzählt. Furchtbar ist das, und ich glaube, Papas Erzählung genügt, um mit dem Fleischessen aufzuhören."[10]

Zum weiteren Schrifttum führt Peter Brang aus: „Auch nach der Veröffentlichung von *Die erste Stufe* setzte Tolstoj sein Werben für den Vegetarismus fort; er propagierte die vegetarische Ernährung, wo er konnte, begrüßte die Gründung von Vegetarischen Gesellschaften in Russland und in anderen Ländern (ohne freilich einer dieser Gesellschaften beizutreten). 1903 publizierte er im Verlag ‚Posrednik' eine Sammlung mit 250 Äußerungen von Philosophen, Dichtern und Gelehrten zum Vegetarismus und zur Enthaltsamkeit: *Die tötungsfreie Ernährung oder der Vegetarismus. Gedanken verschiedener Schriftsteller*. Dort sind Plutarch, Ovid, Rousseau, Lamartine und viele weitere vertreten. Diese Texte gingen, gründlich überarbeitet, in den Jahren 1906-1907 dann in den *Krug čtenija* ein, jene Sammlung von erbaulichen Lektüretexten, die Tolstoj damals für den ganzen Jahreslauf zusammentrug. Unter den Daten 21. Februar, 6. Mai, 20. Juni, 20. Juli und 24. September sind hier literarische Zeugnisse versammelt, die das Mitleid mit den Tieren und den Verzicht auf Fleisch propagieren: Texte wiederum von Plutarch, Ovid (in der Versübersetzung von Barykova), Lamartine, Schopenhauer und anderen sowie auch von Tolstoj selbst. Für drei weitere Tage hatte Tolstoj unter dem Titel ‚Vegetarianstvo' zusätzlich verschiedene Texte zusammengestellt, die für die erste Ausgabe des *Krug čtenija* als ‚Ersatztage' […] vorgesehen waren. Hier figurieren Seneca, Rousseau und wiederum Plutarch."[11]

---

[10] Zit. BRANG 2002, S. 72. – Vgl. →S. 96-101; 131-137; 232-239.

[11] BRANG 2002, S. 77.

[Illustrationsseite]

Es bleiben Inkonsequenzen: „Tolstoj muss sich […] gegenüber ‚veganischen' Forderungen bezüglich seiner Kleidung rechtfertigen. ‚Sie haben völlig recht, dass man, wenn man die bewusste Tötung lebendiger Wesen ablehnt, auch für die Kleidung nicht Teile ihres Körpers wie Haut, Fleisch benutzen sollte. Dass ich Ledergürtel trage und Lederschuhe und sogar Pelzmützen, beweist keineswegs, dass es nötig ist, das zu tun, und dass es gut sei, sondern nur dies, dass ich, wiewohl ich meine, es sei besser kein Leder und Pelz zu tragen, in meinem Leben nicht nur hinsichtlich des Gebrauchs der Körper getöteter Geschöpfe, sondern auch in vielem, vielem anderen, weit Wichtigerem, so weit von Vollkommenheit entfernt bin, dass ich die Anstrengungen, die ich auf die Verbesserung meines Lebens in sittlicher Beziehung richten kann, zweckmäßiger auf die Verbesserung meiner anderen, vielen und wichtigeren Mängel richte, als auf den Gebrauch von Leder- und Pelzgegenständen für meine Kleidung.' (7. November 1909)?"[12]

Warum betäuben sich die Menschen ?

Leo N. Tolstoi hat sich ab den 1880er Jahren – mehr oder weniger streng – auch vom Alkohol- und Tabakkonsum losgesagt.[13] Er initiierte Ende 1887 sogar die Gründung einer ‚Vereinigung gegen Trunksucht' und beförderte den Druck von Aufklärungsmaterial zur ‚Alkoholfrage'. Zu seinen eigenen Schriften gegen den Rauschmittelgebrauch (→S. 243-290) gehört der Traktat *„Warum die Menschen sich betäuben"* (Dlja čego ljudi odurmanivajutsja? | 1890), welcher diskursfreudig zusammen mit z. T. sehr ausführlichen ‚Widerworten' aus Frankreich und Deutschland ediert worden ist (→S. 245-284). Tolstoi appelliert – gemäß seinem Ethos und ‚Menschenbild' (→S. 291-305) – abseits der eigenen Dichterwerke vorrangig an Verstandesgaben. Über die Eigenschaften der unterschiedlichen Rausch- bzw. Genussmittel, die *tiefenpsychischen* Hintergründe von Suchtbiographien und erfolgversprechende Auswege aus der Gefahr sollte man sich heute besser über Sachbücher anderer Autoren

[12] BRANG 2002, S. 100-101.

[13] Vgl. auch BRANG 2002, S. 101-105; TFb_A014, S. 122-124.

informieren. Die soziale Dimension des Alkoholismus wird in vielen gesellschaftskritischen Texten Tolstois beleuchtet, in denen wir allerdings Moralpredigten wider die Trunksucht unter den Armen vergeblich suchen. Der Dichter zeigte „Verständnis für den Alkohol als Tröster des Volkes in einem tristem Leben. N. N. Gusev zitiert unter dem 20. Dezember 1908 ein Gespräch über die Trunksucht. Makovickij hatte berichtet, dass allein in Moskau und dem Moskauer Gouverment jährlich 38 Millionen Rubel versoffen würden. Tolstoj: ‚Ich bin zwar immer froh, wenn jemand aufhört zu trinken, aber die Hand erhebt sich nicht zum Vorwurf. […] Für sie [das Volk] ersetzt der Wodka all unsere Konzerte, Theater …'."[14] – Didaktisch angelegt sind freilich Dichtungen wie das Volksmärchen *„Der erste Branntweinbrenner | Wie der Teufel die Brotschnitte verdiente"* (1886).

In der letzten, erst postum veröffentlichten Anthologie Tolstois (*Der Weg des Lebens*, 1910) lesen wir dann: „Weder Wein noch Opium noch Tabak sind zum Leben notwendig. Alle Welt weiß, daß Wein, Opium und Tabak für Leib und Seele schädlich sind. Dabei wird die Arbeit von Millionen Menschen auf die Produktion dieser Gifte verwandt. Warum tun die Menschen das? Weil sie der Sünde des Leibesdienstes verfallen und, wohl wissend, daß der Leib niemals Befriedigung findet, Dinge wie Wein, Opium und Tabak anwenden, die sie derart berauschen, daß die Nichterfüllung ihrer Wünsche ihnen nicht weiter auffällt. […] Sich berauschen ist noch kein Verbrechen; wohl aber macht man sich durch den Rausch zu allen möglichen Verbrechen disponiert. […] Man kann sich schwer vorstellen, welch glückliche Veränderungen in unserem Leben stattfänden, wenn die Menschen aufhören würden, sich zu berauschen und mit Schnaps, Wein, Tabak, Opium zu vergiften."[15] – Dass, um nur einen Aspekt zur Erweiterung dieses Blickwinkels anzuführen, Opiate einem Menschen vor allem nach lebensgeschichtlichen seelischen Verwundungen – etwa durch sexuelle Gewalterfahrungen in der Kindheit – durchaus als ‚notwendige' Mittel zur Betäubung eines unerträglichen Schmerzes erscheinen können, war dem Dichter vermutlich nicht bekannt.

pb

[14] BRANG 2002, S. 105.
[15] TFb_A014, S. 123-124.

Geschichte eines Pferdes

„Damals konnte ich gar nicht begreifen, was das eigentlich heißen sollte, daß sie mich als das Eigentum eines Menschen bezeichneten. Der Ausdruck ‚mein Pferd' bezog sich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erschien mir ebenso seltsam wie solche Ausdrücke: ‚mein Land', ‚meine Luft', ‚mein Wasser'."

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi

Leinwandmesser

(Холстомер | Cholstomer, 1863/1886)

Übersetzt
von Hermann Röhl | 1913[1]

I.

Immer höher und höher schien sich der Himmel zu heben, immer weiter breitete sich die Morgenröte aus, immer weißer wurde der matte Silberschimmer des Taues, immer glanzloser die Mondsichel, immer vernehmlicher das leise Rauschen des Waldes … Die Menschen begannen, sich vom Lager zu erheben, und im herrschaftlichen Gestüt hörte man immer häufiger Schnauben, Herumstampfen im Stroh und sogar zorniges, kreischendes Wiehern der Pferde, die sich zusammendrängten und um etwas stritten.

„Na, na! Immer Geduld! Seid wohl hungrig geworden?“, sagte der alte Pferdehüter, indem er rasch das knarrende Tor öffnete. „Wohin?“, schrie er und scheuchte eine Stute, die sich durch das Tor drängen wollte, mit dem ausgestreckten Arme zurück.

Der Pferdehüter Nestor trug einen Kosakenrock und um den Leib einen ledernen, rot ausgenähten Gurt; die Peitsche hatte er um die Schulter geschlungen; am Gurt hatte er einen Beutel mit Brot hängen. In den Händen hielt er einen Sattel und einen Reitzaum.

Die Pferde waren über den spöttischen Ton des Pferdehüters ganz und gar nicht erschrocken, fühlten sich auch nicht dadurch gekränkt; es sah aus, als ob sie sich gar nichts daraus machten, und sie gingen ruhig von dem Tore weg. Nur eine alte, dunkelbraune,

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Leinwandmesser. Erzählung. Geschrieben 1861. Ins Deutsche übertragen von H. Röhl. (= Insel-Bücherei Nr. 36). Leipzig: Insel-Verlag [1913]. [74 Seiten] – Der renommierte Übersetzer Hermann Röhl (1851-1923) war Altphilologe und u. a. 1892-1907 Direktor des Domgymnasiums Halberstadt.

langmähnige Stute legte das eine Ohr an und drehte sich schnell mit dem Hinterteil herum. In diesem Augenblicke kreischte eine junge Stute, die ganz hinten stand, und die das Ganze gar nichts anging, laut auf und schlug mit den Hinterfüßen gegen das erste beste Pferd, das in ihrer Nähe war, aus.

„Na, na!“, schrie der Pferdehüter noch lauter und drohender und begab sich in eine Ecke des Hofes.

Von allen Pferden, die sich auf dem Hofe befanden (es mochten ihrer etwa hundert sein), zeigte die geringste Ungeduld ein scheckiger Wallach, der allein für sich da in der Ecke unter dem Vordach eines Schuppens stand und, die Augen halb zukneifend, an einem eichenen Pfosten des Schuppens leckte.

Es war schwer zu sagen, welchen Genuß der scheckige Wallach daran fand; aber er machte, während er das tat, eine ernste, nachdenkliche Miene.

„Was machst du da für Dummheit!“, rief ihm der herantretende Pferdehüter in demselben Tone zu; dann legte er den Sattel und die fettglänzende Schweißdecke neben ihn auf einen Düngerhaufen.

Der scheckige Wallach hörte auf zu lecken und sah, ohne sich zu regen, den Pferdehüter lange an. Er lachte nicht, er wurde nicht zornig, er machte keine finstere Miene; sondern er schüttelte sich nur mit dem ganzen Leibe und wandte sich mit einem schweren, tiefen Seufzer ab. Der Pferdehüter faßte ihn um den Hals und legte ihm den Reitzaum an.

„Was hast du denn zu seufzen?“, sagte Nestor.

Der Wallach schwenkte den Schweif, als wollte er sagen: „Ach, ich habe das bloß so in Gedanken getan; etwas Besonderes habe ich nicht, Nestor!“ Nestor legte ihm die Schweißdecke und den Sattel auf, wobei der Wallach die Ohren an den Kopf legte, doch wohl um sein Mißvergnügen auszudrücken; aber er wurde dafür nur „Du Aas!“ geschimpft, und der Untergurt wurde festgezogen.

Dabei blies der Wallach sich auf; aber Nestor steckte ihm einen Finger in das Maul und stieß ihn mit dem Knie gegen den Bauch, so daß er ausatmen mußte. Trotzdem legte er, als dann Nestor den Obergurt mit den Zähnen anzog, noch einmal die Ohren zurück und sah sich sogar um. Obgleich er wußte, daß ihm das nichts half, hielt er es doch für notwendig, zum Ausdruck zu bringen, daß ihm das unangenehm sei und daß er es sich nicht nehmen lasse, das zu

zeigen. Als er gesattelt war, setzte er den geschwollenen rechten Vorderfuß seitwärts heraus und begann am Gebiß zu kauen, auch wieder mit irgendeinem besonderen Hintergedanken; denn daß das Gebiß keinen Geschmack habe, mußte er schon lange wissen.

Nestor stieg mittels des kurzen Steigbügels auf den Wallach, wickelte die Peitsche los, zog seinen Rock unter dem Knie hervor, setzte sich auf dem Sattel in der besonderen Art der Kutscher, Jäger und Pferdehüter zurecht und zog die Zügel an. Der Wallach hob den Kopf in die Höhe und bekundete damit seine Bereitwilligkeit, zu gehen, wohin es ihm befohlen würde, rührte sich aber nicht vom Fleck. Er wußte, daß, ehe es losging, sein Reiter noch ein großes Geschrei vollführen und dem anderen Pferdehüter Waska und den Pferden noch allerlei Weisungen erteilen werde. Und wirklich begann Nestor zu schreien: „Waska! He, Waska! Hast du auch die Mutterstuten herausgelassen? Wohin gehst du denn, verfluchter Kerl? Hoho! Du schläfst wohl … Mach das Tor auf! Laß die Mutterstuten vorangehen“, usw.

Das Tor knarrte. Verdrossen und schläfrig stand Waska, ein Pferd am Zügel haltend, beim Pfosten und ließ die Pferde hinaus. Die Pferde, behutsam durch das Stroh schreitend und daran schnuppernd, gingen nacheinander hinaus: junge Stuten, jährige Hengste mit kurzgeschnittenen Mähnen, Saugfohlen und schwerfällige Mutterstuten, diese einzeln und vorsichtig ihre Leiber durch das Tor hindurchtragend. Die jungen Stuten drängten sich mitunter zu zweien und dreien zusammen, legten eins der anderen den Kopf auf den Rücken und beschleunigten ihren Gang im Tore, wofür sie jedesmal von den Pferdehütern mit Schimpfworten bedacht wurden. Die Saugfohlen liefen manchmal zu den Beinen fremder Mutterstuten hin und wieherten hell auf als Antwort auf den kurzen Lockruf ihrer Mütter.

Eine junge übermütige Stute bog, sobald sie das Tor passiert hatte, den Kopf nach unten und zur Seite, sprang mit dem Hinterteil in die Höhe und kreischte auf; aber sie wagte doch nicht, der alten grauen Fliegenschimmelstute Schuldüba vorzulaufen, die mit ruhigem, schwerfälligem Schritt, den Bauch nach rechts und nach links schaukelnd, würdevoll wie immer allen Pferden voranging.

Nach einigen Minuten lag der vorher so belebte Hof traurig verödet da. Trübselig ragten die Pfosten unter dem leeren Vordach auf,

und es war nur zertretenes, mit Mist untermengtes Stroh zu sehen. Wenn auch diese Verödung dem scheckigen Wallach ein längst gewohntes Bild war, so schien sie ihn doch traurig zu stimmen. Langsam, als ob er Verbeugungen machte, senkte und hob er den Kopf, seufzte, soweit es ihm der fest angezogene Sattelgurt erlaubte, und wanderte hinkend mit seinen krummen Beinen, die gar nicht auseinandergehen wollten, hinter der Herde her, indem er den alten Nestor auf seinem knochigen Rücken trug.

„Ich weiß schon: sobald wir auf die Landstraße hinauskommen, wird er Feuer schlagen und sein hölzernes Pfeifchen mit dem Kupferbeschlag und dem Kettchen anzünden", dachte der Wallach. „Ich freue mich darüber, weil früh morgens, wenn alles betaut ist, dieser Geruch mir zusagt und mancherlei angenehme Erinnerungen bei mir wachruft. Verdrießlich ist nur, daß der Alte, sobald er die Pfeife zwischen den Zähnen hat, in allerlei wunderliche Phantasien über sich selbst hineingerät, sich wie ein Held vorkommt und sich schief setzt, unbedingt schief; und gerade auf der Seite, wo er sich hinsetzt, tut es mir weh. Aber mag er es meinetwegen tun; es ist mir nichts Neues, um des Vergnügens anderer willen zu leiden; ich finde sogar schon eine Art von Pferdevergnügen darin. Mag er sich ein Held dünken, der arme Kerl! Er spielt ja die Rolle des Tapferen nur sich selber vor, wenn ihn niemand sieht; meinetwegen mag er auch schief sitzen!" So reflektierte der Wallach und trottete, vorsichtig mit den krummen Beinen auftretend, in der Mitte der Landstraße dahin.

II.

Nachdem Nestor die Herde zum Fluß getrieben hatte, an welchem die Pferde weiden sollten, stieg er von dem Wallach herunter und nahm ihm den Sattel ab. Unterdessen fing die Herde schon an, sich langsam über die noch nicht zertretene Wiese zu verteilen, die mit Tau bedeckt und von dem Dunst überzogen war, der sowohl von ihr wie von dem sie zum Teil umgebenden Fluß aufstieg.

Nestor nahm dem scheckigen Wallach den Zaum ab und kratzte das Tier unter dem Hals; als Antwort darauf schloß der Wallach zum Zeichen der Dankbarkeit und des Vergnügens die Augen. „Das

hat er gern, der alte Hund!“, sagte Nestor. Indessen liebte der Wallach dieses Kratzen ganz und gar nicht und tat nur aus Zartgefühl so, als ob es ihm angenehm sei. Er schüttelte ein wenig mit dem Kopf, um sein Einverständnis auszudrücken. Aber plötzlich, ganz unerwartet und ohne jede Ursache, stieß Nestor, vielleicht in der Annahme, eine allzu große Familiarität könne den scheckigen Wallach zu falschen Vorstellungen von seinem Wert bringen, ohne jede Vorbereitung den Kopf des Wallachs von sich, holte mit dem Zügel aus und schlug den Wallach mit der Schnalle des Zügels sehr schmerzhaft gegen das magere Bein. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, die Anhöhe hinan zu dem Baumstumpf, bei dem er zu sitzen pflegte.

Obgleich diese Behandlung den scheckigen Wallach kränkte, ließ er es sich doch nicht merken und ging, indem er langsam den dünnhaarigen Schweif hin und her schwenkte, ab und zu an etwas schnupperte und, nur um sich zu zerstreuen, hier und da etwas Gras abrupfte, zum Flusse hin. Er blickte mit keinem Auge danach hin, was um ihn her die jungen Stuten, die jährigen Hengste und die Füllen in ihrer Freude über den schönen Morgen anstellten, und da er wußte, daß es, namentlich in seinem Alter, das gesündeste sei, zuerst auf nüchternen Magen einen tüchtigen Schluck zu trinken und dann erst zu fressen, so suchte er sich am Ufer einen geräumigen, sanft abgedachten Platz, trat so weit in den Fluß, daß er sich die Hufe und das Kötenhaar benetzte, steckte sein Maul in das Wasser und begann, es mit seinen zerrissenen Lippen einzusaugen, die sich allmählich füllenden Seiten sachte zu bewegen und mit der kahlen Rübe des dünnen, scheckigen Schweifes zu wedeln.

Eine braune, mutwillige Stute, die den Alten immer hänselte und ihm allerlei Schabernack spielte, kam auch hier beim Wasser zu ihm heran, als ob sie gleichfalls trinken wollte, in Wirklichkeit aber nur, um ihm das Wasser vor seiner Nase zu trüben. Aber der Schecke hatte sich schon satt getrunken und zog, wie wenn er die Absicht der braunen Stute gar nicht bemerkte, seine Beine, die tief in den weichen Boden eingesunken waren, ruhig eines nach dem anderen heraus, schüttelte mit dem Kopfe, ging ein wenig abseits von der Jugend und machte sich daran, zu fressen. Indem er die Beine auf mannigfache Weise auseinanderspreizte und es so vermied, unnötig viel Gras zu zertreten, fraß er, fast ohne jemals den Kopf in die Höhe

zu heben, drei volle Stunden lang. Nachdem er sich so vollgefressen hatte, daß ihm der Bauch wie ein Sack von den mageren, derben Rippen herunterhing, stellte er sich gleichmäßig auf alle seine vier kranken Beine, um möglichst wenig Schmerz zu haben, besonders im rechten Vorderfuß, der der schwächste von allen war. Dann schlief er ein.

Es gibt ein würdevolles Greisenalter, es gibt ein häßliches und es gibt ein klägliches Greisenalter. Mitunter kommt es auch vor, daß ein Greisenalter häßlich und würdevoll zugleich ist. Das Greisenalter des scheckigen Wallachs war gerade von dieser Art.

Der Wallach war von hohem Wuchs, nicht kleiner als zwei Arschin drei Werschok. Von Farbe war er schwarzscheckig; oder vielmehr er war einstmals so gewesen; aber jetzt waren die schwarzen Flecke schmutzigbraun geworden. Solcher dunklen Flecke hatte er drei: der eine war am Kopf mit einer schiefen Blesse an der Seite der Nase, und reichte bis zur Mitte des Halses. Die lange Mähne, die ganz voll Kletten saß, war an manchen Stellen weiß, an anderen braun. Der zweite Fleck zog sich an der rechten Seite hin bis zur Mitte des Bauches; der dritte befand sich auf der Kruppe, umfaßte noch den oberen Teil des Schwanzes und reichte bis zur Mitte der Schenkel. Der übrige Teil des Schwanzes war weißlichbunt. Der große, knochige Kopf mit den tiefen Einsenkungen über den Augen und der herabhängenden, bei irgendeinem Anlaß eingerissenen schwarzen Unterlippe hing schwer und tief an dem vor Magerkeit krummen, wie von Holz aussehenden Hals zum Boden hinunter. Hinter der herabhängenden Lippe wurden die seitlich zwischen die Zähne geklemmte, schwärzliche Zunge und die gelben Reste der durch das Kauen fast ganz zerstörten Unterzähne sichtbar. Die Ohren, von denen das eine zerschnitten war, hingen tief nach den Seiten herab und bewegten sich nur von Zeit zu Zeit lässig, um die zudringlichen Fliegen zu verscheuchen. Ein langer Büschel Schopfhaar hing hinter dem einen Ohr herab; die unbedeckte Stirn war eingesunken und rauh; an den breiten Unterkiefern hing die Haut beutelförmig herunter. Am Hals und am Kopf schlangen sich die Adern in Knoten zusammen, die bei jeder Berührung durch eine Fliege zuckten und zitterten. Das Gesicht trug den Ausdruck ernster Geduld, tiefen Nachdenkens und schmerzlichen Leidens. Seine Vorderfüße waren an den Knien bogenförmig gekrümmt; an beiden Hufen

waren Geschwülste; und an dem einen Vorderbein, an welchem der farbige Fleck bis zur Mitte herabreichte, befand sich beim Knie eine faustgroße Beule. Die Hinterbeine waren etwas weniger defekt, aber an den Schenkeln, offenbar schon seit langer Zeit, abgescheuert, und Haar wuchs an diesen Stellen nicht mehr nach. Alle Beine erschienen bei der Magerkeit der ganzen Gestalt unverhältnismäßig lang. Die Rippen waren zwar derb und kräftig, lagen aber offen sichtbar da und waren so straff von der Haut überspannt, daß es aussah, als sei diese in den Vertiefungen zwischen ihnen angetrocknet. Widerrist und Rücken waren ganz übersät mit den Spuren alter Hiebe, und hinten war noch eine frische geschwollene Stelle, die sich zwar schon mit einem Schorfe überzog, aber noch eiterte; die schwarze Rübe des Schwanzes mit den deutlich erkennbaren Wirbeln ragte lang und beinah kahl hervor. Auf der braunen Kruppe, nicht weit vom Schwanz, befand sich eine mit weißen Haaren bewachsene handgroße Wunde, die anscheinend von einem Biß herrührte. Eine andere, schon vernarbte Wunde war vorn am Schulterblatt sichtbar. Die Hinterbeine und der Schweif waren infolge der steten Magenverstimmung unsauber. So kurz das Haar des Felles war, so stand es doch am ganzen Körper struppig in die Höhe.

Aber trotz des abschreckenden Aussehens, welches das Greisenalter diesem Pferde verliehen hatte, konnte man, wenn man es betrachtete, unwillkürlich nachdenklich werden, und ein Kenner hätte sofort gesagt, das müsse seinerzeit ein auffallend schönes Pferd gewesen sein. Ein Kenner hätte sogar gesagt, daß es in Rußland nur einen Schlag gebe, der ein so breites Knochengerüst aufweisen könne und so gewaltige Schenkelknochen und solche Hufe und so schlanke Beine und eine solche Aufsetzung des Halses und vor allen Dingen eine solche Schädelbildung und so große, schwarze, leuchtende Augen und so rassige Aderklümpchen an Kopf und Hals und eine so feine Haut und eine so feine Behaarung.

In der Tat, es lag etwas Würdevolles in der Gestalt dieses Pferdes und in dieser furchtbaren Vereinigung einerseits der abstoßenden Merkmale der Gebrechlichkeit, deren Eindruck durch die Buntscheckigkeit des Felles noch erhöht wurde, und andererseits seiner Gebärden und Manieren und des Ausdrucks von Selbstvertrauen und ruhigem Bewußtsein der eigenen Schönheit und Kraft.

Wie eine lebende Ruine stand das Tier einsam mitten auf der

tauigen Wiese, und unweit von ihm erscholl das Stampfen, das Schnauben und das jugendfrohe Wiehern und Kreischen der weit zerstreuten Herde.

III.

Schon stieg die Sonne über den Wald empor, und ihre Strahlen blitzten hell auf dem Grase und auf der Oberfläche des sich krümmenden Flusses. Der Tau trocknete und sammelte sich in Tropfen; wie leichter Rauch verschwand der letzte Morgennebel. Krause Wölkchen erschienen am Himmel; aber es ging noch kein Wind. Jenseits des Flusses stand dicht und straff grüner Roggen, der bereits Ähren ansetzte, und es roch nach frischem Grün und Blumen. Aus dem Walde rief der Kuckuck, mitunter dazwischen heiser krächzend, und Nestor zählte, lang auf dem Rücken liegend, wie viele Jahre er noch leben werde. Die Lerchen erhoben sich über dem Roggenfeld und über der Wiese in die Luft. Ein Hase, der sich verspätet hatte, war zwischen die Pferdeherde geraten, rettete sich in großen Sprüngen ins Freie, setzte sich bei einem Busch hin und horchte. Waska schlief, den Kopf mit dem Gesicht ins Gras gedrückt; die jungen Stuten zogen sich ringsumher noch weiter von ihm fort und zerstreuten sich in der Niederung; auch die älteren Stuten schritten weiter, ab und zu schnaubend und eine helle Spur im Tau hinter sich lassend, und wählten sich immer solche Stellen aus, wo sie niemand stören konnte; aber sie weideten nicht mehr, sie fraßen nur zum Vergnügen manchmal ein paar schmackhafte Halme. Die ganze Herde bewegte sich unmerklich nach einer Richtung hin.

Wieder war es die alte Schuldüba, welche, würdevoll den anderen voranschreitend, ihnen klarmachte, daß man weiter weggehen könne. Die junge Rappstute Muschka, die zum erstenmal gefohlt hatte, wieherte beständig, hob den Schweif und schnob ihrem lilafarbenen Füllen zu; die junge Atlasnaja, mit dem glatten, glänzenden Fell, senkte den Kopf so tief herab, daß der schwarze, seidige Haarschopf ihr die Stirn und die Augen bedeckte, spielte mit dem Gras, indem sie Hälmchen ausriß und wieder fallen ließ, und stampfte mit dem taufeuchten Fuß auf, an dem das Kötenhaar einen

dichten Büschel bildete. Eines der älteren Saugfohlen mochte sich wohl ein neues Spiel ersonnen haben: Das kurze, krause Schwänzchen wie einen Helmbusch aufrichtend, jagte es schon zum sechsundzwanzigsten Male im Kreis um seine Mutter herum, welche den Charakter ihres Sohnes schon hinreichend zu kennen schien, ruhig das Gras abrupfte und nur ab und zu mit dem großen schwarzen Auge von der Seite nach dem Fohlen hinblickte.

Eines der kleinsten Saugfohlen, ein schwarzes, dickköpfiges Tierchen, mit einem wie verwundert zwischen den Ohren aufstarrenden Haarschopf und einem kurzen Schwänzchen, das sich noch nach der Seite krümmte, nach der es im Mutterleib gekrümmt gewesen war, richtete die Ohren auf und schaute, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit stumpfblickenden Augen unverwandt nach einem anderen Fohlen hin, welches immer einen Sprung machte und dann wieder rückwärts ging; es blieb unklar, ob das zuschauende Tierchen von Neid erfüllt war oder sich überlegte, warum sich das andere wohl so benehme. Einige Fohlen sogen, die Mäuler unter die Mütter schiebend; andere liefen, aus unerfindlichem Grund, trotz aller Zurufe der Muttertiere, in kleinem, ungeschicktem Trab geradeswegs von diesen fort, als ob sie etwas suchen wollten, und blieben dann, wieder aus nicht erkennbarer Ursache, stehen und stießen ein lautes, verzweifeltes Gewieher aus; andere lagen, in einer Reihe hingestreckt, auf der Seite da; andere lernten Gras fressen; andere kratzten sich mit einem Hinterfuß hinter dem Ohr. Zwei noch trächtige Stuten gingen abgesondert; langsam die Beine bewegend, fraßen sie immer noch. Es war nicht zu verkennen, daß ihr Zustand von den anderen respektiert wurde und keines von den jüngeren Tieren an sie heranzukommen und sie zu stören wagte. Und wenn ja eine übermütige Stute sich beikommen ließ, sich ihnen zu nähern, so genügte eine Bewegung des Ohres oder des Schweifes, um ihr die ganze Unziemlichkeit ihres Benehmens zum Bewußtsein zu bringen.

Die jährigen Hengste und die jährigen Stuten taten so, als wären sie schon ausgewachsene Tiere von gesetztem Charakter; nur selten erlaubten sie sich, ein paar Sprünge zu machen und sich an lustige Gesellschaft anzuschließen. Ihre Schwanenhälschen mit den geschorenen Mähnen hinabbiegend, fraßen sie mit Anstand ihr Gras und schwenkten, als ob sie auch schon Schweife hätten, mit ihren Pinsel-

chen umher. Ganz wie die Großen legten sich manche nieder, wälzten sich oder kratzten einander. Die lustigste Gesellschaft bestand aus den zwei- und dreijährigen ledigen Stuten. Sie gingen fast alle in einem gesonderten Trupp, eine fröhliche Mädchenschar. Aus diesem Trupp hörte man Stampfen, Kreischen, Wiehern und Schnauben. Sie drängten sich zusammen, legten einander die Köpfe auf die Schultern, beschnupperten sich, sprangen in die Höhe und liefen manchmal mit erhobenem Schweif, halb im Trab, halb im Paßgang, stolz und kokett vor ihren Genossinnen her. Die schönste und zugleich die Rädelsführerin unter dieser ganzen Jugend war eine mutwillige braune Stute. Was sie angab, das machten die anderen nach; wo sie hinging, dahin folgte ihr der ganze Haufen der Schönen. Diese Übermütige war an diesem Morgen zu allerlei Spielen ganz besonders aufgelegt. Es war eine lustige Laune über sie gekommen, wie das ja auch bei Menschen vorkommt. Schon an der Tränke hatte sie den alten Wallach geneckt; dann lief sie am Wasser entlang, tat, als ob sie vor etwas erschrocken wäre, prustete und lief, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, ins Feld hinaus, so daß Waska ihr und den anderen, die sich ihr angeschlossen hatten, nachgaloppieren mußte. Nachdem sie dann ein bißchen gefressen hatte, fing sie an, sich umherzuwälzen; darauf foppte sie die alten Stuten dadurch, daß sie vor ihnen herging; dann trieb sie ein Füllen beiseite und lief hinter ihm her, als ob sie es beißen wollte. Die Mutter erschrak und hörte auf zu fressen; das Füllen schrie mit kläglicher Stimme; aber die übermütige Stute rührte es überhaupt nicht an; sie hatte es nur erschrecken und ihren Genossinnen, die mit großem Interesse ihre Schelmenstreiche als Zuschauerinnen verfolgten, ein Schauspiel darbieten wollen. Dann kam sie auf den Einfall, einem kleinen Grauschimmel in der Ferne, jenseits des Flusses bei dem Roggenfeld, den Kopf zu verdrehen; auf diesem Pferdchen ritt dort ein Bauer; der Pflug schleifte hinterher. Sie stellte sich in stolzer Haltung, ein wenig zur Seite gewendet, hin, hob den Kopf in die Höhe, schüttelte sich und ließ ein süßes, zärtliches, langgedehntes Wiehern erschallen. Mutwille und tiefe Empfindung und eine gewisse Traurigkeit kamen in diesem Wiehern zum Ausdruck. Auch Sehnsucht und Liebesverheißung und Liebeskummer lagen darin.

Dort rief im dichten Schilf, von einer Stelle zur anderen laufend, leidenschaftlich ein Wachtelkönig seine Gefährtin zu sich: dort

ließen der Kuckuck und die Wachtel ihren Liebesruf erklingen und die Blumen sandten durch den Wind ihren duftenden Blütenstaub einander zu.

„Auch ich bin jung und schön und stark", sagte das Wiehern der übermütigen Stute. „Aber es ist mir bisher nicht vergönnt gewesen, die Süßigkeit jenes Gefühles zu kosten, ja, es hat mich überhaupt noch kein Liebhaber gesehen, wahrhaftig noch kein einziger."

Und das vielsagende Gewieher klang voll jugendlicher Sehnsucht über die Niederung und das Feld dahin und gelangte aus der Ferne zu dem grauen Pferdchen. Dieses lichtete die Ohren auf und blieb stehen. Der Bauer versetzte ihm einen Stoß mit seinem in einem Bastschuh steckenden Fuße; aber der Grauschimmel war wie bezaubert von dem silberhellen Klang des fernen Wieherns und wieherte zur Antwort gleichfalls. Der Bauer wurde zornig, riß ihn an den Zügeln und stieß ihn mit dem Fuß so heftig gegen den Bauch, daß er sein Gewieher nicht zu Ende bringen konnte und weiterging. Aber dem Grauschimmel war gar süß und sehnsuchtsvoll zumute geworden, und noch lange drangen von den fernen Roggenfeldern die Töne eines ansetzenden leidenschaftlichen Wieherns und dann die zornigen Schimpfworte des Bauern zu der Pferdeherde herüber.

Wenn schon von dem bloßen Klang dieser Stimme der Grauschimmel sich so hingerissen fühlte, daß er seine Pflicht vergaß, was wäre dann erst mit ihm geschehen, wenn er die mutwillige Schöne in ihrer ganzen Gestalt gesehen hätte, wie sie die Ohren spitzte, die Nüstern aufblähte, die Luft einzog und, von unbestimmter Begierde getrieben und an dem ganzen jungen, schönen Leibe zitternd, nach ihm rief?

Aber die Übermütige dachte nicht lange über den Eindruck nach, den sie hervorgerufen hatte. Als die Stimme des Grauschimmels verstummt war, wieherte sie noch einmal spöttisch, bog den Kopf herunter, grub mit einem Fuß in der Erde und ging dann hin, um den scheckigen Wallach aufzuwecken und zu foppen. Der scheckige Wallach war stets das arme Opfer, das von diesen glücklichen jungen Tieren gehänselt und gepeinigt wurde. Er hatte von diesen jungen Tieren mehr zu leiden als von den Menschen. Er selbst tat weder den einen noch den anderen Übles. Die Menschen bedienten sich seiner und mißhandelten ihn bei diesem Anlaß; aber warum quälten ihn die jungen Pferde?

IV.

Er war alt, sie waren jung; er war mager, sie waren wohlgenährt; er war traurig, sie waren vergnügt. Folglich war er ein ganz fremdes, ganz andersartiges Wesen, und sie konnten mit ihm kein Mitleid haben. Die Pferde haben nur mit sich selbst Mitleid und außerdem nur noch mitunter mit denjenigen, in deren Haut sie sich mit Leichtigkeit hineindenken können. Aber es war doch nicht des scheckigen Wallachs eigene Schuld, daß er alt und dürr und mißgestaltet war. Man möchte meinen, daß es nicht seine eigene Schuld war; aber nach der Anschauung der Pferde war es allerdings seine eigene Schuld, und nach dieser Anschauung waren immer nur diejenigen im Recht, die stark, jung und glücklich waren, diejenigen, die noch das ganze Leben vor sich hatten, diejenigen, bei denen in übermütiger Anstrengung jeder Muskel zitterte und der Schweif sich steif in die Höhe hob. Vielleicht sah das auch der scheckige Wallach selbst ein und gab in ruhigen Augenblicken selbst zu, daß es seine eigene Schuld sei, wenn er sein Leben schon hinter sich hatte, und daß er nun dafür büßen müsse: aber er war doch bei alledem ein Pferd und konnte sich oft eines Gefühls der Kränkung, des Kummers und des Unwillens nicht erwehren, wenn er all dieses junge Volk ansah, das ihn sein Greisenalter so schwer entgelten ließ, obwohl es doch diesem selben Greisenalter gleichfalls am Ende des Lebens verfallen mußte. Ein weiterer Grund für die Mitleidslosigkeit der Pferde war auch ein gewisses aristokratisches Gefühl. Jedes von ihnen führte seinen Stammbaum väterlicherseits oder mütterlicherseits auf die berühmte Smetanka zurück; von dem Schecken aber wußte niemand, wo er herstammte; der Schecke war so ein Hergelaufener, der vor drei Jahren auf dem Jahrmarkt für achtzig Rubel Papier gekauft war.

Die braune Stute ging, als wenn sie nur so umherpromenierte, bis dicht an die Nase des scheckigen Wallachs und versetzte ihm dann einen Stoß. Er wußte schon, wie das gemeint war, und legte, ohne die Augen aufzumachen, die Ohren an den Kopf und fletschte die Zähne. Die Stute drehte ihm ihr Hinterteil zu und machte Miene, nach ihm zu schlagen. Er öffnete die Augen und ging weg nach einer anderen Stelle. Zum Schlafen hatte er keine Lust mehr; so begann er denn zu fressen. Wieder kam die übermütige Stute, von ihren Freun-

dinnen begleitet, zu dem Wallach hin. Eine zweijährige Stute mit einer Blesse, ein sehr dummes Tier, das der Braunen alles nachmachte und in allen Stücken ihre folgsame Schülerin war, kam mit ihr zusammen heran und begann, wie das Nachahmer stets tun, das, was die Braune tat, noch zu überbieten. Die braune Stute pflegte heranzukommen, als ob sie nur mit sich selbst beschäftigt wäre, und bei dem Wallach dicht vor seiner Nase vorbeizugehen, ohne ihn anzusehn, so daß er wirklich nicht wußte, ob er zornig werden sollte oder nicht, und das wirkte dann in der Tat komisch.

So machte das die braune Stute auch jetzt; aber die Blesse, welche hinter ihr ging und besonders ausgelassen war, gab dem Wallach geradezu einen Stoß mit der Brust. Dieser fletschte wieder die Zähne, kreischte auf, stürzte mit einer Geschwindigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte hinter ihr her und biß sie in die Lende. Die Blesse schlug mit beiden Hinterfüßen aus und traf den Alten schwer auf die mageren, kahlen Rippen. Der Alte röchelte ordentlich vor Schmerz; er wollte sich noch einmal auf sie stürzen, dann aber bedachte er sich eines anderen, seufzte schwer auf und ging zur Seite.

Das ganze junge Volk der Herde schien die Dreistigkeit, die sich der scheckige Wallach gegen die Blesse herausgenommen hatte, als eine persönliche Beleidigung aufzufassen; sie ließen ihn den ganzen übrigen Tag absolut nicht mehr fressen und gönnten ihm keinen Augenblick der Ruhe, so daß der Pferdehüter mehrmals einschreiten mußte und gar nicht begreifen konnte, was ihnen eigentlich in den Kopf gekommen war.

Der Wallach war so niedergeschlagen, daß er von selbst zu Nestor hinging, als der Alte sich anschickte, die Herde wieder nach Hause zu treiben, und er fühlte sich glücklicher und ruhiger, als Nestor ihn sattelte und aufstieg.

Gott weiß, welche Gedanken den alten Wallach erfüllten, als er auf seinem Rücken den alten Nestor nach Hause trug – ob er voll Bitterkeit an das freche, grausame junge Volk dachte oder mit jenem verächtlichen, schweigsamen Stolz, wie er dem Alter eigen ist, seinen Beleidigern vergab; jedenfalls ließ er seine Empfindungen nicht kund werden, bis sie zu Hause waren.

An diesem Abend hatte Nestor Besuch von Gevattersleuten bekommen, und als er die Herde an den zum Gestüt gehörigen kleinen

Wohnhäusern vorbeitrieb, bemerkte er einen Wagen mit einem Pferd, das vor seiner Haustür angebunden war. Nachdem er die Herde hineingetrieben hatte, hatte er es so eilig, daß er den Wallach, ohne ihm den Sattel abzunehmen, in den Hof ließ, seinem Kameraden Waska zurief, er solle ihn absatteln, das Tor zumachte und zu seinen Gevattersleuten ging. Ob nun deswegen, weil der Blesse, einer Urenkelin der berühmten Smetanka, von diesem „schäbigen Subjekt“, das auf dem Pferdemarkte gekauft war und weder Vater noch Mutter kannte, eine Beleidigung zugefügt und dadurch das aristokratische Empfinden des ganzen Gestütes verletzt war, oder weil der Wallach mit dem hohen Sattel ohne Reiter den Pferden ein seltsames, phantastisches Schauspiel bot – genug, es ereignete sich in dieser Nacht auf dem Pferdehof etwas Ungewöhnliches. Alle Pferde, junge und alte, liefen zähnefletschend hinter dem Wallach her und jagten ihn auf dem Hof herum. Man hörte das Dröhnen der Hufschläge gegen seine mageren Flanken und das schwere Ächzen des Getroffenen. Der Wallach konnte das nicht mehr ertragen und konnte den Hufschlägen nicht mehr ausweichen. Mitten im Hof blieb er stehen; auf seinem Gesicht malte sich in abstoßender Weise die kraftlose Wut des schwächlichen Greisenalters und dann die vollste Verzweiflung. Er legte die Ohren zurück, und plötzlich geschah etwas, was alle Pferde sofort veranlaßte, ihre Angriffe einzustellen. Die älteste Stute, namens Wjasopuricha, ging an den Wallach heran, beschnupperte ihn und seufzte. Der Wallach seufzte gleichfalls ……
……...

V.

In der Mitte des hell vom Mond beleuchteten Hofes stand die hohe, hagere Gestalt des Wallachs mit dem hohen Sattel und dem emporstehenden Knopf am Sattelbogen. Regungslos und in tiefem Schweigen standen die Pferde um ihn herum, als ob sie etwas Neues, Ungewöhnliches aus seinem Munde erführen. Und sie erfuhren auch wirklich aus seinem Munde etwas Neues, Unerwartetes. Was er ihnen mitteilte, war folgendes ……..
……...

Die erste Nacht

„Ja, ich bin ein Sohn von Ljubesnü I. und Baba. Mein Name ist nach dem Stammbaum Muschik[2] I. Ich heiße also Muschik I. nach dem Stammbaum, im gewöhnlichen Leben aber Leinwandmesser; diesen Beinamen haben mir die Leute wegen meines langen, weit ausholenden Schrittes gegeben, der in Rußland nicht seinesgleichen hatte. Was Abstammung anlangt, so gibt es in der Welt kein Pferd, das von edlerem Geblüte wäre. Ich hätte euch das nie gesagt. Wozu auch? Ihr hättet mich ja doch nie erkannt, wie mich auch Wjasopuricha, die doch mit mir zusammen in Chrenowo war, so lange nicht erkannt hatte und erst jetzt wiedererkannt hat. Auch jetzt würdet ihr mir nicht glauben, wenn mir nicht das Zeugnis dieser Wjasopuricha hier zur Seite stände. Ich hätte euch das niemals gesagt. Ich brauche kein Mitleid von den Pferden. Aber ihr habt es gewollt. Ja, ich bin jener Leinwandmesser, nach dessen Verbleib die Pferdekenner vergeblich forschen, jener Leinwandmesser, den der Graf selbst gekannt, aber aus dem Gestüt verwiesen hat, weil ich seinen Liebling Lebed überholt hatte ……

……

Als ich geboren wurde, wußte ich nicht, was das bedeutet: ein Schecke; ich meinte eben, ich sei ein Pferd. Die erste Bemerkung, die über mein Fell gemacht wurde, versetzte – darauf besinne ich mich noch sehr wohl – mich und meine Mutter in großes Erstaunen.

Ich wurde wahrscheinlich in der Nacht geboren; am Morgen stand ich, von meiner Mutter schon rein geleckt, bereits auf den Füßen. Ich erinnere mich, daß ich immer ein Verlangen nach etwas verspürte und daß mir alles höchst wunderbar und zugleich höchst selbstverständlich vorkam. Die Boxen lagen bei uns an einem langen warmen Korridor und hatten Gittertüren, durch die man alles sehen konnte.

Meine Mutter hielt mir das Euter hin; aber ich war noch so unerfahren, daß ich mit der Nase bald unter die Vorderbeine meiner Mutter, bald unter die Krippe stieß. Plötzlich blickte meine Mutter sich nach der Gittertür um, trat mit einem Beine über mich fort und

[2] *Muschik* – Bauer.

ging zur Seite. Der Knecht, der den Stalldienst hatte, sah durch das Gitter zu uns in die Box herein.

‚Ei, sieh da! Baba hat gefohlt!' sagte er und schob den Riegel zurück. Er kam herein, ging über das frische Stroh auf mich zu und faßte mich mit beiden Armen um. ‚Sieh mal, Taras!' rief er, ‚ein schnurriger Schecke, die reine Elster!'

Ich riß mich von ihm los, stolperte und fiel auf die Knie nieder.

‚Ei, so ein kleines Teufelchen!' sagte er.

Meine Mutter wurde unruhig, machte aber keine Anstalten, mich zu schützen; sie seufzte nur schwer, sehr schwer und trat ein wenig zur Seite. Die Stallknechte kamen und besahen mich. Einer von ihnen lief hin, um es dem Stallmeister zu melden.

Alle lachten, sobald sie mein scheckiges Fell erblickten, und gaben mir allerlei sonderbare Benennungen. Der Sinn dieser Worte war nicht nur mir, sondern auch meiner Mutter unverständlich. Bisher war unter uns und allen meinen Verwandten kein einziger Schecke gewesen. Wir glaubten nicht, daß etwas Schlimmes dabei sei. Meinen Körperbau und meine Kraft lobten auch damals alle.

‚Sieh, was für ein flinkes Kerlchen', sagte einer der Stallknechte. ‚Man kann ihn kaum halten.'

Nach einiger Zeit kam der Stallmeister; auch er wunderte sich über meine Farbe; er schien sogar darüber verdrießlich zu sein.

‚Von wem das kleine Scheusal das bloß hat?' sagte er. ‚Der Direktor wird ihn nun nicht im Gestüt behalten mögen. Ach, Baba, du hast mich schön angeführt', wandte er sich zu meiner Mutter. ‚Hättest du nur wenigstens einen Bleß zur Welt gebracht; aber einen ganz Scheckigen!'

Meine Mutter antwortete nichts und seufzte nur wieder, wie immer in ähnlichen Fällen.

‚Von wem er das bloß hat?' fuhr er fort. ‚Wie ein Bauer sieht er aus! Im Gestüt können wir ihn nicht behalten; es ist eine wahre Schande! Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!' sagte er, und das sagten alle, die mich sahen.

Nach einigen Tagen kam auch der Gestütsdirektor selbst; er betrachtete mich, und wieder waren alle ganz entsetzt und schalten auf mich und auf meine Mutter wegen der Farbe meines Felles. ‚Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!' sagte jeder, der mich sah.

Bis zum Frühling wohnten wir Füllen alle im Stalle der Mutter-

stuten, aber gesondert, jedes bei seiner Mutter. Nur zu der Zeit, als schon der Schnee auf den Dächern der Stallungen von der Sonne zu schmelzen anfing, wurde ich mitunter mit meiner Mutter auf den geräumigen Hof hinausgelassen, der mit frischem Stroh belegt war. Dort lernte ich zum ersten Male alle meine Verwandten, nähere und entferntere, kennen. Dort sah ich, wie aus den verschiedenen Türen lauter damals hochberühmte Stuten mit ihren Füllen herauskamen. Da war die alte Hollandka, dann Muschka, eine Tochter von Smetanka, dann Krasnucha, ferner das Reitpferd Dobrochoticha, lauter Berühmtheiten jener Zeit; alle kamen sie da nebst ihren Füllen zusammen, gingen im Sonnenschein umher, wälzten sich auf dem frischen Stroh und beschnupperten einander ganz wie gewöhnliche Pferde. Den Anblick dieses Hofes, den die schönsten Stuten jener Zeit erfüllten, habe ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen können. Es wird euch sonderbar vorkommen, wenn ihr euch vorstellen und glauben sollt, daß ich einst jung und feurig war; und doch war es so. Da war auch diese selbe Wjasopuricha, die ihr hier seht, damals noch ein einjähriges Tierchen mit geschorener Mähne, ein liebes, lustiges, mutwilliges Pferdchen; aber – und das sage ich nicht etwa, um sie zu kränken – obgleich sie jetzt unter euch, was Geblüt anlangt, für eine Seltenheit gilt, gehörte sie damals zu den geringsten Pferden jener Zucht. Sie wird euch das selbst bestätigen.

Meine Buntscheckigkeit, die den Menschen so sehr mißfiel, gefiel dafür allen Pferden außerordentlich gut; alle umringten sie mich, bewunderten mich und spielten mit mir. Ich begann schon zu vergessen, was die Menschen über meine Buntscheckigkeit gesagt hatten, und mich glücklich zu fühlen. Aber bald lernte ich den ersten Kummer in meinem Leben kennen, und die Ursache dieses Kummers war meine Mutter. Als es schon zu tauen anfing, die Sperlinge unter den Vordächern zwitscherten und der Frühling sich immer stärker in der Luft spürbar machte, da begann meine Mutter, ihr Benehmen gegen mich zu ändern.

Ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt; bald begann sie plötzlich ohne jeden Anlaß zu spielen und auf dem Hof herumzutollen, was zu ihrem gesetzten Alter ganz und gar nicht paßte; bald versank sie in Gedanken und wieherte dabei; bald biß sie die anderen Stuten und schlug mit den Hinterfüßen nach ihnen; bald beschnupperte sie mich und schnob unzufrieden; bald legte sie, wenn wir draußen im

Sonnenschein waren, ihren Kopf über die Schulter ihrer Cousine Kuptschicha und kratzte ihr lange nachdenklich den Rücken; mich aber stieß sie vom Euter weg. Eines Tages kam der Stallmeister, ließ ihr ein Halfter anlegen, und dann wurde sie aus der Box hinausgeführt. Sie wieherte; ich rief ihr zu und wollte ihr nachstürzen; aber sie sah sich nicht einmal nach mir um. Der Stallknecht Taras ergriff mich mit beiden Armen in dem Augenblick, wo sich die Tür hinter meiner Mutter, die hinausgeführt wurde, schloß.

Ich riß mich los und warf den Stallknecht in das Stroh; aber die Tür war fest geschlossen, und ich hörte nur das sich immer weiter entfernende Wiehern meiner Mutter. Und in diesem Wiehern hörte ich nicht mehr einen Ruf nach mir, sondern ich merkte darin einen ganz anderen Ausdruck. Auf ihre Stimme antwortete in der Ferne eine mächtige andere Stimme, wie ich später erfuhr, die Stimme Dobrüs' I., der, mit je einem Stallknecht rechts und links, zum Rendezvous mit meiner Mutter kam.

Ich erinnere mich nicht, wie Taras aus meiner Box hinauskam; mir war gar zu traurig zumute, denn ich fühlte, daß ich die Liebe meiner Mutter für immer verloren hatte. ‚Und alles nur deswegen, weil ich ein Schecke bin', dachte ich in Erinnerung an das, was die Menschen über mein Fell gesagt hatten, und es packte mich eine solche Wut, daß ich mit Kopf und Knien gegen die Wände der Box zu stoßen anfing und dies so lange fortsetzte, bis ich in Schweiß wie gebadet war und vor Erschöpfung aufhören mußte.

Nach einiger Zeit kehrte meine Mutter zu mir zurück. Ich hörte, wie sie in einem mir ungewöhnlich klingenden Trabe auf dem Korridor zu unserer Box gelaufen kam. Man öffnete ihr die Tür, und ich erkannte sie gar nicht wieder, so viel jünger und schöner war sie geworden. Sie beschnupperte mich, schnob und stieß ein lachendes Gewieher aus. An ihrem gesamten Ausdruck sah ich, daß sie mich nicht mehr liebte.

Sie erzählte mir von Dobrüs' Schönheit und von ihrer Liebe zu ihm. Diese Zusammenkünfte dauerten fort, und das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter wurde immer kälter.

Bald darauf ließ man uns auf die Weide hinaus. Von diesem Zeitpunkt an lernte ich neue Freuden kennen, welche mir den Verlust der Liebe meiner Mutter ersetzten. Ich hatte Freunde und Kameraden. Wir lernten zusammen Gras fressen, ebenso wiehern wie die

Großen und mit emporgehobenen Schweifen um unsere Mütter herumgaloppieren. Das war eine glückliche Zeit. Alles war mir gestattet; alle liebten mich, bewunderten mich und betrachteten alles, was ich tat, mit wohlwollender Nachsicht. Aber das dauerte nicht lange. Nach kurzer Zeit widerfuhr mir etwas Entsetzliches."

Der Wallach stieß einen tiefen, schweren Seufzer aus und ging von den anderen Pferden weg.

Die Morgenröte war schon längst am Himmel erschienen. Das Tor knarrte. Nestor kam herein. Die Pferde gingen auseinander. Der Pferdehüter brachte den Sattel des Wallachs in Ordnung und trieb die Herde hinaus.

VI.
Die zweite Nacht

Sobald die Pferde am Abend in den Hof getrieben waren, drängten sie sich wieder um den Schecken.

„Im August trennte man mich von meiner Mutter", fuhr der Schecke fort, „und ich empfand darüber keinen sonderlichen Kummer. Ich sah, daß meine Mutter schon einen jüngeren Bruder trug, den berühmten Usan, und ich war nicht mehr derselbe, der ich früher gewesen war. Ich war nicht eifersüchtig; aber ich fühlte, daß ich kühler gegen sie geworden war. Außerdem wußte ich, daß ich nach der Trennung von der Mutter in die allgemeine Füllenabteilung kam, wo wir zu zweien und dreien zusammen standen und täglich unsere ganze junge Schar ins Freie hinausgelassen wurde. Ich stand in einer Box mit Milü. Milü ist ein Reitpferd geworden, und es hat ihn später der Kaiser geritten, und er ist auf Gemälden und in Statuen dargestellt worden. Damals war er noch ein einfaches Füllen, mit glänzendem, zartem Fell, einem Schwanenhals und schnurgeraden, feinen Beinen. Er war immer vergnügt, gutmütig und liebenswürdig, immer bereit zu spielen, sich mit einem anderen zu belecken und mit einem anderen Pferd oder einem Menschen sein Späßchen zu treiben. Unwillkürlich befreundeten wir uns miteinander, da wir zusammen wohnten, und diese Freundschaft hat während unserer ganzen Jugendzeit fortgedauert. Er war lustig und leichtsin-

nig. Er fing schon damals an zu lieben, schäkerte mit den Stuten und lachte mich wegen meiner Unschuld aus. Und zu meinem Unglück begann ich, es ihm aus Ehrgeiz nachzumachen, und war sehr bald ganz toll verliebt. Und diese meine frühe Neigung wurde die Ursache zu der größten Veränderung meines Schicksals. Es kam manchmal vor, daß ich mich vor Liebe gar nicht zu fassen wußte … Wjasopuricha war ein Jahr älter als ich; wir waren miteinander sehr gut befreundet; aber gegen Ende des Herbstes bemerkte ich, daß sie anfing, mir auszuweichen …

Aber ich will nicht diese ganze unglückliche Geschichte meiner ersten Liebe erzählen; Wjasopuricha selbst wird sich erinnern, in welcher sinnlosen Weise ich mich von meiner Leidenschaft hinreißen ließ und wie dies mit der wichtigsten Veränderung in meinem Leben endete.

Die Pferdehüter stürzten herbei, um sie fortzujagen und mich zu schlagen. Am Abend wurde ich in eine besondere Box gebracht; ich wieherte die ganze Nacht hindurch, wie in einer Vorahnung dessen, was mir der folgende Tag bringen sollte.

Am Morgen kamen in den Korridor vor meiner Box der Gestütsdirektor, der Stallmeister, ein paar Stallknechte und Pferdehüter, und es erhob sich ein furchtbarer Lärm. Der Direktor schrie den Stallmeister an; der Stallmeister verteidigte sich, er habe verboten gehabt, mich herauszulassen, und die Stallknechte hätten es eigenmächtig getan. Der Direktor sagte, er werde sie allesamt durchpeitschen lassen; daß junge Hengste nicht zu halten seien, hätten sie wissen müssen. Der Stallmeister versprach, er werde alles ausführen. Sie schwiegen endlich und gingen fort. Ich hatte nichts begriffen; aber ich sah, daß sie etwas Schlimmes mit mir vorhatten. ……..
……...

Tags darauf hörte ich für mein Leben lang auf, zu wiehern; ich wurde so, wie ich jetzt bin. Die ganze Welt hatte in meinen Augen eine andere Gestalt bekommen. Nichts machte mir Freude; ich vergrub mich in mich selbst und wurde nachdenklich. Anfangs war mir alles zuwider. Ich hörte sogar auf, zu trinken, zu fressen und zu gehen; und nun gar an Spielen dachte ich überhaupt nicht mehr. Mitunter kam mir der Einfall auszuschlagen, umherzugaloppieren, zu wiehern; aber sofort trat mir auch die furchtbare Frage entgegen: warum? wozu? Und meine letzte Kraft sank dahin.

Einmal wurde ich abends draußen umhergeführt gerade in dem Augenblick, als man die Herde vom Felde heimtrieb. Schon von weitem erblickte ich die Staubwolke mit den noch undeutlichen, mir so wohlbekannten Umrissen aller unserer Mutterstute … Ich hörte das lustige Wiehern und das Getrappel. Ich blieb stehen, obgleich der Strick des Halfters, an dem mich der Stallknecht zog, mir in den Nacken schnitt, und schaute nach der näherkommenden Herde hin, wie man auf ein für immer verlorenes, unwiederbringliches Glück hinschaut. Als sie herankamen, unterschied ich einzeln alle die mir bekannten schönen, prächtigen, gesunden, wohlgenährten Gestalten. Einige von ihnen blickten auch nach mir hin. Ich fühlte nicht mehr den Schmerz, als mich der Stallknecht am Halfter zog. Ich vergaß, wer ich war, und begann in Erinnerung an frühere Zeiten zu wiehern und Trab zu laufen; aber mein Wiehern klang traurig, lächerlich und töricht. In der Herde wurde nicht gelacht; aber ich merkte, wie sich viele der Pferde aus Anstandsgefühl von mir abwandten. Ich machte offenbar auf sie einen widerwärtigen, kläglichen, peinlichen und vor allen Dingen lächerlichen Eindruck. Lächerlich erschien ihnen mein dünner, energieloser Hals, mein großer Kopf (ich war damals sehr mager geworden), meine langen, plumpen Beine, und wie ich aus alter Gewohnheit in ungeschickter Gangart im Kreise um den Stallknecht herumtrabte. Niemand antwortete auf mein Gewieher; alle wandten sie sich von mir ab. Ich begriff plötzlich alles; ich begriff, wie fern ich ihnen allen für immer stand, und ich erinnere mich nicht mehr, wie ich damals hinter dem Stallknecht her nach Hause gekommen bin.

Ich hatte auch früher schon einen Hang zum Ernst und zum Nachsinnen besessen; jetzt nun aber ging in meinem Innern eine entschiedene Umwandlung vor. Meine Buntscheckigkeit, die mir diese seltsame Verachtung seitens der Menschen zuzog, ferner das furchtbare Unglück, das so unerwartet über mich hereingebrochen war, und dazu noch meine eigentümliche Stellung im Gestüt, die ich empfand, aber mir schlechterdings noch nicht erklären konnte, dies alles brachte mich dahin, mich tief in mein Inneres zurückzuziehen. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Menschen nach, die mich dafür verdammten, daß ich ein Schecke war; ich dachte über die Unbeständigkeit der mütterlichen Liebe und überhaupt der weiblichen Liebe nach und über ihre Abhängigkeit von physischen Zuständen;

ganz besonders aber dachte ich über die Eigenheiten jener sonderbaren Gattung von lebenden Wesen nach, mit der wir in so enger Verbindung stehen und die wir Menschen nennen, über diejenigen Eigenheiten, deren Folge jene Besonderheit meiner Stellung im Gestüt war, die ich wohl empfand, aber nicht begreifen konnte.

Was es mit dieser Besonderheit und mit den menschlichen Eigenheiten, auf denen sie beruhte, für eine Bewandtnis hatte, das entdeckte ich bei folgender Gelegenheit.

Es war im Winter, in der Festzeit. Einen ganzen Tag lang erhielt ich kein Futter und auch nichts zu trinken. Wie ich nachher erfuhr, war dies daher gekommen, daß unser Stallknecht betrunken war. An demselben Tage kam der Stallmeister zu mir herein, sah, daß ich nichts zu fressen hatte, und schimpfte in sehr starken Ausdrücken auf den nicht anwesenden Stallknecht. Dann ging er wieder weg.

Am anderen Tage kam der Stallknecht mit einem seiner Kameraden in unsere Box herein, um uns Heu zu geben. Ich bemerkte, daß er auffällig blaß und in trüber Stimmung war, und daß namentlich die Art, wie er seinen langen Rücken bewegte, eine besondere Bedeutung und etwas Mitleiderregendes hatte.

Grimmig warf er das Heu hinter die Raufe. Ich wollte meinen Kopf über seine Schulter schieben; aber er schlug mich mit der Faust so schmerzhaft auf das Maul, daß ich zurücksprang. Dann gab er mir noch mit dem Stiefel einen Tritt gegen den Bauch.

‚Wenn dieses verdammte Aas nicht wäre', sagte er, ‚dann wäre nichts passiert.'

‚Was ist denn gewesen?' fragte der andere Stallknecht.

‚Ja, nach dem Grafen seinen Pferden, da sieht er nicht nach; aber bei seinem, da revidiert er den Tag zweimal.'

‚Ist ihm denn der Schecke geschenkt worden?' fragte der andere.

‚Ob verkauft oder geschenkt, das weiß der Teufel. Dem Grafen seine Pferde, wenn die auch alle vor Hunger krepieren, das ist ihm ganz egal; aber wenn man sich beikommen läßt, seinem Füllen kein Futter zu geben! *Leg dich hin*! sagt er. *Und nun haut ordentlich zu*! Er hat kein Christentum. Das Vieh tut ihm mehr leid als ein Mensch. Man merkt, daß er kein Kreuz auf der Brust trägt; er hat selbst die Hiebe gezählt, der Barbar! Selbst der Direktor hat mich noch nie so hauen lassen; mein ganzer Rücken ist voll Striemen; man sieht, er hat kein christliches Herz im Leib.'

Was sie vom Durchpeitschen und vom Christentum sagten, das verstand ich ganz gut; aber vollständig dunkel war mir damals noch, was der Ausdruck ‚sein Füllen' bedeutete, aus welchem ich ersah, daß die Menschen irgendwelche Beziehung zwischen mir und dem Stallmeister annahmen. Worin diese Beziehung bestand, konnte ich damals schlechterdings nicht begreifen. Erst viel später, nachdem man mich von den anderen Pferden getrennt hatte, verstand ich, was das bedeutete. Damals konnte ich gar nicht begreifen, was das eigentlich heißen sollte, daß sie mich als das Eigentum eines Menschen bezeichneten. Der Ausdruck ‚mein Pferd' bezog sich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erschien mir ebenso seltsam wie solche Ausdrücke: ‚mein Land', ‚meine Luft, mein Wasser'.

Aber diese Worte hatten mir einen gewaltigen Eindruck gemacht. Unaufhörlich dachte ich darüber nach; aber erst lange nachher, nachdem ich die mannigfachsten Beziehungen zu den Menschen durchgemacht hatte, begriff ich endlich, welche Bedeutung die Menschen diesen sonderbaren Worten beilegen. Diese Bedeutung ist folgende: Für die Menschen sind im Leben nicht Taten das Bestimmende, sondern Worte. Es kommt ihnen nicht sowohl auf die Möglichkeit an, etwas zu tun oder nicht zu tun, als vielmehr auf die Möglichkeit, mit Bezug auf allerlei Gegenstände gewisse Worte von konventioneller Bedeutung zu gebrauchen. Solche Worte, die bei ihnen für sehr wichtig gelten, sind die Worte ‚mein, meine', deren sie sich in bezug auf die verschiedensten Dinge, auf lebende Wesen und leblose Gegenstände, bedienen, sogar in bezug auf den Erdboden, auf Menschen und auf Pferde. Sie haben untereinander festgesetzt, daß von ein und demselben Dinge immer nur einer ‚mein' sagen darf. Und wer nach diesem unter ihnen vereinbarten Spiel von der größten Anzahl von Dingen ‚mein' sagt, der gilt bei ihnen für den Glücklichsten. Weshalb das so ist, weiß ich nicht; aber es ist so. Früher habe ich mich lange bemüht, mir das aus irgendwelchem unmittelbaren Vorteil zu erklären; aber eine solche Erklärung erwies sich als unzutreffend.

Zum Beispiel: Viele von den Menschen, die mich ihr Pferd nannten, ritten gar nicht auf mir; sondern es ritten auf mir ganz andere Leute. Es fütterten mich auch nicht sie, sondern ganz andere. Gutes taten mir wiederum nicht diejenigen, die mich ihr Pferd nannten, sondern Kutscher, Roßärzte und überhaupt fremde Menschen. Als

sich in der Folge der Kreis meiner Beobachtungen erweiterte, überzeugte ich mich, daß nicht nur in bezug auf uns Pferde der Begriff ‚mein' lediglich auf einem niedrigen, animalischen Instinkt der Menschen beruht, den sie Eigentumssinn oder Eigentumsrecht nennen. Der Mensch sagt auch: ‚mein Haus', obgleich er nie darin wohnt, sondern nur für die Erbauung und Erhaltung des Hauses Sorge trägt. Der Kaufmann sagt: ‚mein Laden', zum Beispiel ‚mein Tuchladen', und läßt sich dabei doch nicht seine Kleider aus dem besten Tuche machen, das in seinem Laden ist.

Es gibt Menschen, die ein Stück Land als das ihrige bezeichnen und doch dieses Stück Land nie gesehen haben, nie auf ihm umhergegangen sind. Es gibt Menschen, welche von anderen Menschen ‚mein' sagen, und doch haben sie diese Menschen nie gesehen, und ihre ganze Beziehung zu diesen Menschen besteht darin, daß sie ihnen Böses tun.

Es gibt Menschen, welche Frauen als ihre Frauen bezeichnen, und doch leben diese Frauen mit anderen Männern. Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu tun, was sie für gut und recht halten, sondern danach, möglichst viele Dinge die ihrigen zu nennen.

Ich bin jetzt der Überzeugung, daß gerade darin der wesentliche Unterschied zwischen den Menschen und uns besteht. Und schon darum allein – von unseren anderen Vorzügen vor den Menschen gar nicht zu reden – können wir dreist sagen, daß wir auf der Stufenleiter der lebenden Wesen höher stehen als die Menschen; für das Handeln der Menschen, wenigstens derjenigen, mit denen ich in Beziehung gekommen bin, sind das Bestimmende Worte, für das unsrige das wirkliche Tun.

Dieses Recht also, von mir zu sagen ‚mein Pferd', hatte der Stallmeister erhalten, und darum ließ er den Stallknecht durchpeitschen. Diese Entdeckung versetzte mich in lebhaftes Erstaunen, und sie, sowie mein Befremden über die Gedanken und Urteile, die meine buntscheckige Farbe bei den Menschen hervorrief, und das Nachsinnen, zu dem mich die Sinnesänderung meiner Mutter veranlaßte, haben mich zu dem ernsten, tiefsinnigen Wallach werden lassen, der ich bin.

Ich war dreifach unglücklich: ich war scheckig, ich war ein Wallach, und die Menschen hatten von mir die Vorstellung, daß ich

nicht Gott und mir selbst angehörte, wie das doch jedem lebenden Wesen angeboren ist, sondern daß ich dem Stallmeister gehörte.

Daß sie von mir diese Vorstellung hatten, hatte mehrere Folgen. Gleich die erste dieser Folgen bestand darin, daß man mich abgesondert hielt, besser fütterte, häufiger an der Leine laufen ließ und mich früher anspannte. Zum erstenmal wurde ich in meinen, dritten Lebensjahre angespannt. Ich erinnere mich, wie damals der Stallmeister selbst, der die Vorstellung hatte, daß ich ihm gehörte, mit einer ganzen Schar von Stallknechten sich daran machte, mich anzuspannen, und von mir Wildheit und Widersetzlichkeit erwartete. Sie banden mich mit Stricken und führten mich in die Gabeldeichsel; auf den Rücken hatten sie mir ein breites Kreuz von Riemen gelegt und banden es an der Gabeldeichsel fest, damit ich nicht hinten ausschlagen könne; ich aber hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, meine Lust und Liebe zur Arbeit zu zeigen.

Sie wunderten sich, daß ich in der Deichsel ging wie ein altes Pferd. Man fuhr mich ein, und ich übte mich im Traben. Mit jedem Tag machte ich größere Fortschritte, so daß nach drei Monaten der Gestütsdirektor selbst und viele andere meinen Gang lobten. Aber merkwürdig, eben deshalb, weil sie die Vorstellung hatten, daß ich nicht mein eigen sei, sondern Eigentum des Stallmeisters, erhielt mein Gang für sie eine ganz andere Bedeutung.

Die Hengste, meine Brüder, fuhr man zum Wettrennen ein; man maß ihr Tempo; es kamen Leute heraus, um ihnen zuzusehen; man spannte sie vor Wagen mit vergoldeten Zieraten und legte ihnen teure Satteldecken auf. Ich fuhr mit dem einfachen Break des Stallmeisters nach Tschesmenka und den anderen Vorwerken, wenn er dort zu tun hatte. Alles das kam davon her, daß ich ein Schecke war, und hauptsächlich daher, daß ich nach der Meinung der Menschen nicht dem Grafen, sondern dem Stallmeister gehörte.

Morgen, wenn wir dann noch leben, will ich euch erzählen, welche wichtige Folge dieses Eigentumsrecht, das sich der Stallmeister einbildete, für mich hatte.“

Diesen ganzen Tag über benahmen sich die Pferde gegen Leinwandmesser rücksichtsvoll; aber Nestors Benehmen war so grob wie immer. Der Grauschimmel des Bauern wieherte von selbst auf, als er in die Nähe der Herde kam, und die braune Stute kokettierte wieder mit ihm.

[Illustrationsseite]

VII.
Die dritte Nacht

Der Mond war im Zunehmen, und seine schmale Sichel beleuchtete die Gestalt Leinwandmessers, welcher mitten auf dem Hof stand. Die Pferde drängten sich um ihn.

„Die wichtigste, erstaunlichste Folge des Umstandes, daß ich nicht dem Grafen, nicht Gott, sondern dem Stallmeister gehörte", fuhr der Schecke fort, „bestand für mich darin, daß gerade das, was unser Hauptverdienst bildet, der flotte Gang, die Ursache zu meiner Verbannung wurde. Lebed wurde in der kreisförmigen Fahrbahn eingefahren; da kam der Stallmeister gerade mit mir aus Tschesmenka zurückgefahren und hielt bei der Fahrbahn an. Lebed kam bei uns vorbei. Er ging gut; aber er stolzierte dabei und verstand sich nicht auf die Kraftausnutzung, die ich bei mir herausgearbeitet hatte, daß nämlich in dem Augenblick, wo ein Fuß den Erdboden berührt, ein anderer sich von ihm loshebt und nicht die geringste Anstrengung zwecklos vergeudet wird, sondern jede Anstrengung zur Vorwärtsbewegung mitwirkt. Also Lebed kam bei uns vorbei. Ich strebte nach der Fahrbahn hinein, und der Stallmeister hielt mich nicht zurück. ‚Na, wie ist's, wollt ihr mal euren Lebed mit meinem Schecken um die Wette laufen lasse?', rief er, und als Lebed zum zweiten Mal vorbeikam, ließ er mich los. Der andere hatte schon seine volle Geschwindigkeit, und daher blieb ich bei der ersten Runde zurück; aber bei der zweiten rückte ich gegen ihn auf, kam seinem Wagen immer näher, holte ihn ein, überholte ihn – und blieb voran. Es wurde noch ein zweiter Versuch angestellt, mit demselben Erfolg. Ich war der Schnellere. Und das versetzte alle in Schrecken. Der Gestütsdirektor verlangte, ich sollte so bald wie möglich weit weg verkauft werden, damit sie von mir nichts mehr zu sehen und zu hören bekämen. ‚Wenn es der Graf erfährt, dann passiert etwas Schlimmes!', sagte er. So wurde ich denn als Deichselpferd an einen Pferdehändler verkauft. Bei dem Pferdehändler blieb ich nicht lange; ein Husarenoffizier, welcher Remontepferde für das Regiment einkaufte, erstand mich für sich selbst. Alles, was mir in der letzten Zeit widerfahren war, war so ungerecht und grausam gewesen, daß ich froh war, als man mich aus Chrenowo fortführte und für immer von allem trennte, was mit mir verwandt war und mir

lieb gewesen war. Ich hatte mich dort unter den anderen Pferden gar zu bedrückt gefühlt. Ihnen standen im Leben Liebe, Ehren und Freiheit bevor, mir Arbeit und Erniedrigung, Erniedrigung und Arbeit bis zum Ende meines Daseins! Und weshalb? Weil ich ein Schecke war und darum jemandes Eigentum hatte werden müssen …"

Weiter konnte Leinwandmesser an diesem Abend nicht erzählen. Auf dem Pferdehof trat ein Ereignis ein, welches alle Pferde in Aufregung versetzte. Kuptschicha, eine trächtige, verspätete Stute, die zuerst bei der Erzählung mit zugehört hatte, wandte sich plötzlich um, ging langsam unter das Schuppendach und begann dort so laut zu ächzen, daß alle Pferde auf sie aufmerksam wurden; dann legte sie sich nieder, darauf stand sie wieder auf und legte sich von neuem nieder. Die alten Mutterstuten wußten, was mit ihr vorging; aber die jüngeren Tiere gerieten in große Erregung, verließen den Wallach und umringten die Kranke.

Am Morgen war ein neues Füllen da, das sich nur schwankend auf den Beinen hielt. Nestor rief den Stallmeister herbei, und die Stute mit ihrem Füllen wurde in eine besondere Box gebracht, die anderen Pferde aber ohne die beiden auf die Weide getrieben.

VIII.
Die vierte Nacht

Am Abend, als das Tor geschlossen und alles still geworden war, fuhr der Schecke folgendermaßen fort:

„Viele Beobachtungen sowohl über die Menschen als auch über die Pferde hatte ich anzustellen Gelegenheit, während ich aus einer Hand in die andere überging. Am längsten war ich bei zwei Besitzern in Moskau: bei jenem Husarenoffizier, der seinem Stand nach Fürst war, und bei einer alten Dame, die nicht weit von der Kirche zum Wunderbild des heiligen Nikolaus wohnte.

Bei dem Husarenoffizier verlebte ich die beste Zeit meines Lebens.

Obgleich er die Ursache zu meinem Verderben wurde, und obgleich er niemanden und nichts jemals geliebt hat, so liebte und liebe ich ihn doch gerade deswegen.

Mir gefiel an ihm gerade das, daß er schön, glücklich und reich war und darum keinen Menschen liebte.

Ihr habt Verständnis für diese erhabene Empfindung, wie sie uns Pferden eigen ist! Seine Kälte und meine Abhängigkeit von ihm verliehen meiner Liebe zu ihm eine besondere Stärke. ‚Schlag mich tot, jage mich zuschanden', dachte ich oft in unseren schönen Zeiten, das wird meine Glückseligkeit nur noch erhöhen.

Er kaufte mich von dem Pferdehändler, dem mich der Stallmeister für achthundert Rubel verkauft hatte. Er kaufte mich gerade deshalb, weil sonst kein Mensch sich scheckige Pferde hielt. Das war meine beste Zeit. Er hatte eine Geliebte. Ich wußte das, weil ich ihn jeden Tag zu ihr hinbrachte und sie auch manchmal beide zusammen spazieren fuhr.

Seine Geliebte war eine Schönheit, und auch er war ein schöner Mann, und auch sein Kutscher war ein schöner Mann. Und deswegen hatte ich sie alle sehr gern. Auch hatte ich ein gutes Leben. Der Tag verlief für mich folgendermaßen. Am Morgen kam der Stallknecht, um mich zu reinigen, nicht der Kutscher selbst, sondern der Stallknecht. Dieser Stallknecht war ein junger Mensch, ein Bauernbursche, den der Herr von seinem Gut hatte nach der Stadt kommen lassen. Er öffnete die Tür, ließ den Stalldunst hinaus, räumte den Mist weg, nahm uns die Decken ab und begann, mir mit einer Bürste den Leib abzureiben und mit der Striegel weißliche Streifen von Hautkleie auf den von den Hufeisenstollen zerstampften Bohlenbelag des Fußbodens hinzulegen. Ich biß ihn scherzend ein wenig in den Ärmel und stieß ihn sachte mit dem Fuß. Dann führte er uns einen nach dem anderen zu einem Kübel mit kaltem Wasser, und mit Vergnügen betrachtete bei mir der Bursche mein durch seine Bemühung so schön glattes, scheckiges Fell, die kerzengeraden Beine mit den breiten Hufen und die glänzende Kruppe und den Rücken, so breit und eben, daß man sich darauf hätte schlafen legen können. Er legte Heu hinter die hohen Raufen und schüttete Hafer in die eichenen Krippen. Dann kam Feofan, der Kutscher.

Der Herr und der Kutscher hatten miteinander viel Ähnlichkeit. Der eine wie der andere fürchtete sich vor nichts und liebte niemand außer sich selbst, und darum hatten alle Menschen sie besonders gern. Feofan trug ein rotes Hemd, Plüschhosen und eine ärmellose Jacke. Ich freute mich, wenn er manchmal an einem Feiertag, schön

pomadisiert, in seiner Jacke in den Stall kam und schrie: ‚Na, du Vieh, hast mich wohl ganz vergessen!' und mich dabei mit dem Stiel der Stallgabel gegen die Lende stieß, aber nie schmerzhaft, sondern nur zum Spaß. Ich verstand den Spaß sofort, legte ein Ohr an den Kopf und klappte mit den Zähnen.

Es war bei uns auch ein Rapphengst, der zu einem gleichfarbigen Paar gehörte. Nachts wurde auch ich manchmal mit ihm zusammen angespannt. Dieser Zentaur verstand keinen Spaß und war geradezu ein Teufel an Bosheit. Ich stand im Stall neben ihm, nur durch eine niedrige Scheidewand von ihm getrennt, und wurde manchmal ernstlich von ihm gebissen. Feofan fürchtete sich nicht vor ihm. Zuweilen ging er gerade auf ihn los und schrie ihn an – man hätte meinen mögen, er wollte das Tier totschlagen; aber nein, der Schlag ging daneben, und Feofan legte ihm das Halfter an.

Als ich auch einmal wieder mit ihm zusammen angespannt war, fuhren wir im Galopp den Kusnezki-Most, eine sehr belebte Straße, hinunter. Weder der Herr noch der Kutscher hatten irgendwelche Furcht. Sie lachten, schrien das Volk an, hielten uns zurück, bogen um die Ecke – es war niemand auch nur gequetscht worden.

In ihrem Dienst verlor ich meine besten Eigenschaften und mein halbes Leben. Denn hier wurde ich einmal beim Fahren überanstrengt und nachher zur Unzeit getränkt. Aber trotzdem war es die beste Zeit meines Lebens! Um zwölf Uhr kam gewöhnlich der Stallknecht, legte mir das Geschirr an, schmierte mir die Hufe ein, feuchtete mir den Haarschopf und die Mähne an und führte mich in die Gabeldeichsel.

Der Schlitten war aus Rohr geflochten und mit Samt ausgeschlagen, das Geschirr mit kleinen silbernen Schnallen versehen; zeitweilig trug ich auch ein gehäkeltes Netz. Das Geschirr war so breit und reich, daß, wenn alle Lenkseile und Riemen angelegt und festgeschnallt waren, man nicht unterscheiden konnte, wo das Geschirr aufhörte und das Pferd anfing. Angespannt wurde im Schuppen, mit losem Anspann. Dann kam Feofan, mit einem Hinterteil breiter als die Schultern, mit einer roten Leibbinde unter den Achseln, musterte den Anspann, setzte sich hin, legte seinen Rock in Ordnung, setzte den Fuß auf den Tritt, machte irgendein Späßchen, hängte immer die Peitsche an, mit der er mir aber fast nie einen Schlag versetzte, nur so der Ordnung wegen, und sagte: ‚Los!' Und bei jedem

Schritt tänzelnd schritt ich aus dem Tor hinaus, und die Köchin, die hinausgekommen war, um Spülicht auszugießen, blieb auf der Schwelle stehen, und der Bauer, der Holz auf den Hof gefahren hatte, riß die Augen weit auf. Wir fuhren hinaus, fuhren ein Stückchen zur Seite und hielten an. Diener kamen heraus, andere Kutscher kamen herbeigefahren: Ein lebhaftes Gespräch kam in Gang. Alle warteten, manchmal standen wir drei Stunden vor dem Haus, fuhren von Zeit zu Zeit eine kleine Strecke weg, kehlten dann um und hielten wieder.

Endlich wurde es laut im Hausflur; der grauköpfige, dickbäuchige Tichon im Frack kam herausgelaufen und rief: ‚Vorfahren!' Damals bestand noch nicht diese dumme Mode, zu sagen: ‚Vorwärts!', als ob ich nicht selbst wüßte, daß man nicht rückwärts, sondern vorwärts fährt. Feofan schnalzte mit der Zunge, fuhr vor – und aus dem Hause trat der Fürst, eilig, achtlos, als ob weder an dem Schlitten noch an dem Pferd noch an Feofan etwas Bemerkenswertes gewesen wäre, der den Rücken bog und die Arme in einer Weise ausstreckte, wie man sie wohl kaum lange halten kann. Also der Fürst trat heraus, mit dem Tschako auf dem Kopf, in einem Mantel mit grauem Biberkragen, der sein hübsches Gesicht mit den roten Backen und den schwarzen Augenbrauen verbarg, obgleich es sich zu aller Zeit sehr wohl hätte sehen lassen können. So kam er heraus, mit dem Säbel, den Sporen und den kupfernen Absätzen der Überschuhe klappernd, schritt, als ob er große Eile hätte, über den Teppich und schenkte weder mir noch Feofan die geringste Beachtung; – alle Leute betrachteten und bewunderten uns beide, nur er nicht. Wenn also Feofan geschnalzt hatte und ich mich in die Riemen gelegt hatte und wir respektvoll im Schritt vorgefahren waren und angehalten hatten, dann schielte ich nach dem Fürsten hin und schüttelte meinen Vollblutkopf mit dem feinen Haarschopf … War der Fürst besonders guter Laune, so scherzte er auch zuweilen mit Feofan. Dieser antwortete, indem er seinen schönen Kopf kaum drehte; dann, ohne die Arme sinken zu lassen, machte er eine fast unmerkliche, aber für mich verständliche Bewegung mit den Zügeln, und eins, zwei, eins, zwei, mit immer längeren Schritten, an jedem Muskel zitternd, trabte ich los und schleuderte Schnee und Schmutz unter den Vorderteil des Schlittens. Damals existierte auch noch nicht die heutige dumme Mode, ‚Oh!' zu schreien, als ob dem

Kutscher etwas weh täte, statt des verständlichen ‚Heda! Vorgesehen!' – ‚Heda! Vorgesehen!' schrie Feofan, und die Leute traten zur Seite und blieben stehen und reckten die Hälse und blickten nach dem schönen Wallach und dem schönen Kutscher und dem schönen Herrn …

Besonderes Vergnügen machte es mir, einen Traber zu überholen. Manchmal, wenn ich und Feofan von weitem ein Gefährt erblickten, das unserer Anstrengung würdig war, so rückten wir ihm, wie ein Wirbelwind dahinsausend, allmählich näher und näher. Nun war ich schon, Schmutz gegen die Rückenlehne des Schlittens schleudernd, mit dem Darinsitzenden in einer Linie und schnob über seinem Kopf; nun erreichte ich das Rückenpolster des Pferdes, nun das Krummholz, und nun sah ich Schlitten und Pferd nicht mehr und hörte nur von hinten her das immer weiter zurückbleibende Geräusch. Aber der Fürst und Feofan und ich, wir schwiegen alle und taten, als ob wir nur so ganz harmlos dahinführen, nur mit unseren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und als ob wir die mit ruhigeren Pferden bespannten Gefährte, die wir auf dem Wege träfen, überhaupt nicht beachteten. Es machte mir Vergnügen, einen guten Traber zu überholen; aber es machte mir auch Vergnügen, einem solchen zu begegnen. Ein Augenblick, ein Laut, ein Blick, und schon waren wir aneinander vorbei und jagten wieder allein weiter, ein jeder nach seiner Seite …"

Das Tor knarrte; und Nestors und Waskas Stimmen wurden hörbar.

Fünfte Nacht

Das Wetter war umgeschlagen. Es war trüb, und am Morgen hatte es nicht getaut; aber es war warm, und die Mücken waren zudringlich. Sobald am Abend die Herde wieder eingetrieben war, sammelten sich die Pferde um den Schecken, und er beendete seine Geschichte folgendermaßen.

„Die glückliche Zeit meines Lebens nahm bald ein Ende. Ich verlebte in dieser Weise nur zwei Jahre. Am Ende des zweiten Winters begab sich das freudigste Ereignis meines Lebens, und gleich darauf mein größtes Unglück. Es war in der Butterwoche. Ich fuhr den Für-

sten zum Trabrennen. An diesem Rennen nahmen die Traber Atlasnü und Bütschok teil. Ich weiß nicht, was die Herren dann im Pavillon machten. Ich weiß nur, daß der Fürst herauskam und seinem Feofan Befehl gab, auf die Rennbahn zu fahren. Ich erinnere mich, wie ich auf die Bahn gelenkt und aufgestellt wurde, und wie mit Atlasnü dasselbe geschah. Atlasnü lief mit einem Nebenreiter, ich aber, so wie ich war, mit dem Stadtschlitten. Bei der Kurve ließ ich ihn hinter mir. Jubelndes Lachen und Ausrufe des Entzückens begrüßten mich.

Als ich umhergeführt wurde, ging ein ganzer Schwarm Menschen hinter mir her. Wohl von fünf Seiten wurden dem Fürsten Tausende für mich geboten. Aber er lachte nur, so daß seine weißen Zähne blitzten.

‚Nein', sagte er, ‚dieses Pferd ist geradezu mein Freund; nicht für Berge Goldes gebe ich es hin. Auf Wiedersehen, meine Herren!'

Er knöpfte den Schlittenkorb auf und stieg ein.

‚Nach der Ostoschenka!'

Dort wohnte seine Geliebte. Wir flogen dorthin.

Dies war unser letzter glücklicher Tag. Wir kamen bei ihr an. Er hatte sie immer die Seine genannt; aber sie hatte sich in einen anderen verliebt und war mit dem davongefahren. Dies erfuhr er jetzt in ihrer Wohnung. Es war fünf Uhr, und ohne mich ausspannen zu lassen, fuhr er ihr nach. Was sonst noch nie geschehen war: Ich wurde mit der Peitsche geschlagen, damit ich Galopp laufen sollte. Zum ersten Mal begegnete es mir, daß ich mit der Gangart nicht sogleich zurechtkam; ich schämte mich und wollte den Fehler wieder gutmachen; aber auf einmal hörte ich, wie der Fürst mit ganz entstellter Stimme schrie: ‚Hau zu!' Die Peitsche pfiff durch die Luft, und ich fühlte den brennenden Schmerz eines furchtbaren Hiebes; ich' galoppierte dahin, so daß ich mit dem Fuß gegen das Eisen am Vorderteile des Schlittens schlug. Nach fünfundzwanzig Werst holten wir die Entflohenen ein. Ich hatte ihn zu seinem Ziel gebracht; aber ich zitterte die ganze Nacht und konnte nichts fressen. Am Morgen gab man mir Wasser. Ich trank und hörte für mein Leben lang auf, das Pferd zu sein, das ich gewesen war. Ich wurde krank; man quälte mich und machte mich zum Krüppel: Kurieren nennen das die Menschen. Die Hufe gingen mir ab, es bildete sich Venenerweiterung, die Beine zogen sich krumm, die Brust versagte, Mattheit

und Schwäche zeigten sich im ganzen Körper. Ich wurde an einen Pferdehändler verkauft. Er fütterte mich mit Mohrrüben und mit noch etwas anderem und machte aus mir ein Ding, das mir selbst gar nicht ähnlich war, das aber einen Nichtkenner täuschen konnte. Ich hatte keine Kraft und keinen rechten Gang mehr.

Außerdem quälte mich der Pferdehändler auch dadurch, daß er, sobald Käufer erschienen, in meinen Stand kam, mich mit einer großen Peitsche schlug und so ängstigte, daß der mich gerade zu rasend machte. Dann wischte er die Striche, die mein Fell von den Peitschenhieben aufwies, ab und führte mich hinaus.

Von dem Pferdehändler kaufte mich eine alte Dame. Sie fuhr immer zur Kirche des heiligen Nikolaus und ließ ihren Kutscher sehr oft durchpeitschen. Der Kutscher weinte häufig in meinem Stande, und ich lernte auf diese Art, daß Tränen einen angenehmen salzigen Geschmack haben. Dann starb die alte Dame. Ihr Gutsverwalter nahm mich aufs Land und verkaufte mich an einen herumziehenden Krämer; da überfraß ich mich an grünem Weizen und wurde noch kränker. Ich wurde an einen Bauern verkauft. Bei dem mußte ich den Pflug ziehen, bekam fast nichts zu fressen, und er brachte mir mit der Pflugschar eine böse Schnittwunde am Fuße bei. Ich wurde wieder krank. Ein Zigeuner tauschte mich ein. Er peinigte mich furchtbar und verkaufte mich schließlich an den hiesigen Gutsverwalter. So bin ich hierher gekommen …“

Alle schwiegen. Es begann, leise zu regnen.

IX.

Als die Herde am folgenden Abend nach Hause zurückkehrte, traf sie am Tor den Herrn mit einem Gast. Schuldüba, die den anderen voran sich dem Pferdehof näherte, schielte nach den beiden Männergestalten hin: Das eine war der junge Gutsherr, mit einem Strohhut auf dem Kopf; das andere ein hochgewachsener, dicker Militär mit aufgedunsenem Gesicht. Die alte Stute warf den beiden einen schrägen Blick zu und ging, den fremden Herrn gegen den Pfosten drängend, vorüber; aber die anderen, jüngeren Tiere wurden unruhig und statisch, besonders als der Herr und sein Gast gerade mitten

unter die Herde traten, einander dies und das zeigten und darüber sprachen.

„Den grauen Apfelschimmel da habe ich von Wojeikow gekauft“, bemerkte der Gutsherr.

„Und diese da, die junge Rappstute mit den weißen Füßen, wo ist die her? Ein hübsches Tier!“, sagte der Gast. So musterten sie noch viele Pferde, indem sie ihnen entgegenliefen und sie zum Stehen brachten. Auch die braune Stute fand besondere Beachtung.

„Die stammt von den Reitpferden in Chrenowo; von denen ist noch ein Stamm bei mir übrig“, erklärte der Gutsherr.

Sie hatten nicht alle Pferde, während diese vorbeigingen, betrachten können und traten daher noch in den Hof. Der Gutsherr rief Nestor zu, und der Alte kam eilig im Trabe nach vorn geritten, wobei er den Schecken, um ihn anzutreiben, heftig mit den Absätzen in die Seiten stieß. Der Schecke hinkte, da er immer mit dem einen Fuße niederkniete; aber er lief so eifrig, daß man sah, er würde in keinem Fall murren, und wenn man ihm befehlte, so mit Aufbietung aller Kräfte bis ans Ende der Welt zu laufen. Er bekundete sogar seine Bereitwilligkeit, Galopp zu laufen, und setzte dazu mit dem rechten Fuß an.

„Sieh mal, ein besseres Pferd als diese Stute – das kann ich kühn behaupten – gibt es in ganz Rußland nicht“, sagte der Gutsherr, auf eine der Stuten weisend. Auch der Gast lobte das Tier. Der Gutsherr ging und lief mit großer Lebhaftigkeit hin und her, zeigte seinem Gast die einzelnen Pferde und erzählte die Geschichte und die Abstammung eines jeden von ihnen.

Dem Gast wurde es augenscheinlich langweilig, das Gerede des Gutsherrn anzuhören; er sagte zerstreut: „Ja, ja“, und zwang sich dazu, ein paar Fragen zu stellen, damit es aussehen sollte, als interessiere er sich für das Gesagte.

„Sieh nur“, sagte der Gutsherr, ohne auf die letzte Frage zu antworten, „diese Beine, sieh nur ... Ich habe eine schöne Summe für die Stute bezahlt; aber ich habe auch schon einen Dreijährigen von ihr, der mit dem Wagen läuft.“

„Läuft er gut?“, fragte der Gast.

So musterten sie fast alle Pferde, und es war schließlich nichts mehr übrig zu zeigen. Beide verstummten.

„Nun, wie ist’s? Wollen wir gehen?“

„Ich bin bereit.“ Sie gingen ins Tor, um den Pferdehof zu verlassen. Der Gast freute sich, daß die Besichtigung der Pferde ein Ende hatte und er nun in das Herrenhaus gehen konnte, wo es etwas zu essen, zu trinken und zu rauchen geben werde; er wurde sichtlich heiterer. Als er an Nestor vorbeikam, der, weiterer Befehle gewärtig, auf dem Schecken saß, klopfte der Gast mit seiner großen, fleischigen Hand dem Schecken auf die Kruppe.

„Sieh, was für ein bunter alter Bursche!“, sagte er. „Ganz ebenso einen Schecken habe ich auch einmal gehabt; ich habe dir davon erzählt; besinnst du dich?“

Als der Gutsherr merkte, daß nicht mehr von seinen eigenen Pferden gesprochen wurde, hörte er nicht weiter zu, wandte sich um und betrachtete noch einmal seine Herde.

Plötzlich hörte er dicht bei seinem Ohr ein töricht klingendes, schwaches, greisenhaftes Wiehern. Es war der Schecke, der zu wiehern angefangen hatte; aber er brachte sein Gewieher nicht zu Ende, sondern brach, wie verlegen, mitten darin ab.

Weder der Gast noch der Gutsherr achteten weiter auf dieses Wiehern; sie gingen nach dem Herrenhaus. Leinwandmesser hatte in dem alt aussehenden Mann mit dem aufgedunsenen Gesicht seinen ehemaligen geliebten Herrn wiedererkannt, den einst so glänzenden, reichen, schönen Fürsten Serpuchowskoi.

X.

……..
……..

Der Sprühregen dauerte immer noch fort. Auf dem Pferdehof sah es trübe und düster aus; ganz anders im Herrschaftsgebäude. In dem prunkvollen Salon war der Tisch für den Abendtee in luxuriöser Weise zurechtgemacht. Am Teetisch saßen der Wirt, die Wirtin und der heute eingetroffene Gast. Die neben dem Samowar sitzende Wirtin war in anderen Umständen, was an ihrem sich hebenden Unterleib, an ihrer geraden, zurückgebogenen Haltung, an ihrer gesamten Körperfülle und namentlich an ihren großen, sanft und würdevoll gleichsam nach innen blickenden Augen sehr deutlich zu merken war.

Der Hausherr hielt in der Hand ein Kistchen besonders guter, zehn Jahre alter Zigarren, wie sie seiner Behauptung nach in gleicher Vortrefflichkeit sonst niemand besaß, und prahlte damit vor dem Gast. Er war ein schöner Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von frischem Wesen, mit wohlgepflegtem Körper, sorgsam frisiert. Er trug im Haus einen neuen, bequemen, in London gearbeiteten Anzug, alles aus demselben dicken Stoff. An der schweren goldenen Uhrkette hatte er große, wertvolle Berlocken hängen. Die großen Hemdknöpfe waren gleichfalls von massivem Golde und mit Türkisen besetzt. Den Bart trug er *à la Napoleon III*., und die Schnurrbartenden waren so schön pomadisiert und steif gedreht, daß man es in Paris nicht besser hätte zuwege bringen können.

Die Dame trug ein Kleid von Seidenmusselin mit einem Muster von großen bunten Blumenbuketts und auf dem Kopf eigentümliche große goldene Haarspangen in dem dichten, rötlichen Haar, das, wenn es auch nicht alles ihr eigenes war, doch schön aussah. An den Armen und Fingern trug sie viele Armbänder und Ringe, sämtlich von bedeutendem Wert.

Der Samowar war von Silber, das Teeservice von feinem Porzellan. Ein Diener, der in Frack, weißer Weste und weißer Halsbinde einen großartigen Eindruck machte, stand wie eine Bildsäule an der Tür und harrte der Befehle. Die Möbel waren von gebogenem, hellfarbigem Holze, die Tapeten dunkel, großgeblümt. Neben dem Tisch klingelte mit seinem silbernen Halsband ein außerordentlich schlankes Windspiel umher, das einen überaus schwierigen englischen Namen führte, den sie beide falsch aussprachen, weil sie kein Englisch verstanden.

In einer Ecke stand zwischen hohen blühenden Gewächsen ein Fortepiano mit eingelegter Arbeit auf dem Deckel. Alles machte den Eindruck der Neuheit, des Luxus und der Eleganz. Es war alles sehr schön; aber alles trug den besonderen Stempel der Übertreibung, des Prahlens mit dem Reichtum und des Mangels an geistigen Interessen.

Der Hausherr war ein Liebhaber des Trabersports, ein kräftiger, sanguinischer Mann; er gehörte zu der nie aussterbenden Gattung jener Leute, die in Zobelpelzen ausfahren, den Schauspielerinnen teure Buketts zuwerfen, den teuersten Wein, der die neueste Mode ist, in den teuersten Restaurants trinken, bei den Wettrennen Preise

mit ihren Namen aussetzen und sich die teuerste Geliebte halten.

Der Gast, Nikita Serpuchowskoi, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hochgewachsen, dick, kahlköpfig, mit großem Schnurr- und Backenbart. Er mußte früher ein sehr schöner Mann gewesen sein. Jetzt aber war er offenbar in physischer, moralischer und pekuniärer Hinsicht arg heruntergekommen.

Er hatte so viele Schulden, daß er sich genötigt sah, in den Staatsdienst zu treten, um nicht in das Schuldgefängnis wandern zu müssen. Er reiste jetzt nach der Gouvernementshauptstadt, wo er eine Stelle als Gestütsdirektor übernehmen sollte. Diese Stelle hatten ihm hochgestellte Verwandte verschafft.

Er trug eine militärische Litewka und blaue Beinkleider. Beide Kleidungsstücke waren von der Art, wie sie eigentlich nur sehr reiche Leute sich anschaffen, ebenso die Wäsche; auch seine Uhr war englisches Fabrikat. Seine Stiefel hatten wunderliche fingerdicke Sohlen.

Nikita Serpuchowskoi hatte in seinem Leben ein Vermögen von zwei Millionen Rubel durchgebracht und war dazu noch hunderundzwanzigtausend Rubel schuldig geblieben. Von einem solchen Kapital bleibt immer noch eine Art von Nachwirkung zurück, die dem Betreffenden Kredit verschafft und ihm die Möglichkeit gewährt, noch zehn Jahre lang fast luxuriös weiterzuleben.

Aber diese zehn Jahre waren nun auch schon vorbei, die Nachwirkung hatte aufgehört, und nun begann für Nikita ein trauriges Leben. Er fing schon an zu trinken, das heißt sich zu berauschen, was früher nicht seine Art gewesen war. Zu trinken, im milderen Sinne, hatte er eigentlich nie angefangen und nie aufgehört. Am deutlichsten aber war sein Niedergang an seinem unruhigen Blick zu erkennen (seine Augen liefen nach allen Seiten umher) und an der mangelnden Festigkeit in seiner Redeweise und in seinen Bewegungen. Diese Unruhe fiel deswegen auf, weil man merkte, daß sie offenbar erst vor kurzem über ihn gekommen war; denn man sah ihm an, daß er lange Zeit, sein ganzes Leben lang, gewohnt gewesen war, niemanden und nichts zu fürchten, und daß er erst jetzt, erst unlängst, durch schweres Leid zu dieser Ängstlichkeit gekommen war, die so gar nicht in seiner Natur lag.

Der Wirt und die Wirtin bemerkten das und wechselten einen Blick miteinander; augenscheinlich verstanden sie sich wechselsei-

tig und wollten nur eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes bis zum Schlafengehen verschieben. Sie ertrugen den armen Nikita mit Geduld und behandelten ihn sogar liebenswürdig.

Der Anblick des Glückes des jungen Gutsherrn wirkte auf Nikita niederdrückend und erweckte in ihm durch die Erinnerung an seine eigene unwiederbringliche Vergangenheit ein schmerzliches Gefühl des Neides.

„Wird Sie eine Zigarre nicht belästigen, Marie?", fragte er in jenem besonderen Tone, den man sich nur durch praktische Übung zu eigen machen kann, in jenem höflichen, freundschaftlichen, aber nicht durchaus achtungsvollen Ton, in welchem weltkundige Männer mit ausgehaltenen Damen im Gegensatze zu Ehefrauen sprechen. Nicht daß er die Wirtin hätte kränken wollen; im Gegenteil, er hatte jetzt vielmehr den Wunsch, ihre und des Hausherrn Gunst zu gewinnen, obgleich er das sich selbst um keinen Preis eingestanden hätte. Aber er war es einmal schon gewohnt, mit solchen Damen so zu sprechen. Er wußte, daß sie sich selbst gewundert und es vielleicht sogar als Beleidigung aufgefaßt hätte, wenn er sie so wie eine verheiratete Dame behandelt hätte. Außerdem mußte er noch eine gewisse Nuance der Ehrerbietigkeit des Tones in Reserve behalten für eine etwaige spätere wirkliche Frau seines Standesgenossen. Er behandelte solche Damen, wie die anwesende, immer respektvoll, aber nicht etwa weil er die sogenannten „Überzeugungen" geteilt hatte, die in den Zeitungen gepredigt werden (derartiges dummes Zeug las er überhaupt niemals), über die Achtung vor der Persönlichkeit eines jeden Menschen, über die Bedeutungslosigkeit der Ehe und so weiter, sondern weil sich alle anständigen Leute so benehmen und er ein anständiger Mensch war, wenn auch ein heruntergekommener.

Er nahm eine Zigarre. Aber der Hausherr faßte mit einer ungeschickten Bewegung eine ganze Handvoll Zigarren und bot sie dem Gast an.

„Hier, nimm nur! Du wirst sehen, daß sie gut sind. Nimm nur!"

Nikita lehnte die Zigarren mit einer abwehrenden Handbewegung ab, und über seine Augen huschte ein ganz leiser Schimmer, als ob er sich gekränkt fühle und sich schäme.

„Danke." Er zog seine Zigarrentasche heraus. „Versuche doch einmal meine."

Die Wirtin hatte ein feines Gefühl. Sie hatte seine Verstimmung bemerkt und beeilte sich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Ich habe den Zigarrendampf sehr gern; ich würde selbst rauchen, wenn nicht immer schon alle um mich herum rauchten."

Sie lächelte ihm mit ihrem schönen, gutmütigen Gesicht zu, und er lächelte zur Erwiderung in seiner unsicheren Art; es fehlten ihm zwei Zähne.

„Nein, nimm doch lieber diese Zigarre!", fuhr der nicht so feinfühlige Hausherr fort. „Die anderen da sind leichter. Fritz, bringen Sie noch eine Kiste", sagte er auf deutsch zu dem Diener, „dort stehen zwei."

Der deutsche Diener brachte noch eine andere Kiste.

„Was für eine Sorte rauchst du am liebsten? Große, kräftige? Diese hier sind sehr gut. Nimm sie dir doch alle!", fuhr er fort und schob sie ihm hin.

Er war offenbar froh, daß er jemanden hatte, dem gegenüber er mit seinen Kostbarkeiten prahlen konnte, und merkte nichts. Serpuchowskoi zündete sich eine Zigarre an und beeilte sich, das vorher begonnene Gespräch fortzusetzen.

„Also wieviel hast du für Atlasnü gegeben?", fragte er.

„Eine gehörige Summe, ganze fünftausend Rubel. Aber wenigstens habe ich schon meine Sicherstellung. Das ist eine Nachkommenschaft, sage ich dir!"

„Laufen sie mit dem Wagen?", fragte Serpuchowskoi.

„Ja, und ganz ausgezeichnet. Ein Sohn von Atlasnü hat neulich drei Preise gewonnen: in Tula, in Moskau und in Petersburg. Er lief mit Wojeikows Rappen Woron."

„Der ist etwas feucht. Stark holländisch, kann ich dir sagen", bemerkte Serpuchowskoi.

„Na, und was ich auch für die Mutterpferde gegeben habe! Ich werde sie dir morgen genauer zeigen. Für Dobrünja habe ich dreitausend Rubel gegeben; für Laskowaja zweitausend."

Und wieder begann der Hausherr seine kostbaren Besitztümer aufzuzählen. Die Dame sah, daß dies dem Gast unangenehm war und er nur mit erheuchelter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Trinken Sie noch Tee?", fragte sie den Hausherrn.

„Nein", erwiderte dieser und fuhr in seiner Erzählung fort. Sie erhob sich; der Hausherr hielt sie zurück, umarmte und küßte sie.

Serpuchowskoi verzog bei diesem Anblick sein Gesicht aus Höflichkeit zu einem Lächeln, einem gezwungenen Lächeln; aber als der Hausherr aufstand, die Dame umschlang und so mit ihr bis an die Portiere ging, da veränderte sich Nikitas Miene plötzlich; er seufzte schwer auf, und auf seinem aufgedunsenen Gesichte malte sich auf einmal die reine Verzweiflung. Ja, sogar ein Ausdruck von grimmiger Wut lag darin.

Der Hausherr kehrte zurück und setzte sich lächelnd Nikita gegenüber. Beide schwiegen.

XI.

„Ja, du sagtest, du hättest von Wojeikow Pferde gekauft", sagte Serpuchowskoi in lässigem Tone.

„Ja, ich habe dir ja gesagt: Atlasnü habe ich von dem gekauft. Ich hätte gern Stuten von Dubowizki gekauft. Aber es war nur noch schlechtes Zeug übrig."

„Der ist verkracht", sagte Serpuchowskoi, stockte aber plötzlich und sah sich um. Es war ihm eingefallen, daß er diesem selben Verkrachten zwanzigtausend Rubel schuldete, und daß, wenn man jemanden „verkracht" nennen wollte, diese Bezeichnung ganz besonders für ihn selbst zutraf. Er lachte auf.

Wieder schwiegen beide längere Zeit. Der Hausherr überdachte im Kopf seine Besitztümer, um noch etwas auszusuchen, womit er vor seinem Gast prahlen könne; Serpuchowskoi aber sann darüber nach, womit er wohl zeigen könne, daß er sich nicht für verkracht halte. Aber bei beiden arbeitete der Denkapparat träge, obgleich sie sich durch die Zigarren aufzumuntern suchten.

„Nun, wann wird es denn etwas zu trinken geben?", dachte Serpuchowskoi.

„Wir müssen notwendig trinken; sonst stirbt man ja in seiner Gesellschaft vor Langeweile", dachte der Hausherr.

„Also, wie denkst du denn? Wirst du noch lange auf dem Gut bleiben?", fragte Serpuchowskoi.

„Etwa noch einen Monat. Wie ist's? Wollen wir Abendbrot essen? Fritz, ist alles bereit?"

Sie gingen in das Speisezimmer. Dort stand unter der Lampe ein

Tisch, mit Kerzen und allerlei ungewöhnlichen Sachen besetzt: da waren Siphons, und Pfropfen mit Püppchen darauf, und auserlesener Wein in Karaffen, und auserlesene kalte Speisen, und Schnaps. Sie tranken, sie aßen, sie tranken wieder, sie aßen wieder, und es kam ein Gespräch in Gang. Serpuchowskoi war ganz rot im Gesicht geworden und redete nun ohne seine sonstige Schüchternheit.

Sie sprachen von Weibern; was für eine sich dieser und jener gehalten hatte: eine Zigeunerin, eine Tänzerin, eine Französin.

„Na, und du hast damals der Mathieu den Laufpaß gegeben?", fragte der Hausherr.

So hatte die Geliebte geheißen, welche Serpuchowskois Ruin geworden war.

„Nicht ich ihr, sondern sie mir. Ach, Bruder, wenn ich so daran denke, was ich in meinem Leben für Geld verschwendet habe! Jetzt bin ich wahrhaftig froh, wenn ich tausend Rubel auftreibe, und bin froh, wenn ich von allen Menschen weit weg bin, wahrhaftig. In Moskau zu leben ist mir geradezu unmöglich. Ach, wozu noch davon reden!"

Dem Hausherrn war es langweilig, seinem Gast zuzuhören. Er wollte von sich sprechen und prahlen. Serpuchowskoi aber wollte auch von sich sprechen, nämlich von seiner glänzenden Vergangenheit. Der Hausherr goß ihm Wein ein und wartete nur darauf, daß der andere aufhören möchte zu reden, um ihm dann von sich zu erzählen, welche Einrichtungen er jetzt in seinem Gestüt getroffen habe, Einrichtungen, wie sie noch nie jemand gehabt habe, und daß seine Marie ihn nicht nur um des Geldes willen liebe, sondern wirklich von Herzen.

„Ich wollte dir noch sagen, daß in meinem Gestüt …" begann er. Aber Serpuchowskoi unterbrach ihn.

„Es gab eine Zeit, kann ich dir sagen", fing er an, „wo ich gern lebte und zu leben verstand. Du sprachst da vom Fahren; nun, dann sag doch mal, welches ist denn dein schnellstes Pferd?"

Der Hausherr war froh über die Möglichkeit, von seinem Gestüt weitererzählen zu können, und wollte schon damit anfangen; aber Serpuchowskoi unterbrach ihn von neuem.

„Ja, ja", sagte er. „Ihr Gestütsbesitzer tut ja alles nur aus Eitelkeit, nicht um des wahren Vergnügens willen, nicht für das praktische Leben. Bei mir war das anders. Ich habe dir heute schon gesagt, daß

ich ein Wagenpferd hatte, einen Schecken, geradeso einen wie der, auf dem dein Pferdehüter reitet. Ach, das war mal ein Pferd! Du kannst es nicht gekannt haben; es war im Jahre 42; ich war eben nach Moskau gekommen, da ging ich zu einem Pferdehändler und sah einen scheckigen Wallach. Schön proportioniert! Er gefiel mir. ‚Preis?' – ‚Tausend Rubel.' Er gefiel mir, ich nahm ihn und fuhr mit ihm, Ein solches Pferd habe ich nie wieder gehabt, und auch du hast kein solches, und es wird so ein Pferd nie wieder geben. Ich habe nie ein besseres Pferd gekannt, was Gang und Kraft und Schönheit anlangt. Du warst damals noch ein Knabe und kannst es nicht gekannt haben; aber ich denke mir, du hast von ihm gehört. Ganz Moskau kannte das Tier."

„Ja, ich habe von ihm gehört", erwiderte der Hausherr mißmutig. „Aber ich wollte dir von meinen …"

„Also du hast von ihm gehört. Ich hatte ihn so ohne alles gekauft, ohne Stammbaum und ohne Zeugnisse; erst später erfuhr ich, wie es damit stand. Wojeikow und ich, wir haben es herausgebracht. Er war ein Sohn von Ljubesnü I. und hieß Leinwandmesser, weil er so lief, wie wenn einer Leinwand mißt. Wegen seiner Buntscheckigkeit hatte man ihn auf dem Gestüt in Chrenowo dem Stallmeister gegeben, und der hatte ihn kastrieren lassen und an den Pferdehändler verkauft. Solche Pferde gibt es jetzt gar nicht mehr, lieber Freund. Ach, das war eine schöne Zeit! ‚O du goldne Jugendzeit!'" sang er aus einem bekannten Zigeunerlied. Er begann betrunken zu werden. „Ja, das war eine schöne Zeit! Ich war fünfundzwanzig Jahre alt; ich hatte achtzigtausend Rubel jährliches Einkommen, noch kein einziges graues Haar, sämtliche Zähne, wie Perlen. Was ich angriff, gelang mir … Und nun ist alles zu Ende …"

„Aber Pferde mit solchem Feuer gab es damals nicht", sagte der Hausherr, indem er sich die Unterbrechung zunutze machte. „Ich sage dir, meine ersten Pferde gingen ohne …"

„Ach was, deine Pferde! Damals gab es feurigere …"

„Das kann ich kaum glauben."

„Doch, doch! Ich erinnere mich, als ob es heute gewesen wäre, wie ich einmal in Moskau zu einem Trabrennen fuhr; vor meinem Schlitten hatte ich den Schecken. Eigene Pferde von mir liefen nicht. Ich liebte Traber nicht; ich hielt mir Vollblutpferde: General Cholet, Mahomet. Also ich fuhr mit dem Schecken. Mein Kutscher war ein

prächtiger Bursche; ich hatte ihn sehr gern. Er hat sich auch dem Trunke ergeben. Also ich kam an.

‚Serpuchowskoi', sagten da ein paar Bekannte zu mir, ‚wann wirst du dir denn Traber anschaffen?' – ‚Ach, eure Bauernpferde', antwortete ich, ‚mag der Teufel holen. Der Schecke, den ich vor meinem Schlitten habe, überholt eure Pferde alle.' – ‚Das würde ihm nun doch nicht gelingen.' – ‚Ich wette auf tausend Rubel.' Sie waren Feuer und Flamme; wir ließen die Pferde laufen. In fünf Sekunden war meiner weit voran; ich hatte tausend Rubel gewonnen. Und was sagst du dazu? Ich bin mit Vollblutpferden vor einer Troika hundert Werst in drei Stunden gefahren. Ganz Moskau weiß es."

Und Serpuchowskoi schwatzte so geläufig und ununterbrochen weiter, daß der Hausherr nicht ein einziges Wort dazwischenreden konnte und ihm mit trübseligem Gesicht gegenübersaß; er konnte sich nur damit zerstreuen, daß er sich und ihm Wein in die Gläser goß.

Der Tag fing schon an zu dämmern; aber sie saßen immer noch da. Der Hausherr langweilte sich schrecklich. Er stand auf.

„Na, wenn wir schlafen gehen wollen, meinetwegen!", sagte Serpuchowskoi, erhob sich und ging schwankend und schwer atmend nach dem ihm angewiesenen Zimmer ……
……...

Der Hausherr lag bei seiner Geliebten. „Nein, es ist ein unerträglicher Mensch. Betrinkt sich und schwatzt ohne Unterbrechung."

„Und mir macht er den Hof."

„Ich fürchte, er wird mich anpumpen wollen."

Serpuchowskoi lag unausgekleidet auf dem Bett und keuchte.

„Ich glaube, ich habe viel zusammengeschwatzt", dachte er. „Na, ganz egal! Der Wein war gut; aber der Kerl ist ein großer Lump. Eine Krämerseele. Und ich bin auch ein großer Lump!", sagte er zu sich selbst und lachte auf. „Ehemals habe ich Frauenzimmer ausgehalten, und jetzt halten sie mich aus. Ja, die Winkler hält mich aus; ich nehme Geld von ihr an. Und es ist auch ganz in der Ordnung so. Aber ich muß mich ausziehen. Die Stiefel kriege ich nicht aus. Heda! Heda!", rief er; aber der ihm zugewiesene Diener war schon längst schlafen gegangen. Er setzte sich hin und zog die Litewka und die Weste aus; auch die Hosen trat er sich mit einiger Mühe von den Beinen herunter. Aber die Stiefel vermochte er lange nicht auszuzie-

hen; sein weicher Bauch war ihm hinderlich. Mit Not und Mühe bekam er den einen aus; aber mit dem anderen quälte er sich lange vergebens ab; schließlich war er ganz erschöpft und außer Atem. Und so warf er sich denn, mit dem einen Fuß noch im Stiefelschaft, auf das Bett nieder, begann zu schnarchen und erfüllte das ganze Zimmer mit dem Geruch von Tabak, Wein und greisenhafter Unsauberkeit.

XII.

Wenn Leinwandmesser in dieser Nacht wieder seinen Erinnerungen nachhängen wollte, so riß ihn Waska aus solchen Gedanken heraus. Er warf ihm eine Decke über und sprengte auf ihm davon. Bis zum Morgen ließ er ihn vor der Tür der Schenke neben einem Bauernpferde stehen. Sie beleckten sich gegenseitig. Am Morgen kam Leinwandmesser wieder zur Herde und kratzte sich unaufhörlich.

„Da juckt es mich ja ganz nichtswürdig", dachte er.

So vergingen fünf Tage. Der Roßarzt wurde gerufen. Der sagte höchst vergnügt:

„Das ist Räude. Verkaufen Sie ihn an die Zigeuner."

„Wozu? Dann mag er lieber abgestochen werden, aber schnell, damit er einem bald aus den Augen kommt."

Es war ein stiller, klarer Morgen. Die Herde war auf das Feld gegangen; Leinwandmesser war zu Hause geblieben. Da kam ein sonderbarer, hagerer, schwarzhaariger, schmutziger Mann, dessen Rock ganz mit etwas Schwarzem bespritzt war. Das war der Abdecker. Er ergriff, ohne den Schecken anzusehen, den Riemen des Halfters, das man ihm angelegt hatte, und führte ihn weg. Leinwandmesser ging ruhig mit, ohne sich umzusehen; wie immer schleppte er die Beine nur mühsam weiter und verwickelte sich mit den Hinterfüßen im Stroh.

Als er aus dem Tor herauskam, streckte er den Hals nach dem Brunnen hin; aber der Abdecker zog ihn fort und sagte: „Das hat keinen Zweck."

Der Abdecker und Waska, der ihm folgte, gingen nach einer kleinen Talmulde hinter dem Ziegelschuppen und machten da halt, als ob an diesem ganz gewöhnlichen Orte etwas Besonderes wäre. Der

Abdecker übergab Waska das Halfter, zog sich den Rock aus, streifte die Hemdsärmel auf und holte aus dem Stiefelschaft ein Messer und einen Schleifstein hervor. Der Wallach reckte den Kopf nach dem Riemen hin; er wollte aus Langeweile daran kauen; aber er konnte ihn nicht erreichen. Er seufzte und schloß die Augen. Seine Unterlippe hing herab, so daß die abgenutzten gelben Zähne sichtbar wurden, und er schlummerte bei dem Geräusche des Messerwetzens ein. Nur das kranke Bein mit der Beule, das er seitwärts herausgestellt hatte, zuckte mitunter. Plötzlich fühlte er, daß ihn jemand unter den Unterkiefer faßte und ihm den Kopf in die Höhe hob. Er öffnete die Augen. Vor ihm befanden sich zwei Hunde. Der eine schnupperte nach dem Abdecker hin; der andere saß da und blickte den Wallach an, als ob er gerade von diesem etwas erwartete. Der Wallach sah sie an und rieb sich mit dem Backenknochen an der Hand, die ihn hielt.

„Sie wollen mich gewiß wieder kurieren", dachte er. „Nun, meinetwegen!" Und wirklich fühlte er, daß etwas mit seiner Kehle vorgenommen wurde. Er empfand einen Schmerz, zuckte zusammen, schlenkerte mit einem Bein; aber er hielt sich aufrecht und wartete, was nun weiter kommen werde. Was weiter kam, war, daß ihm etwas Flüssiges in großem Strom über den Hals und die Brust lief. Er seufzte so tief, daß sich sein ganzer Leib bewegte. Und es wurde ihm leichter, weit leichter.

Der ganze schwere Druck des Lebens war von ihm genommen!

Er schloß die Augen und neigte den Kopf – niemand hielt ihn ihm fest. Dann begannen seine Beine zu zittern, der ganze Körper zu schwanken. Er war darüber nicht sowohl erschrocken als vielmehr verwundert …

Alles war ihm so neu. Er wunderte sich und machte eine krampfhafte Bewegung nach vorn, nach oben ... Aber vergebens; die Beine verschoben sich zwar von ihrer Stelle, versagten aber dann den Dienst; er neigte sich zur Seite, und als er die Füße anders zu setzen versuchte, fiel er nach vorn und auf die linke Seite nieder.

Der Abdecker wartete, bis die Zuckungen aufgehört hatten, und jagte die Hunde weg, die näher herangerückt waren. Dann ergriff er den Wallach an den Beinen, drehte ihn auf den Rücken, befahl Waska, das eine Bein festzuhalten, und machte sich daran, das Fell abzuziehen.

„Es war ein ganz brauchbares Pferd“, bemerkte Waska.

„Wenn das Tier nur nicht so abgemagert wäre, dann wäre das Fell ganz gut“, sagte der Abdecker.

Die Herde kam am Abend auf der Anhöhe vorüber, und diejenigen Tiere, die am linken Rand der Herde gingen, sahen unten etwas Rotes, womit sich die Hunde eifrig zu schaffen machten; darüber flogen Krähen und Geier. Der eine Hund hatte die Vorderbeine gegen den Kadaver gestemmt und riß, mit dem Kopf hin und her schlagend, das, was er gepackt hatte, mit hörbarem Geräusche ab. Die braune Stute blieb stehen, streckte den Kopf und den Hals aus und zog lange die Luft ein. Nur mit Mühe konnte sie weitergetrieben werden.

In dem alten Wald, unten in einer dicht mit Gestrüpp bewachsenen Schlucht, heulten zur Zeit des Frührotes auf einer kleinen freien Stelle vergnügt etliche großköpfige junge Wölfe. Es waren ihrer fünf: vier fast gleich große und ein kleiner, bei dem der Kopf größer war als der Rumpf. Eine magere, im Haaren begriffene Wölfin, die ihren vollen Bauch mit den herabhängenden Zitzen an der Erde hinschleppte, kam aus dem Gebüsch heraus und setzte sich den jungen Wölfen gegenüber hin. Diese standen im Halbkreis vor ihr. Sie trat zu dem kleinsten, ließ den Schwanz tief hinunterhängen, beugte die Schnauze hinab, und indem sie dann einige krampfhafte Bewegungen machte und den mit spitzen Zähnen besetzten Rachen öffnete, warf sie mit starker Anstrengung ein großes Stück Pferdefleisch aus. Die größeren Wölfchen drängten sich an sie heran; aber sie wandte sich drohend gegen sie und ließ alles dem kleinsten zukommen. Dieser zog, wie in Wut, knurrend das Fleischstück unter sich herunter und begann zu fressen. Ebenso spie die Wölfin auch dem zweiten, dem dritten und allen fünfen Fleisch hin und streckte sich dann ihnen gegenüber auf die Erde, um sich zu erholen.

Eine Woche darauf lagen bei dem Ziegelschuppen nur noch der große Schädel und zwei Schenkelknochen; alles übrige war hierhin und dorthin verschleppt. Im Sommer nahm ein Bauer, welcher Knochen sammelte, auch diese Schenkelknochen und den Schädel mit fort und verkaufte sie.

Bedeutend später wurde Serpuchowskoi, der, ein toter Leib, in dieser Welt herumgewandelt war und gegessen und getrunken

hatte, der Erde übergeben. Weder seine Haut, noch sein Fleisch, noch seine Knochen waren zu irgend etwas nütze.

Und wie schon zwanzig Jahre lang sein in dieser Welt herumwandelnder toter Leib allen eine große Last gewesen war, so war auch seine Beerdigung für die Menschen nur eine überflüssige Mühe. Seit langer Zeit hatte niemand mehr von diesem Mann irgendwelchen Nutzen gehabt, allen war er schon längst zur Last geworden; aber trotzdem fanden die Toten, die die Toten begraben, es nötig, diesen sogleich in Fäulnis übergehenden, aufgedunsenen Leib mit einer schönen Uniform zu bekleiden, ihm schöne Stiefel anzuziehen, ihn in einen schönen neuen Sarg mit neuen Quasten an den vier Ecken zu legen, dann diesen neuen Sarg in einen anderen, bleiernen Sarg zu stellen, ihn nach Moskau zu bringen, dort menschliche Gebeine, die vor langer Zeit begraben waren, wieder auszugraben, an ebendieser Stelle diesen faulenden, von Würmern wimmelnden Leib in der neuen Uniform und mit den sauber geputzten Stiefeln zu verbergen und alles mit Erde zuzuschütten.

———

Die punktierten Passagen (Auslassungen auf den →Seiten 32, 33, 38, 54, 62) sind in allen frühen gemeinfreien Übersetzungen zu finden, die der Herausgeber eingesehen hat. Auch folgende späte Übersetzung bietet an den entsprechenden Stellen nicht mehr ‚Inhalt': Lew TOLSTOI, Der Leinwandmesser und andere Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Hermann Asemissen. Zweite Auflage. Berlin: Rütten & Loening 1963, S. 485-541.

Über Fleischverzehr, tötende Gewalt und Auswege

Mit Übersetzungsvarianten

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi

Die erste Stufe

(Pervaja stupen', 1891)

Aus dem Russischen übersetzt
von Wilhelm Henckel | 1892[1]

VORWORT

Im Maiheft des Jahrganges 1892 der russischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie und Psychologie" befand sich eine Abhandlung des bekannten russischen Dichters und Denkers Leo Tolstoi, die der Verfasser als Vorrede zu einer Übersetzung des Buchs von Howard Williams „*The Ethics of Diet*" bestimmte und der er den Titel „Die erste Stufe" gab. Das englische Werk enthält eine große Sammlung von Lebensbeschreibungen solcher hervorragender Denker aller Zeiten und Auszüge aus ihren Werken, die sich gegen die Verwendung der Fleischspeisen zur Ernährung des Menschen auflehnten.

Wir glauben nun, daß die Wiedergabe von Leo Tolstoi's Gedankengang, die eigenartige Behandlung seines Themas und dessen an und für sich wichtiger und interessanter Inhalt nützlich sein und manche Leser zum Nachdenken über diesen Gegenstand veranlassen könnten. Leo Tolstoi ist eine Persönlichkeit, die manche wie einen neuen Messias verehren, andere dagegen wie einen Halbverrückten verspotten und verhöhnen; da er aber jedenfalls zu den hervorragendsten Denkern der Jetztzeit gehört und man an seinen reinen, uneigennützigen Bestrebungen für das Wohl der Menschheit nicht zweifeln kann, so verdienen die von ihm veröffentlichten Worte mindestens Beachtung.

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Die erste Stufe. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Berlin: Eduard Rentzel 1892. [67 Seiten]

Leo N. Tolstoi

Die erste Stufe

I.

Handelt ein Mensch nicht blos um des Scheines willen, sondern mit der Absicht, wirklich etwas zu leisten, so muß er durchaus mit einer durch das Wesen der Sache bedingten Folgerichtigkeit verfahren. Wenn ein Mensch etwas, was dem Wesen nach früher gethan werden könnte, später thut, oder wenn er etwas gänzlich unterläßt, was man, um ein Werk fortzuführen, nothwendigerweise thun müßte, so handelt er sicherlich nicht mit Ernst, sondern er thut nur so. Dieser Grundsatz ist sowohl in materiellen Dingen, wie auch in nichtmateriellen, unbedingt richtig. Ebenso wenig wie man ernstlich kann wollen Brot backen, ohne vorher das Mehl zu einem Teig umgerührt, den Backofen geheizt und reingefegt zu haben, ebensowenig kann man auch ernstlich ein gutes Leben führen wollen, ohne einen bestimmten Stufengang zur Erlangung der dazu unerläßlichen Eigenschaften zu verfolgen.

Diese Regel ist bei den Werken einer guten Lebensführung besonders wichtig, denn bei materiellen Handlungen, wie z. B. beim Brotbacken, kann man aus den Resultaten der Thätigkeit erkennen, ob der Mensch ernstlich bei der Sache war, oder ob er sich nur so anstellte; bei der Führung eines guten Lebens ist ein solcher Beweis aber unmöglich. Wenn man, wie auf dem Theater, ohne Teig zu kneten und ohne den Ofen zu heizen, nur so thut, als ob man Brot büke, so folgt daraus das für Jeden erkennbare Nichtvorhandensein von Brot und daß alles nur Verstellung war; führt aber einer nur dem Scheine nach ein gutes Leben, so ist kein direktes Anzeichen vorhanden, woraus man erkennt, ob er ernstlich ein gutes Leben erstrebt, oder ob er sich nur so anstellt; denn die Folgen eines guten Lebens sind für Andere nicht nur nicht immer sinnlich wahrnehmbar, sondern sie erscheinen sogar sehr häufig als schädlich; auch beweisen Achtung und Anerkennung des Nutzens und der Annehmlichkeit menschlicher Thätigkeit seitens der Zeitgenossen, für die Echtheit eines guten Lebens gar nichts.

Es ist daher das Kennzeichen, welches in der korrekten Aufeinanderfolge der Erwerbung der für ein gutes Leben nothwendigen Eigenschaften besteht, zum Erkennen, ob ein gutes Leben wirklich oder nur scheinbar vorhanden ist, ganz besonders werthvoll. Und zwar hauptsächlich nicht nur deshalb, um die Aufrichtigkeit des Strebens nach einem guten Leben bei Andern, sondern auch um es bei uns selbst zu erkennen, weil wir leicht geneigt sind, uns selbst in dieser Beziehung noch mehr zu täuschen als Andere.

Eine richtige Aufeinanderfolge ist bei der Aneignung guter Eigenschaften die nothwendige Vorbedingung, um zu einem guten Leben zu gelangen, und es ist daher von allen Lehrern der Menschheit eine bestimmte, beständige Stufenfolge in der Erlangung guter Eigenschaften stets vorgeschrieben worden.

In allen Lehren der Moral ist die Stufenleiter festgestellt, welche, wie sich die Weisheit der Chinesen ausdrückte, von der Erde bis zum Himmel reicht, und die nicht anders erstiegen werden kann, als von der ersten Stufe aus. Wie in den Lehren der Brahminen, Buddhisten und Schüler des Konfuzius, so sind auch in denen der griechischen Weisen die Stufen der Tugenden festgestellt, und die höheren können nur vermittelst der niedrigeren erreicht werden. Alle Morallehrer der Menschheit, die religiösen sowohl wie die nichtreligiösen, erkannten die Nothwendigkeit einer bestimmten Aufeinanderfolge zur Aneignung der Tugenden; diese Nothwendigkeit entspringt auch aus dem Wesen der Sache selbst, sie müßte daher eigentlich auch von allen Menschen anerkannt werden.

Aber wunderbar! Die Erkenntniß einer nothwendigen Aufeinanderfolge der Eigenschaften und Handlungen, die für ein gutes Leben wesentlich sind, scheint immermehr abhanden zu kommen und ist nur noch in asketischen, mönchischen Kreisen vorhanden. Unter weltlich gesinnten Menschen glaubt man, daß die Möglichkeit, sich höhere Eigenschaften eines guten Lebens anzueignen, nicht nur beim Mangel an niederen guten Eigenschaften, welche die höheren bedingen, sondern auch bei der größten Entwickelung von Lastern vorhanden sein könne; infolge dessen ist auch die Vorstellung von dem, worin ein gutes Leben besteht, in unsrer Zeit und unter der Mehrzahl von Weltmenschen außerordentlich verworren. Es ist der Begriff von dem, was ein gutes Leben ist, abhanden gekommen.

II.

Dies ist meiner Ansicht nach, folgendermaßen zugegangen.

Als das Christenthum das Heidenthum ablöste, stellte es höhere moralische Forderungen auf, als die heidnischen waren, und indem es seine Forderungen aufstellte, bestimmte es, wie bei der heidnischen Moral, eine nothwendige Aufeinanderfolge zur Erlangung der Tugenden, oder Stufen zur Erreichung eines guten Lebens.

Platos Tugenden, beginnend mit der Enthaltsamkeit, erreichen, nach der Tapferkeit und der Weisheit, die Gerechtigkeit; die christlichen Tugenden beginnen mit der Selbstverleugnung und erreichen, nach der Ergebung in den Willen Gottes, die Liebe.

Die Menschen, welche das Christenthum annahmen und sich ein gutes, christliches Leben anzueignen strebten, faßten das Christenthum auch so auf und begannen ihr gutes Leben stets mit der Lossagung von ihren Lüsten; diese Lossagung schloß die heidnische Enthaltsamkeit in sich.

Die christliche Lehre ersetzte daher nur deshalb die heidnische, weil sie eine andere und höhere Lehre als diese ist. Aber sowohl die christliche Lehre, wie auch die heidnische, leitete die Menschen zur Wahrheit und zum Guten; da nun aber das Wahre und Gute stets dasselbe ist, so muß auch der Weg zu ihnen der gleiche sein, und die ersten Schritte auf diesem Wege müssen sowohl für den Christen, wie auch für den Heiden, unvermeidlich die nämlichen sein.

Der Unterschied zwischen der christlichen und der heidnischen Lehre vom Guten besteht darin, daß diese die Lehre von der endlichen, jene aber die von der unendlichen Vollkommenheit ist. Plato stellt z. B. als Muster der Vollkommenheit die Gerechtigkeit auf; Christus aber stellt die Liebe als Muster der unendlichen Vollkommenheit hin. „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater." Daher stammt auch das verschiedenartige Verhältniß der heidnischen und christlichen Lehre zu den verschiedenen Stufen der Tugenden. Nach der heidnischen Lehre ist die Erreichung der höchsten Tugend möglich, und jede Stufe, die zu ihr hinführt, hat ihre relative Bedeutung: je höher die Stufe, desto größer das Verdienst; so daß vom heidnischen Gesichtspunkte aus die Menschen in tugendhafte und nichttugendhafte eingetheilt werden. Der christlichen Lehre zufolge, die das Ideal von der unendlichen Vollkommenheit aufge-

stellt bat, ist diese Theilung unzulässig. Nach dieser Lehre, die auf die Unendlichkeit der Vervollkommnung hinweist, sind, in Bezug auf das unendliche Ideal, alle Stufen unter sich gleich. Der Unterschied des Verdienstes im Heidenthum besteht in der Höhe oder Tiefe der Stufe, die der Mensch erreicht hat; im Christenthum besteht das Verdienst nur im Prozeß des Erreichens, im größeren oder geringeren Eifer des Fortschreitens. Vom heidnischen Gesichtspunkt aus steht der Mensch, der die Tugend der Besonnenheit (Klugheit, Einsicht, Überlegung) besitzt, in sittlicher Bedeutung höher als derjenige, der diese Tugend nicht besitzt; der Mensch aber, welcher außer daß er durch Besonnenheit, sich auch durch Tapferkeit auszeichnet, steht wieder höher; und derjenige, der Besonnenheit und Tapferkeit mit Gerechtigkeit vereinigt, steht am höchsten. Ein Christ aber kann in sittlicher Beziehung weder höher noch niedriger als ein anderer Christ gestellt werden; denn er ist nur dann christlicher als ein anderer, wenn er sich der unendlichen Vollkommenheit eifriger nähert; die Stufe aber auf der er sich im gegebenen Moment befindet, kommt dabei gar nicht in Betracht. Daher steht auch die unbewegliche Gerechtigkeit des Pharisäers tiefer als die Regung des reuigen Sünders am Kreuze.

Daß aber das Vorwärtsschreiten zur Tugend, zur Vollkommenheit, sich im Heidenthum wie im Christenthum nicht vollziehen kann, ohne daß die unteren Stufen der Tugend berührt werden, kann keinen Unterschied bedingen.

Weder Christ noch Heide kann es vermeiden, das Werk der Vervollkommnung beim Anfang, d. h. mit der Enthaltsamkeit, zu beginnen, ebenso wenig wie derjenige, der eine Leiter besteigen will, es nicht vermeiden kann, bei der ersten Sprosse anzufangen. Der Unterschied besteht nur darin, daß dem Heiden die Enthaltsamkeit schon an und für sich als eine Tugend erscheint; für den Christen ist aber die Enthaltsamkeit nur ein Theil der Ergebung in den Willen Gottes, die ihrerseits wieder eine nothwendige Vorbedingung zum Streben nach Vollkommenheit ist. Daher konnte auch das wahre Christenthum bei seinem Erscheinen die Tugenden, welche auch das Heidenthum lehrt, nicht verwerfen.

Aber nicht alle Menschen betrachteten das Christenthum als ein Streben nach der Vollkommenheit des himmlischen Vaters; das falsch verstandene Christenthum vernichtete die Aufrichtigkeit und

den Ernst des Verhältnisses der Menschen zur christlich-sittlichen Lehre.

Glaubte nun der Mensch, daß er, ohne die sittliche Lehre des Christenthums zu erfüllen, erlöst werden könnte, so wird er natürlich denken, daß seine Anstrengungen, gut zu sein, ganz überflüssig sind. Daher kann ein Mensch, der da glaubt, daß es Mittel giebt, die zur Erreichung der Vollkommenheit ohne persönliche Bemühungen führen, (wie z. B. die Indulgenzen bei den Katholiken), nicht so energisch und eifrig danach streben, wie derjenige, der außer den persönlichen Anstrengungen, kein anderes Mittel kennt. Wenn der Mensch aber nicht mit vollem Ernst danach strebt, in der Meinung, daß es außer den persönlichen Anstrengungen auch noch andere Mittel giebt, so wird er jedenfalls auch die eine unwandelbare Ordnung verschmähen, durch deren Vermittelung die guten Eigenschaften erlangt werden, die zu einem guten Leben nothwendig sind. Und dies ist auch der Fall bei der Mehrheit derer, die ein äußerliches Christenthum bekennen.

III.

Die Lehre, daß persönliche Anstrengungen zur Erreichung einer geistigen Vollkommenheit nicht nothwendig sind, und daß es andere Mittel dazu giebt, war der Grund, daß das Streben nach dem guten Leben geschwächt wurde, und daß man vor der zu einem guten Leben nothwendigen Konsequenz zurückwich.

Eine sehr große Menge Menschen, die das Christenthum nur äußerlich annahmen, benutzten den Ersatz des Christenthums für das Heidenthum, um sich von jeglicher Nothwendigkeit des Kampfes gegen ihre thierische Natur zu befreien, indem sie sich von den Forderungen der heidnischen Tugenden, die angeblich für einen Christen nicht mehr nothwendig sind, befreit glaubten.

Das nämliche thaten auch Diejenigen, welche aufgehört hatten, an das nur äußerliche Christenthum zu glauben. Ebenso wie die Gläubigen, stellten sie anstatt des äußeren Christenthums irgend ein von der Mehrheit anerkanntes gutes Wirken auf, wie z. B. die Pflege der Wissenschaften, der Künste, das Wirken im Dienste der Mensch-

heit, um sich dadurch von der Konsequenz Eigenschaften zu erstreben, die zu einem guten Leben nothwendig sind, loszumachen. Sie begnügten sich damit, sich, wie im Theater, so zu stellen, als ob sie ein gutes Leben führten.

Solche Menschen, die das Heidenthum verließen und sich dem Christenthum in seiner wahren Bedeutung nicht anschlossen, predigten nun die Liebe zu Gott und den Menschen ohne Selbstentäußerung, und die Gerechtigkeit ohne Enthaltsamkeit; d. h. sie predigten höhere Tugenden ohne die Nothwendigkeit zu fordern, sich die niederen anzueignen; folglich predigten sie nicht diese Tugenden selbst, sondern nur ihren Schein.

Die Einen predigten die Liebe zu Gott und den Menschen ohne Selbstverleugnung, die Andern – Humanität, das Wirken für den Nächsten und für die Menschheit – ohne Enthaltsamkeit.

Da nun eine solche Lehre der thierischen Natur des Menschen Vorschub leistet, indem man ihn, unter dem Vorwande, ihn in höhere sittliche Sphären zu erheben, von den elementarsten Forderungen der Moral befreit, die von den Heiden längst verkündet und nicht nur nicht widerlegt, sondern durch das wahre Christenthum noch verstärkt wurden, – so wurde diese Lehre sowohl von den Gläubigen wie auch von den Ungläubigen gern angenommen.

Erst kürzlich erschien eine Encyklika des Papstes über den Socialismus. Nach der Widerlegung der socialistischen Lehre von der Ungesetzlichkeit des Eigenthums heißt es dort klar und deutlich: „daß zweifellos niemand seinem Nächsten zu helfen verpflichtet sei, wenn er etwas hergeben soll, was er für sich selbst oder seine Familie braucht“, wir brauchen nicht einmal dann etwas herzugeben, wenn wir dadurch den von uns geforderten Anstand verringern. Es soll thatsächlich niemand den Gebräuchen zuwider leben. (Diese Stelle ist dem
heiligen Thomas entnommen: *Nullus enim inconvenienter debet vivere*.) „Aber nach der Befriedigung des Nothwendigen und des durch den äußeren Anstand Gebotenen, ist es die Pflicht eines Jeden, den Überfluß den Armen zu geben“ – sagt die Encyklika.

So predigt das Haupt einer der jetzt am weitesten verbreiteten Kirchen. Und gleichzeitig mit dieser Predigt des Egoismus, die da vorschreibt, daß ihr dem Nächsten dasjenige geben sollt, was ihr selbst nicht braucht, predigt man die Liebe und führt mit großem

Pathos die berühmten Worte Pauli von der Liebe aus dem 13. Kapitel der ersten Epistel an die Korinther an.

Obschon die ganze Lehre des Evangeliums von Forderungen der Selbstentäußerung voll ist und beständig darauf hinweist, daß Selbstentäußerung die erste Bedingung zur christlichen Vollkommenheit ist, trotz solcher klaren Worte, wie: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt …, wer nicht Vater und Mutter verläßt …, wer nicht sein eigenes Leben dahingiebt …“ versichert man sich selbst und Andern, man könne die Menschen auch dann lieben, wenn man sich nicht nur von dem nicht lossagt, woran man gewöhnt ist, sondern auch von dem, was man zur Aufrechterhaltung des Anstands braucht.

So sprechen falsche Christen und ganz ebenso denken, sprechen und schreiben auch die Menschen, welche nicht nur die äußere, sondern auch die wahre christliche Lehre verwerfen; die Freidenker. Diese Menschen versichern sich und Andern, daß man der Menschheit und den Menschen dienen, d. h. ein gutes Leben führen könne, ohne seine Bedürfnisse im geringsten zu beschränken und ohne seine Lüste zu bekämpfen.

Man hat die heidnische Stufenfolge der Tugenden von sich geworfen, ohne sich die christliche Lehre in ihrer wahren Bedeutung anzueignen; auch die christliche Stufenfolge hat man nicht angenommen und ist nun ohne jeglichen Leitfaden geblieben.

IV.

In alten Zeiten, als die christliche Lehre noch nicht vorhanden war, galt bei allen Lehrern der Lebensweisheit, von Sokrates angefangen, die Enthaltsamkeit – ἐγκράτεια oder σωφροσύνη – als erste Tugend und es war begreiflich, daß mit ihr jede Tugend beginnen und durch sie hindurchgehen müsse. Es war klar, daß ein Mensch, der keine Gewalt über sich hat, den viele Lüste beherrschen und der ihnen unterworfen ist, kein gutes Leben führen könne. Es war klar, daß man, bevor man nicht nur an Großmuth und Liebe, sondern auch nur an Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit denken kann, sich selbst beherrschen lernen muß. Aber unsrer Meinung nach ist das gar nicht nothwendig.

Wir sind gänzlich überzeugt davon, daß ein Mensch, der seine Lüste bis zur höchsten Stufe, auf der sie sich in unsern Kreisen befinden, entwickelt bat, ein Mensch, der nicht leben kann, ohne hundert unnütze Gewohnheiten zu befriedigen, die Gewalt über ihn erlangt haben, dennoch imstande ist, ein durchaus sittliches, gutes Leben zu führen.

In unsrer Zeit und in unsrer Welt hält man das Bestreben, seine Lüste zu zügeln, nicht nur nicht als erste, auch nicht als letzte, sondern als eine für ein gutes Leben gar nicht nothwendige Pflicht.

Nach der gegenwärtig am meisten verbreiteten Lehre vom Leben wird, im Gegentheil, die Steigerung der Bedürfnisse für eine erstrebenswerthe Eigenschaft, für ein Zeichen des Fortschritts, der Civilisation, der Cultur und der Vervollkommnung gehalten. Die sogenannten gebildeten Leute rechnen die Gewohnheiten des Comforts, d. h. der Verzärtelung, nicht nur nicht zu den schädlichen, sondern zu den guten Gewohnheiten, die eine gewisse sittliche Höhe, fast sogar eine menschliche Tugend bekunden.

Man glaubt, je mehr Bedürfnisse der Mensch hat und je verfeinerter dieselben sind, um desto besser sei es.

Es wird dies durch nichts so sehr bestätigt, wie durch die beschreibende Poesie, besonders durch die Romane des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts.

Wie schildert man dort die Helden und Heldinnen, welche als Tugendideale dargestellt werden?

In den meisten Fällen sind die Männer, die etwas Erhabenes und Edles vorstellen sollen – von Childe Harold angefangen bis zu den letzten Helden Feuillets, Trollopes und Maupassants – nichts weiter als liederliche Müßiggänger, die Niemandem nützen und nichts taugen; die Heldinnen aber sind, so oder anders, mehr oder minder, den Männern Genuß gewährende Buhlerinnen, ebenso nichtsthuerische und dem Luxus fröhnende Menschen.

Ich rede nicht von den in der Litteratur bisweilen vorkommenden Schilderungen wahrhaft enthaltsamer und anstrengend arbeitender Menschen, sondern vom gewöhnlichen Typus, dem Ideal der Menge, von dem Geschöpf, dem die meisten Männer und Frauen ähnlich zu sein sich bemühen. Ich erinnere mich, als ich noch Romane schrieb, was für eine unerklärliche Mühe es mir machte, – mit der ich kämpfte und mit der, wie ich weiß, auch jetzt noch alle

Romanschreiber kämpfen, die auch nur das geringste, unklare Bewußtsein von dem haben, worin die wahre sittliche Schönheit besteht, – den Typus eines ideal-guten Weltmannes zu schildern, der gleichzeitig auch der Wirklichkeit entspricht.

V.

Als zweifelloser Beweis dessen, daß die Menschen unsrer Zeit wirklich die heidnische Enthaltsamkeit oder die christliche Selbsthingabe nicht nur nicht als begehrenswerthe und gute Eigenschaften anerkennen, sondern daß sie die Vermehrung der Bedürfnisse gleichsam als etwas Gutes und Erhabenes ansehen, dient die Art, wie man die große Mehrzahl der Kinder unsrer Welt erzieht. Man vermeidet nicht nur, sie an Enthaltsamkeit zu gewöhnen, wie es die Heiden thaten, und an Selbstverleugnung, wie es die Christen thun müßten, sondern man impft ihnen absichtlich die Gewohnheiten der Verzärtelung, des physischen Müßiggangs und des Luxus ein.

Längst schon hatte ich die Absicht folgendes Märchen zu schreiben: Ein Weib, das von einem andern Weibe beleidigt worden war, raubte, um sich zu rächen, das Kind seiner Feindin und ging zu einem Zauberer, um ihn zu bitten, ihr zu lehren, wie sie sich wohl durch das geraubte einzige Kind an ihrer Feindin am schlimmsten rächen könnte. Der Zauberer belehrte die Räuberin, daß sie das Kind an einen von ihm bezeichneten Ort bringen solle und versicherte, daß ihre Rache ganz furchtbar sein werde. Das böse Weib that es, beobachtete aber das Kind und sah zu seinem Erstaunen, daß es von einem kinderlosen Reichen angenommen und adoptirt wurde. Sie ging nun wieder zum Zauberer hin und machte ihm Vorwürfe; dieser aber sagte, sie solle nur warten. Das Kind wurde nun im Luxus erzogen und verzärtelt. Das böse Weib ward argwöhnisch, der Zauberer aber hieß sie warten. Und endlich kam wirklich die Zeit, wo das böse Weib befriedigt war und sein Opfer sogar bemitleidete. Das Kind wurde älter, war aber verzärtelt und von lockeren Sitten; sein gutmüthiger Charakter hatte es ruinirt. Und nun begann eine Reihe von physischen Leiden, von Elend und Demüthigungen, die es ganz besonders empfindlich berührten, und mit denen es nicht zu kämpfen vermochte. Es war das Streben nach einem sittlichen Leben –

und die Ohnmacht der verzärtelten und an Luxus und Müßiggang gewöhnten Sinnlichkeit. Ein vergeblicher Kampf; der Unglückliche sank tiefer und tiefer, um sich zu betäuben, ergab er sich dem Trunke, es folgte das Verbrechen, und das Ende mußte Wahnsinn oder Selbstmord sein.

Und in der That kann man die Erziehung mancher Kinder in unsern Kreisen nicht ohne Schrecken ansehen. Nur der schlimmste Feind der Kinder kann sich soviel Mühe geben, ihnen die Schwächen und Laster einzuimpfen, welche ihnen die Eltern, besonders die Mütter, einimpfen. Es ergreift uns ein Schauder, wenn wir das beobachten, und wir würden noch mehr schaudern, wenn wir die Folgen davon sähen und wüßten, was in den Seelen der besten dieser mühevoll von den Eltern selbst zu Grunde gerichteten Kinder vorgeht.

Man impft ihnen die Gewohnheiten der Verzärtelung zu einer Zeit ein, wo das junge Wesen deren sittliche Bedeutung noch gar nicht begreift. Man zerstört nicht nur die Gewohnheit der Enthaltsamkeit und der Selbstbeherrschung, sondern man thut das strikte Gegentheil dessen, was man in Sparta und überhaupt im Alterthum bei der Erziehung that. Der Mensch wird, anstatt zur Arbeit, zu allen Bedingungen einer fruchtbringenden Thätigkeit, zu concentrirter Aufmerksamkeit, zur Anstrengung, zur Ausdauer, zum Thatendrang, zur Fähigkeit das Verdorbene auszubessern, zur Gewöhnung an die Müdigkeit, zur Freude am Vollbringen angehalten zu werden, – an Müssiggang, an die Verachtung aller Arbeitserzeugnisse gewöhnt; man lehrt ihn alles nach Belieben zu zerstören, wegzuwerfen und für Geld neuanzuschaffen, ohne daß er auch nur darüber nachdenkt, wie dies oder jenes gemacht wird. Der Mensch wird der Fähigkeit beraubt, sich die Besonnenheit anzueignen, dieser der Reihe nach ersten Tugend, die zur Erlangung der übrigen nothwendig ist, er wird in eine Welt versetzt, in der man die hohen Tugenden der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe und des Dienstes für Andere zwar predigt, aber nur scheinbar schätzt. Gut noch, wenn das junge Menschenkind eine sittlich schwache, nicht besonders sensitive Natur ist, die den Unterschied zwischen einem scheinguten und einem wirklich guten Leben gar nicht ahnt, und die sich mit dem im Leben herrschenden Bösen vertragen kann. Ist dies der Fall, so kann sich alles scheinbar gut gestalten, und der Mensch, in dem das sittliche

Gefühl noch nicht erwacht ist, lebt zuweilen ruhig bis zum Grabe. Aber das geschieht nicht immer, besonders in jüngster Zeit, wo das Bewußtsein von der Unsittlichkeit eines solchen Lebens in der Luft schwebt und unwillkürlich in die Herzen dringt. Es kommt jetzt immer häufiger vor, daß die Forderungen der wahren, nicht der Pseudo-Sittlichkeit erwachen, und dann treten qualvolle innere Kämpfe und Leiden ein, die nur selten mit dem Sieg des sittlichen Gefühls enden. Der Mensch fühlt, daß sein Leben schlecht ist, daß er es ganz und von Grund aus ändern müßte, und er versucht es zu thun; dann aber fallen die Menschen, die denselben Kampf schon durchgemacht haben und unterlegen sind, von allen Seiten über ihn, der sein Leben zu ändern versucht, her, und suchen ihn auf jegliche Weise zu überzeugen, daß seine Bestrebungen gänzlich unnütz, daß Enthaltsamkeit und Resignation zu einem guten Leben gar nicht nothwendig sind, und daß Gefräßigkeit, Putzsucht, Müßiggang, sogar Unzucht, niemand verhindern, ein durchaus guter und nützlicher Mensch zu sein. Und der Kampf endet meistens kläglich. Entweder wird sich der durch seine Schwäche gänzlich ermattete Mensch diesen allgemeinen Forderungen unterwerfen, die Stimme des Gewissens unterdrücken und, um sich selbst zu rechtfertigen und dasselbe zuchtlose Leben fortzuführen, heucheln, indem er sich überredet, daß er das alles durch den Glauben an das äußere Christenthum, oder dadurch, daß er der Wissenschaft, der Kunst dient, wieder gut machen kann, – oder aber – er ringt, leidet, verliert den Verstand oder erschießt sich. Es kommt nur selten vor, daß das Weltkind inmitten aller Versuchungen, die ihn umgeben, dasjenige begreift, was schon vor tausend Jahren und für alle vernünftigen Menschen noch jetzt eine evidente Wahrheit war und ist, daß man nämlich, um einen guten Lebenswandel zu führen, vor allen Dingen den schlechten verlassen muß, und daß man, bevor man irgend welche höhere Tugenden erlangen kann, zu allererst die Tugend der Enthaltsamkeit oder Selbstbeherrschung, wie die Heiden es ausdrückten, oder die Tugend der Selbstverleugnung, wie das Christenthum sagt, erwerben und nach und nach, durch Überwindung seiner selbst, erringen muß.

VI.

Ich las soeben die Briefe unsres hochgebildeten und ausgezeichneten Mannes der vierziger Jahre, des Emigranten Ogarew an den noch höher gebildeten und begabten Herzen. In diesen Briefen spricht Ogarew seine herzinnigsten Gedanken aus; er offenbart seine höchsten Bestrebungen, und man kann nicht umhin daraus zu erkennen, daß er, wie das bei einem jungen Mann auch ganz natürlich ist, vor seinem Freunde zuweilen ein wenig posirt. Er spricht von Selbstvervollkommnung, von heiliger Freundschaft, Liebe, von der Arbeit im Dienste der Wissenschaft, der Menschheit u.s.w. Gleichzeitig aber schreibt er im ruhigem Tone, daß er seinen Freund, mit dem er zusammenlebt, häufig in Aufregung versetze, „wenn er in trunkenem Zustande heimkehrte oder viele Stunden lang mit verlorenen aber allerliebsten Geschöpfen zubringe …“ Es ist offenbar, daß es diesem außergewöhnlich sympathischen, begabten und gebildeten Mann gar nicht in den Sinn kam, darin etwas Anstößiges zu finden, wenn er, ein verheiratheter Mann, der die Niederkunft seiner Frau erwartete (im nächsten Briefe schreibt er, sie habe ein Kind zur Welt gebracht), von liederlichen Frauenzimmern nach Hause zurückkehrt. Es fiel ihm gar nicht ein, daß von Freundschaft, Liebe, besonders aber von einer Thätigkeit im Dienste von irgend etwas, gar nicht die Rede sein könne, bevor er nicht seinen Hang zur Trunksucht und zur Unzucht bekämpft und ihn, mindestens theilweise, überwunden hätte. Er vermied es aber nicht nur diese Laster zu bekämpfen, sondern er hielt sie sogar für etwas ganz Liebenswürdiges, als etwas dem Streben nach Vervollkommnung durchaus nicht Hinderliches und deshalb verheimlichte er sie auch gar nicht vor seinem Freunde, dem er sich im besten Lichte zeigen will, sondern er verkündigte sie ihm absichtlich.

Das war vor einem halben Jahrhundert. Ich sah diese Leute noch; ich kannte Ogarew, Herzen und andere Leute dieser Art, die in der nämlichen Anschauungsweise erzogen waren, persönlich. Sie alle zeichneten sich durch einen auffallenden Mangel an Folgerichtigkeit in den Angelegenheiten des Lebens aus. Sie hatten den aufrichtigen, innigen Wunsch gut zu sein, und führten dabei ein Leben voller Zügellosigkeit und sinnlicher Lüste, die, wie es ihnen schien, weder einem guten Leben, noch der Vollbringung guter und sogar großer

Thaten hinderlich waren. Sie schoben ungekneteten Teig in einen ungeheizten Ofen und glaubten auf diese Weise Brot backen zu können. Als sie aber, da sie alt wurden, sahen, daß man so kein Brot backen, d. h. daß ein solches Leben nichts Gutes hervorbringen kann, so sahen sie darin eine eigene Tragik.

Die Tragik eines solchen Lebens ist wirklich ganz schrecklich. Und eine solche Tragik, wie sie damals Herzen, Ogarew und Andere erlebten, ist auch jetzt noch für sehr viele, sogenannte Gebildete unsrer Zeit, die denselben Ansichten huldigen, vorhanden. Die Menschen streben nach einem guten Leben, aber die unumgängliche Folgerichtigkeit, die dazu nöthig ist, ging in der Gesellschaft, in der sie leben, verloren. Wie vor fünfzig Jahren Ogarew und Herzen, so sind auch die heutigen Menschen überzeugt, daß ein verzärteltes Leben, süßes und fettes Essen, Genuß, die Befriedigung aller Lüste, einem guten Leben durchaus nichthinderlich sind. Es ist aber offenbar, daß sie nicht imstande sind ein gutes Leben zu führen; sie werden daher Pessimisten und rufen dann: Das ist das tragische Loos des Menschen!

VII.

Der Irrthum, daß die Menschen, indem sie sich ihren Lüsten hingeben, dieses unzüchtige Leben für gut halten und ein gutes, nützliches, gerechtes und liebendes Leben führen zu können meinen, ist so erstaunlich, daß, wie ich glaube, die künftigen Generationen es gar nicht begreifen werden, was die Menschen unsrer Zeit unter den Worten „ein gutes Leben“ eigentlich verstanden haben, wenn sie sagten, daß auch Gefräßige, Verzärtelte und Unzüchtige ein gutes Leben führen. Und in der That braucht man sich nur von der gewohnten Auffassung loszusagen und das Leben – ich will gar nicht sagen vom christlichen Standpunkt, sondern nur vom heidnischen, vom Standpunkt der allergeringsten Anforderungen der Gerechtigkeit –zu betrachten, um sich zu über-zeugen, daß hier von einem guten Leben gar keine Rede sein kann.

Jeder Mensch in unsrer Sphäre, der auch nur ein klein wenig dahin strebt ein gutes Leben beginnen zu wollen, muß zuerst aufhören ein böses Leben zu führen, er muß anfangen die Bedingungen des

bösen Lebens, in denen er sich befindet, zu zerstören.

Wie oft hören wir als Rechtfertigung, daß wir unser böses Leben nicht ändern, die Äußerung, daß eine Handlungsweise, die dem gewöhnlichen Leben zuwiderläuft, unnatürlich und lächerlich sei oder dem Verlangen entspringe, sich hervorzuthun, und deshalb keine gute Handlung sein könne. Dieses Raisonnement scheint die Menschen veranlassen zu sollen, ihr schlechtes Leben niemals zu ändern, denn wäre unser ganzes Leben gut, gerecht und tugendhaft, so müßte jede Handlung, die diesem Leben entspricht, auch gut sein. Ist aber das Leben halb gut und halb schlecht, so hat jede Handlung, die mit diesem Leben unvereinbar ist, ebenso viel Wahrscheinlichkeit gut wie schlecht zu sein. Ist das Leben aber ganz schlecht und falsch, so kann der Mensch, der dieses Leben führt, keine einzige gute Handlung vollbringen, ohne den gewohnten Lebensgang zu zerstören. Man kann wohl eine schlechte Handlung begehen, ohne den gewöhnlichen Lebensgang zu zerstören, nicht aber eine gute.

Ein Mensch, der unsre Lebensweise führt, kann kein gutes Leben führen, bevor er nicht aus den Bedingungen des Bösen, in denen er sich befindet, hinaustritt; er kann nichts Gutes anfangen, bevor er nicht aufhört Böses zu thun. Ein im Luxus lebender Mensch kann unmöglich ein gutes Leben führen. Alle seine Versuche, Gutes zu verrichten, werden vergeblich sein, bis er nicht sein Leben ändert und nicht der Reihenfolge nach dasjenige thut, was er thun sollte. Ein gutes Leben wird und kann – nicht nur nach heidnischem Maßstab, sondern mehr noch nach christlichem – nur danach beurtheilt werden, wie sich, im mathematischen Sinne, die Selbstliebe zur Nächstenliebe verhält. Je weniger Selbstliebe und die daraus entspringende Sorge für das eigene Ich, Forderungen und Mühewaltungen Anderer für sich, und je mehr Nächstenliebe und die daraus entspringende Sorge und eigene Mühewaltung für Andere geübt werden, desto besser ist das Leben.

So verstanden und verstehen das gute Leben alle Weisen der Welt und alle wahren Christen, und ebenso verstehen es auch alle einfachen Menschen. Je mehr ein Mensch den Andern giebt, und je weniger er von ihnen fordert, desto besser ist er; je weniger er Andern giebt, und je mehr er für sich fordert, desto schlechter ist er.

Rückt man den Stützpunkt eines Hebels vom langen Ende zum kürzeren hin, so wird nicht nur der lange Hebelarm verlängert,

sondern auch der kurze wird verkürzt. Ebenso ist es, wenn der Mensch, der die ihm verliehene Fähigkeit zu lieben besitzt, die Selbstliebe und Sorge für sein Ich vermehrt. Er verringert damit nicht nur die Möglichkeit, Andere zu lieben und für sie zu sorgen um das Quantum von Liebe, das er auf sich überträgt, sondern um ein vielfach größeres Quantum. Anstatt Andere zu ernähren, ißt dieser Mensch mehr als er bedarf, und damit verringert er nicht nur die Möglichkeit, dieses Mehr Anderen zugeben, sondern er beraubt sich infolge seiner Gefräßigkeit auch der Fähigkeit für Andere zu sorgen.

Um nicht nur in Worten, sondern um thatsächlich in der Lage zu sein, Andere zu lieben, muß man – gleichfalls nicht nur in Worten, sondern in der That – sich selbst nicht lieben. Gewöhnlich pflegt es aber so zu sein: Wir glauben Andere zu lieben, versichern es uns und Andern, lieben sie aber nur in Worten, uns selbst aber lieben wir in der That. Wir vergessen Andere zu ernähren und zur Ruhe zu betten, uns selbst aber vergessen wir niemals. Um daher Andere thatsächlich zu lieben, müssen wir lernen zu vergessen uns zu nähren und zur Ruhe zu betten, ganz so, wie wir es Andern gegenüber vergessen.

Wir sagen „ein guter Mensch“ und „er führt ein gutes Leben“ von einem verzärtelten Menschen, der an ein luxuriöses Leben gewöhnt ist. Ein solcher Mensch – Mann oder Weib – kann aber die liebenswürdigsten Charaktereigenschaften besitzen, er kann sanftmüthig und herzensgut sein, aber er wird dennoch ebenso wenig ein gutes Leben führen können, wie ein aus dem besten Stahl vorzüglich gearbeitetes Messer scharf sein und schneiden kann, wenn es nicht geschliffen ist. Gut sein und ein gutes Leben führen bedeutet, Andern mehr geben, als man von ihnen nimmt. Ein verzärtelter und an Luxus gewöhnter Mensch kann das aber nicht, erstens, weil er stets selbst viel braucht, (und zwar nicht aus Egoismus, sondern weil er so gewöhnt ist, und weil es, ihm Leiden verursacht, wenn er das, woran er gewöhnt ist, entbehren muß,) und zweitens, weil er, indem er alles das braucht, was er von Andern erhält, sich durch diesen Gebrauch selbst schwächt, sich der Fähigkeit beraubt, selbst zu arbeiten und daher auch Andern zu dienen. Ein verzärtelter Mensch, der sich weich bettet und lange schläft, fett, süß und viel ißt und trinkt, der je nach Bedarf warm oder kühl gekleidet ist, der nicht an anstrengende Arbeit gewöhnt ist, kann nur sehr wenig leisten.

Wir sind so sehr daran gewöhnt, uns selbst zu belügen und die Lügen Anderer anzuhören, es ist uns so vortheilhaft, die Lügen Anderer nicht zu bemerken, damit sie auch unsre Lügen nicht wahrnehmen, daß wir uns gar nicht wundern, wenn man uns versichert, daß es tugendhafte, zuweilen sogar heilige Menschen geben könne, die ein durchaus sittenloses Leben führen, und daß wir an der Richtigkeit dieser Behauptung gar nicht zweifeln. Ein Mensch, Mann oder Weib, schläft auf einem elastischen Bett mit zwei Matrazen und zwei reinen, geplätteten Laken, er hat Kissenüberzüge und liegt auf Flaumkissen. Vor seinem Bett befindet sich ein Teppich, damit er beim Aufstehen die Kälte des Fußbodens nicht zu fühlen braucht, obschon dicht dabei auch Pantoffeln stehen. Auch andere nothwendige Gegenstände sind vorhanden, damit er nicht hinauszugehen braucht. Die Fenster sind mit Vorhängen versehen, damit ihn das Licht nicht erweckt, und er schläft, so lange er kann und mag. Ferner sind Maßregeln getroffen, daß es bei ihm im Winter warm und im Sommer kühl ist, daß ihn weder Lärm, noch Fliegen und andere Insekten beunruhigen. Während er noch schläft wird ihm heißes und kaltes Wasser zum Waschen, zuweilen auch zu einem Wannenbad, ferner Rasierwasser bereit gehalten. Man kocht ihm erregende Getränke, Thee und Kaffee, die gleich nach dem Aufstehen getrunken werden. Stiefel, Schuhe, Überschuhe verschiedener Art, die er gestern verunreinigte, werden so geputzt, daß sie wie Spiegel glänzen und kein Stäubchen daraus haftet. Ebenso werden auch andere, am vergangenen Tag getragene Kleidungsstücke gereinigt, und er besitzt solche Kleidungsstücke nicht nur für Winter und Sommer, sondern auch für Frühling und Herbst, für die regnerische, feuchte und heiße Witterung. Man legt ihm gewaschene, gestärkte, glänzend glatt geplättete, reine Wäsche mit Knöpfen, Knöpfchen und Schleifen, zurecht, die von den dazu angestellten Leuten vorher besichtigt werden. Ist der Mann thätig, so steht er früh auf, d. h. um sieben Uhr, – immerhin zwei bis drei Stunden später, als diejenigen, die das alles für ihn besorgen. Außer den Kleidungsstücken für den Tag und den Decken für die Nacht, hat er noch Kleider und Schuhwerk für die Zeit des Ankleidens: Schlafröcke, Pantoffeln; und nun geht dieser Mann sich waschen, reinigen und kämmen, wozu er verschiedene Bürsten, Seifen, und eine große Menge Wasser braucht. (Viele Engländer und Frauen sind ganz

besonders stolz darauf, daß sie sehr viel Seife und Wasser verbrauchen.) Dann kleidet er sich an, kämmt sich vor einem besonders dazu bestimmten Spiegel, obschon fast in allen Zimmern Spiegel hängen, nimmt die ihm nothwendigen Gegenstände, wie z. B. Brille, Pincenez oder Lorgnette, dann steckt er ein reines Nastuch in die Tasche, um sich zu schnauben; eine Uhr mit der Kette, (obschon überall, wo er hinkommt, fast in jedem Zimmer, Uhren vorhanden sind,) ferner nimmt er verschiedene Geldsorten, Kleingeld, (welches zuweilen in besondere Behälter gethan wird, damit man der Mühe überhoben ist, das gewünschte Stück erst hervorzusuchen), Papiergeld, Karten auf denen sein Name gedruckt ist, und die ihm die Mühe ersparen, denselben zu nennen oder aufzuschreiben, Notizbuch und Bleistift. Für die Frauen ist das Ankleiden noch weit complicirter: Korsett, Kopfputz, lange Haare, Schmuck, Bänder, Gummischnüre, Bändchen, Schleifchen, Haarnadeln, Stecknadeln, Broschen.

Nun ist alles beendet; der Tag beginnt gewöhnlich mit dem Essen: der zubereitete Kaffee oder Thee wird getrunken, und dazu gehört eine Menge Zucker, man ißt Semmel, Brot aus dem besten Weizenmehl, mit viel Butter, zuweilen auch mit Schweinefleisch (Schinken). Die Männer rauchen meistens Cigaretten oder Cigarren dazu und lesen dann die soeben gebrachte frische Zeitung. Daran folgt das Ausgehn, entweder in den Dienst oder in Geschäften, man fährt in Equipagen, die für die Beförderung solcher Leute eigens vorhanden sind. Dann kommt das Frühstück aus getödteten Thieren, Vögeln, Fischen, dann ein ähnliches Mittagsmahl, das, wenn es recht mäßig ist, aus drei Schüsseln besteht, dazu noch eine süße Speise und Kaffee, dann das Spiel – Kartenspiel, Musik, Theater, ferner Lectüre oder Unterhaltung, wobei man in weichen, mit Sprungfedern versehenen Lehnsesseln sitzt und eine verstärkte oder gedämpfte Beleuchtung von Kerzen, Gas oder elektrischem Licht benutzt, – dann kommt abermals Thee, es wird Abendbrot gegessen und schließlich legt man sich wieder in das frisch zubereitete, locker geschüttelte Bett mit reiner Wäsche. Das gereinigte Nachtgeschirr steht an seinem Platze.

So vergeht der Tag des Mannes, der ein bescheidenes Leben führt, von dem man sagt, wenn er einen sanften Charakter und keine für Andere außergewöhnlich unangenehme Gewohnheiten

hat, daß er ein Mensch ist, der ein gutes Leben führt.

Ein gutes Leben ist aber das Leben eines Menschen, der Andern Gutes thut; wie kann nun ein Mensch Andern Gutes thun, der so lebt und so zu leben gewöhnt ist? Bevor er Gutes thun kann, muß er doch erst aufhören den Menschen Böses zuzufügen! Rechnet nun aber alles das Böse zusammen, was er, häufig ohne es selbst zu wissen, Andern zufügt, und Ihr werdet sehen, wie weit er noch davon entfernt ist, Andern Gutes zu thun; daß er noch Vieles thun muß, um das von ihm begangene Böse abzubüßen, und daß er, der durch sein wollüstiges Leben geschwächt ist, gar nicht imstande ist, gute Thaten zu verrichten. Er könnte ja, und zwar physisch und moralisch gesünder, auf einem Mantel schlafen, der auf den Fußboden ausgebreitet ist, wie es Marc Aurel that, dann brauchten alle Mühe und alle Arbeit, Matratzen, Sprungfedern und Flaumkissen·, die tägliche Beschäftigung der Wäscherin – einer Frau, eines zarten Wesens mit weiblichen Schwächen, die Kinder gebiert und nährt, und die seine, eines starken Mannes, Wäsche spülen muß, – alle diese Arbeit brauchte dann nicht zu geschehen. Er könnte sich früher hinlegen und früher aufstehen, und die Arbeit, welche Gardinen und Abendbeleuchtung verursachen, wäre dann auch nicht nothwendig. Er könnte in demselben Hemde schlafen, das er am Tage trug, könnte mit bloßen Füßen den Boden betreten und auf den Hof hinausgehen, könnte sich am Brunnen waschen – kurz, er könnte so leben, wie alle Diejenigen leben, die das alles für ihn arbeiten müssen, und dann brauchte diese ganze, für ihn bestimmte Arbeit gar nicht gethan zu werden“ Auch alle für seine Kleidung, für seine verfeinerte Nahrung, für seine Vergnügungen bestimmte Arbeit wäre dann nicht nothwendig.

Wie kann also ein solcher Mensch andern Leuten Gutes thun und ein gutes Leben führen, ohne sein verzärteltes, luxuriöses Leben zu ändern? Ein moralischer Mensch, – ich sage gar nicht ein Christ, sondern nur ein solcher, der Humanität oder nur Gerechtigkeit predigt, – kann unmöglich den Wunsch unterdrücken, sein Leben zu ändern und aufhören zu wollen Gegenstände des Luxus zu benützen, die zuweilen mit Schaden für Andere angefertigt werden.

Wenn ein Mensch die Leute, welche Tabak bearbeiten, wirklich bedauert, so ist das erste, was er unwillkürltch thun wird, daß er zu rauchen aufhört; denn indem er zu rauchen und Tabak zu kaufen

fortfährt, befördert er die Tabaksindustrie, welche die Gesundheit der Menschen schädigt.

Aber unsre Zeitgenossen raisonniren anders. Sie ersinnen die verschiedensten, schlauesten Argumente, nur nicht die, welche jedem einfachen Menschen von selbst einfallen. Ihrem Raisonnement zufolge ist es gar nicht nothwendig die Gegenstände des Luxus zu entbehren. Man kann die Lage der Arbeiter bemitleiden, kann Reden halten und Bücher zu ihren Gunsten schreiben, dabei aber doch fortfahren, ihre Arbeit, die wir für verderblich halten, zu benutzen.

Nach dem, wie Einige raisonniren, ist es gestattet, aus den verderblichen Arbeiten Anderer Nutzen zu ziehen, denn thue ich es nicht, so thut es ein Anderer. Das ist ungefähr so, wie das Raisonnement, daß ich den mir schädlichen Wein austrinken muß, weil er gekauft ist, und trinke ich ihn nicht, so thun es Andere.

Nach der Meinung Anderer ist die Ausbeutung fremder Arbeit zu unsern Luxusbedürfnissen für die Arbeiter sogar sehr nützlich, denn wir geben ihnen dafür Geld, d. h. wir ermöglichen ihre Existenz; als ob man ihnen die Möglichkeit der Existenz nicht auch anders gewährleisten könnte, ohne sie zu zwingen, Arbeiten zu verrichten, die für sie schädlich und für uns überflüssig sind!

Alles das kommt aber daher, weil die Leute sich einbilden, daß man ein gutes Leben führen könne, ohne sich die, der Ordnung nach, erste Eigenschaft, die zu einem guten Leben nothwendig ist, anzueignen.

Diese erste Eigenschaft ist die Enthaltsamkeit.

VIII.

Ein gutes Leben gab es nie und giebt es nicht ohne Enthaltsamkeit. Es ist nicht denkbar, daß man ein gutes Leben führen kann, ohne enthaltsam zu sein. Jedes Streben nach einem guten Leben muß damit beginnen.

Es giebt eine Stufenleiter der Tugenden, und bei der ersten Stufe muß man anfangen, um die folgenden erreichen zu können; die erste Tugend, die sich der Mensch aneignen muß, wenn er zu den folgenden gelangen will, ist aber das, was die Alten ἐγκράτεια oder

σωφροσύνη, d. h. Enthaltsamkeit, Besonnenheit, Selbstbeherrschung nannten.

Wenn in der christlichen Lehre die Enthaltsamkeit in dem Begriff der Selbstentsagung inbegriffen ist, so bleibt die Aufeinanderfolge deshalb dennoch die nämliche, und ohne Enthaltsamkeit sind keine christlichen Tugenden möglich, – nicht etwa deshalb, weil sich das irgend jemand so ausgedacht hat, sondern weil es im Wesen der Sache begründet ist. Enthaltsamkeit ist die erste Stufe zu jedem guten Leben.

Aber auch die Enthaltsamkeit kann nicht plötzlich erreicht, sondern nur nach und nach erworben werden. Die Enthaltsamkeit ist die Befreiung des Menschen von seinen Begierden, ist die Unterwerfung derselben unter die Besonnenheit σωφροσύνη. Aber der Mensch hat viele Begierden, und damit der Kampf gegen sie erfolgreich sei, muß man mit den fundamentalen beginnen, mit solchen, aus denen die andern, komplizierteren, emporwachsen, nicht aber mit den komplizierten, die aus den fundamentalen hervorgegangen sind. Es giebt komplizierte Begierden, wie die Sucht den Körper zu schmücken, die Spielsucht, die Vergnügungssucht, die Geschwätzigkeit, die Neugier und viele andere, und es giebt fundamentale, wie die Gefräßigkeit, der Müßiggang und die sinnliche Liebe. Im Kampfe mit den Begierden kann man nicht beim Ende, mit dem Kampf gegen die komplizierten Begierden, beginnen, sondern man muß mit den fundamentalen anfangen, und zwar in einer bestimmten Ordnung. Diese Ordnung ist sowohl durch das Wesen der Sache, wie auch durch die menschliche Weisheit bestimmt.

Ein im Essen unmäßiger Mensch ist nicht imstande, gegen die Faulheit anzukämpfen, und ein gefräßiger und müßiger Mensch kann nie die Kraft haben, die geschlechtliche Begier zu bekämpfen. Das Streben nach Enthaltsamkeit begann daher, allen Lehren zufolge, stets mit dem Kampf gegen die Gefräßigkeit, mit dem Fasten. Aber in unsrer Welt, wo schon so lange und in so hohem Grade jegliches ernste Streben zur Erreichung eines guten Lebens verloren gegangen ist, so daß die allererste Tugend – die Enthaltsamkeit – ohne die andere Tugenden unmöglich sind, für überflüssig gehalten wird, ist auch die zur Erlangung dieser ersten Tugend nothwendige Stufenfolge verloren, und das Fasten wurde von Vielen vergessen, als

ein dummer Aberglaube verurtheilt und für durchaus unnütz erklärt.

Aber ebenso, wie die erste Bedingung eines guten Lebens die Enthaltsamkeit ist, so ist auch die erste Bedingung der Enthaltsamkeit – das Fasten.

Man kann gut zu sein wünschen, kann vom Guten schwärmen, auch ohne zu fasten, aber wirklich gut zu sein, ohne zu fasten, ist ebenso unmöglich, wie wenn man gehen wollte, ohne sich auf die Beine zu stellen.

Das Fasten ist die unumgängliche Bedingung zu einem guten Leben, die Gefrässigkeit war und ist aber stets das erste Kennzeichen des Gegentheils, eines nicht guten Lebens, und leider findet man dieses Kennzeichen, im höchsten Grade, bei den meisten Menschen unsrer Zeit.

Sehet nur die Gesichter und die Gestalten der Menschen unsrer Gesellschaft und unsrer Zeit an, – auf vielen von diesen Leuten, mit hängendem Unterkinn und Wangen, feisten Gliedern und unförmlichen Bäuchen, liegt der unvertilgbare Stempel eines ausschweifenden Lebens. Und das kann auch gar nicht anders sein. Betrachtet nur unser Leben aufmerksam, seht, wodurch die Mehrzahl der Menschen unsrer Welt angeregt werden, fragt Euch, welches das Hauptinteresse dieser Mehrzahl ist? Und wie uns das auch sonderbar erscheinen mag, uns, die wir unsre wahren Interessen zu verbergen und falsche, künstliche hervorzuheben gewohnt sind, – das Hauptinteresse des Lebens der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen ist – die Befriedigung des Geschmackssinns, das Vergnügen am Essen, das Fressen. Von den Ärmsten angefangen bis zu den reichsten Gesellschaftsklassen ist die Gefräßigkeit, meiner Ansicht nach, der Hauptzweck und das Hauptvergnügen unsres Lebens. Der arme, arbeitende Mann aus dem Volke macht nur insoweit eine Ausnahme, als ihn die Noth verhindert, sich dieser Leidenschaft hinzugeben. Sobald er aber Zeit und Mittel dazu hat, sucht er, den oberen Klassen nacheifernd, die schmackhaftesten und süßesten Speisen und Getränke zu erwerben, und dann ißt und trinkt „er soviel er kann. Je mehr er zu essen imstande ist, desto glücklicher nicht nur, sondern auch desto kräftiger und gesunder glaubt er zu sein. Und in dieser Überzeugung bestärken ihn die gebildeten Leute, welche die Speise von demselben Standpunkte betrachten. Die gebildeten Klassen,

obschon sie es zu verheimlichen suchen, stellen sich Glück und Gesundheit im Genuß schmackhafter, nahrhafter und leichtverdaulicher Speise vor, und die Ärzte bestätigen diese Meinung und versichern, daß die theuerste Speise, das Fleisch, auch die gesündeste sei.

Sehet nur das Leben dieser Leute, hört ihre Gespräche an. Was das alles für erhabene Gegenstände sind, mit denen sie sich angeblich beschäftigen: Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Poesie; ferner die Vertheilung der Reichthümer, die Wohlfahrt des Volks, die Erziehung der Jugend; für die ungeheure Mehrzahl ist das alles aber Lüge; alles das beschäftigt sie nur beiläufig, zwischen ihrer eigentlichen Beschäftigung, dem Frühstück und dem Mittagsmahl, während der Magen gefüllt ist und keine Speise mehr aufnehmen kann. Es giebt nur ein eigentliches lebendiges Interesse der Mehrzahl Männer sowohl wie Frauen, namentlich nach Ablauf der ersten Jugendzeit, – und das ist das Essen. Wie soll ich essen, was soll ich essen, wann und wo soll ich essen?

Keine Feierlichkeit, kein freudiges Ereigniß, keine Einweihung, keine Eröffnung von irgend etwas, kann ohne Essen vorübergehen.

Betrachtet nur die Reisenden, bei ihnen ist es besonders deutlich zu sehen: „Museen, Bibliotheken, Parlament … wie ist das alles interessant! Aber wo werden wir denn essen? Wo speist man hier am schmackhaftesten?“ Seht Euch doch nur die Leute an, wenn sie sich zum Essen versammeln: festlich gekleidet, parfümirt, treten sie an die mit Blumen geschmückte Tafel; wie sie sich freudig die Hände reiben und lächeln.

Wenn man nur in die Seelen blicken könnte! Was erwartet denn die Mehrzahl der Menschen? – Appetit zum Frühstück, zum Mittagsmahl. Worin besteht die härteste Strafe schon in der Kindheit? – Auf Wasser und Brot gesetzt zu werden. Welcher Arbeiter erhält den höchsten Lohn? – Der Koch. Worin besteht das höchste Interesse der Hausfrau? Welches ist in den meisten Fällen das Gesprächsthema bei den Frauen der mittleren Stände? Und wenn sich die Unterhaltung in den höheren Kreisen nicht um denselben Gegenstand bewegt, so geschieht es nicht, weil sie gebildeter und mit höheren Interessen beschäftigt sind, sondern blos deshalb, weil sie Wirthschafterinnen, Haushofmeister haben, die damit beschäftigt sind und ihre Mahlzeiten besorgen. Versucht es aber nur, ihnen diesen Comfort zu nehmen, und ihr werdet sehen, worin ihre „Sorgen

bestehen. Alles dreht sich um die Frage des Essens: Was kosten die Birkhühner? Wie kocht man am besten den Kaffee? Welches sind die süßesten Kuchen? u.s.w. Kommen die Menschen zusammen, zu welchem Zwecke es auch immer sein mag, zur Taufe, zur Beerdigung, Hochzeit, Kirchenweihe, zum Abschiednehmen, zur Bewillkommnung, zur Feier eines Gedenktages, des Todes oder Geburtstages eines großen Gelehrten, Denkers, Moralpredigers, – immer sind sie anscheinend mit den erhabensten Interessen beschäftigt. So versichern sie, aber sie verstellen sich nur! Alle wissen, daß ein Festmahl stattfinden wird, daß gute, schmackhafte Speisen gereicht werden, und das ist es hauptsächlich, was diese Leute zusammenführt. Tagelang wurden zu diesem Zweck Thiere getödtet und in Stücke zerlegt; Körbe voll Delicatessen aus den gastronomischen Läden geholt und Köche, deren Gehülfen, Küchenjungen, Buffetdiener mit reinlichen, gestärkten Schürzen und Mützen haben gearbeitet. Küchenchefs, die 500 und mehr Rubel monatlichen Gehalt beziehen, ertheilten Befehle, und die Köche klopften, kneteten, wuschen, arrangirten und schmückten. Mit ebensolcher Feierlichkeit und Wichtigkeit arbeitet der Chef des Servirens, er beaufsichtigt, berechnet, überlegt, überblickt alles, wie ein Künstler. An der Ausschmückung mit Blumen arbeitet ein Gärtner. Ferner Küchenmägde … kurz, es arbeitet eine ganze Armee von Menschen, die tausende von Arbeitstagen dazu verwendet, blos für diese sich versammelnden Leute, die über einen berühmten, großen Lehrer der Wissenschaft reden, oder die eines verstorbenen Freundes gedenken, oder die jungen Eheleuten, welche ein neues Leben beginnen, nun eine glückliche Hochzeitsreise wünschen wollen.

In den niederen und mittleren Lebenskreisen sieht man ganz deutlich, daß Feiertage, Beerdigungen, Hochzeiten – Fressen sind. Und so betrachtet man dort die Sache auch. Das Fressen vertritt so sehr das eigentliche Motiv der Zusammenkunft, daß im Griechischen und Französischen Hochzeit und Schmaus gleichbedeutend sind. In den höheren Kreisen, in der feinen Welt, verbirgt man das mit großem Geschick und sucht den Schein zu erwecken, als ob das Essen nur nebensächlich sei, daß man damit nur den Anstand wahren wolle. Diese Leute können das auch leicht so darstellen, denn sie sind ja meistens im wahren Sinne des Wortes übersättigt, sind nie hungrig.

Daß aber das Mittagsmahl, das Essen, ihnen nicht nothwendig, daß es ihnen sogar lästig sei, ist Verstellung. Versucht es nur, anstatt der erwarteten leckeren Gerichte, ihnen, ich will nicht sagen Brot und Wasser, aber Grütze und Nudeln vorzusetzen, und beobachtet dann, was das für einen Sturm hervorrufen, und wie sehr sich der eigentliche Zweck der Versammlung offenbaren wird; man erkennt dann ganz deutlich, daß der vorgegebene Zweck nur Nebensache, das Essen aber die Hauptsache ist.

Betrachtet nur, womit die Leute handeln, durchwandert die Stadt und seht, was man verkauft: Gegenstände, die zur Bekleidung und zum Schmuck dienen und – Freßwaaren.

Eigentlich muß das auch so sein, und es kann wohl auch nicht anders sein. Man denkt nur dann nicht ans Essen, hält nur dann seine Gier in Schranken, wenn man das Essen nur als Nothwendigkeit betrachtet. Unterwirft man sich aber der Nothwendigkeit, mit dem Essen aufzuhören, nur dann, wenn der Magen überfüllt ist, so kann es nicht anders sein. Hat der Mensch das Vergnügen des Essens liebgewonnen, gestattet er sich dieses Vergnügen, findet er, daß dies Vergnügen recht und gut ist, (und die ungeheure Mehrzahl der Weltmenschen und Gebildeten hält es dafür, obschon sie so thun, als ob es nicht der Fall sei), dann giebt es keine dieses Vergnügen hemmende Schranken, die nicht überschritten werden könnten. Die Befriedigung eines Bedürfnisses hat ihre Grenzen, das Vergnügen aber kennt keine Schranken. Zur Befriedigung des Bedürfnisses ist es nothwendig und genügend Brot, Grütze oder Reis zu essen; zur Vermehrung des Vergnügens giebt es aber unendlich viele Würzen, Zuthaten und Zubereitungsarten.

Das Brot ist die nothwendige und genügende Speise, (ein Beweis dafür sind die Millionen von starken, flinken, gesunden, arbeitsamen Menschen, die sich nur von Brot nähren). Aber besser ißt sich das Brot mit Zuthaten. In Fleischbrühe eingeweicht ist es gut. Noch besser ist es, wenn man in diese Brühe allerlei Gemüse thut. Auch das Fleisch selbst schmeckt gut, noch besser aber als ausgekocht, ist es gebraten, und am allerbesten schmecken gewisse Theile des Fleisches, leicht in Butter gebraten und noch blutig. Dazu gehören Gemüse und Senf und auch Wein wird dazu getrunken, am liebsten rother. Nun möchte man nichts mehr essen, aber Fisch kann man doch noch genießen, wenn er in einer Sauce zubereitet ist und

Weißwein dazu getrunken wird. Es scheint nun, man könne nichts mehr zu sich nehmen, weder Fettes noch Schmackhaftes, aber süßes Backwerk und im Sommer Gefrorenes, im Winter Kompot, eingemachte Früchte u. dergl. kann man doch noch verzehren. Und das ist nun ein Mittagessen, ein bescheidenes Mittagsmahl. Der Genuß einer solchen Mahlzeit kann aber noch sehr gesteigert werden, man steigert ihn auch, und diese Steigerung kennt keine Grenzen: es giebt noch viele den Appetit reizende Vor-, Zwischen- und Nachspeisen (hors d'oeuvres, entremêts und desserts) und verschiedenartig zusammengesetzte, schmackhafte Dinge, ferner Blumen, kostbares Tischgeräth und Tafelmusik. Das Merkwürdigste dabei ist aber, daß Leute, die sich täglich mit solchen Mahlzeiten den Magen füllen, – gegen die Belsazars Mahl mit seiner grauenerregenden Drohung gar nichts bedeutet, – die naive Überzeugung haben, auf diese Weise ein sittliches Leben führen zu können.

IX.

Das Fasten ist die nothwendige Bedingung eines guten Lebens; aber auch beim Fasten, wie bei der Enthaltsamkeit treten Fragen auf: Womit beginnt man? Wie fastet man? Wie oft soll man essen? Was soll man nicht essen? Und da man sich mit keiner Sache ernstlich beschäftigen kann, ohne sich die dazu nothwendige Stufenfolge anzueignen, so kann man auch nicht fasten, wenn man nicht weiß, womit man anfangen, womit man die Enthaltsamkeit im Essen beginnen soll.

Das Fasten. Ja, auch beim Fasten ist wohl zu unterscheiden, wie und womit gefastet werden soll. Dieser Gedanke scheint lächerlich und für die Mehrzahl der Menschen seltsam zu sein.

Ich erinnere mich, mit welchem Stolze über seine Originalität ein Evangelischer, der den Asketismus der Mönche verspottete, mir einst sagte: Mein Christenthum kennt kein Fasten und keine Entbehrungen, es schließt auch die Beefsteaks nicht aus. Christenthum, Tugend – mit Beefsteaks!

Es haben sich so viele seltsame, unsittliche Dinge in unser Leben eingenistet, besonders in dem niedern Gebiete des ersten Schrittes zu einem guten Leben, – in Bezug auf die Nahrung, der nur Wenige

ihre Aufmerksamkeit widmen, – daß wir uns heutzutage die Frechheit und den Wahnsinn der Behauptung eines Christenthums oder einer Tugend mit Beefsteaks nur schwer vorstellen können.

Wir schrecken vor einer solchen Behauptung nur deshalb nicht zurück, weil wir soweit gekommen sind, daß wir schauen ohne zu sehen und hören ohne zu vernehmen. Es giebt keinen Gestank, an den sich die Nase des Menschen, keinen Schall, an den sich sein Ohr, keine Garstigkeit, an der sich sein Auge nicht gewöhnen könnte, so daß ihm das, was den unerfahrenen Menschen in Erstaunen versetzt, gar nicht mehr ausfällt. Dasselbe gilt auch für das Gebiet des Sittlichen. Christenthum und Sittlichkeit – mit Beefsteaks!

Ich war vor Kurzem im Schlachthause zu Tula. Es ist, nach dem Beispiel großer Städte, mit allen Einrichtungen versehen, damit die zum Tödten bestimmten Thiere so wenig wie möglich gequält werden. Es war an einem Freitag, zwei Tage vor Pfingsten. Eine Menge Vieh war vorhanden.

Früher schon, vor längerer Zeit, nachdem ich das vortreffliche Buch *„Ethics of Diet"* gelesen hatte, entstand in mir der Wunsch, ein Schlachthaus zu besuchen, um mit eigenen Augen das wahre Wesen desjenigen Geschäfts zu sehen, von dem man spricht, wenn vom Vegetarianismus die Rede ist. Aber ich scheute mich, wie man sich stets scheut Leiden anzusehen, die sicherlich stattfinden, die man aber nicht abwenden kann, – und deshalb schob ich es immer auf.
Unlängst aber begegnete ich einem Schlächter, der aus seiner Heimath zurückkehrend, nach Tula ging. Er war nicht besonders geschickt und seine Funktion bestand im Tödten der Thiere mit dem Dolchmesser. Ich fragte ihn, ob es ihm denn nicht leid sei, Thiere zu tödten. Er antwortete, wie man in solchem Fall gewöhnlich antwortet: „was ist da zu bedauern? es muß ja doch sein." Als ich ihm dann sagte, daß das Essen von Fleisch doch keine Nothwendigkeit sei, da gab er mir recht und meinte auch, daß es ihm leid sei. „Aber was soll ich thun, ich muß doch mein Brot verdienen," sagte er. „Früher fürchtete ich mich zu tödten; mein Vater konnte sein Leben lang kein Huhn schlachten." Den meisten Russen widersteht es zu tödten, die Thiere dauern sie und sie drücken dies Gefühl mit den Worten aus, sie fürchten sich. Auch er hatte sich anfangs gefürchtet, das war nun aber vergangen. Er erzählte mir, daß die meiste Arbeit des Freitags sei, und daß sie bis zum Abend währe.

Auch mit einem Soldaten gerieth ich unlängst in ein Gespräch. Er war gleichfalls ein Schlächter und staunte ebenfalls, als ich ihm sagte, daß das Tödten ihm doch eigentlich leid thun müsse; er antwortete wie alle, es sei das schon so üblich, gab mir aber schließlich doch recht und fügte noch hinzu: „Besonders wenn es ein ruhiges, zahmes Thier ist. Solch' liebes Geschöpf ist so zutraulich. Wahrlich, es kann einem leid thun!"

Einst kamen wir aus Moskau und ließen uns unterwegs von Frachtfuhrleuten mitnehmen, die aus
Sserpuchow in den Wald fuhren, um Holz für einen Kaufmann zu holen. Es war am Gründonnerstag. Ich saß auf dem ersten Wagen, neben dem Fuhrmann, einem starken, rothen, rohen, augenscheinlich stark dem Trunke ergebenen Mann. Als wir in ein Dorf kamen, sahen wir, daß man ein gemästetes Schwein aus dem äußeren Hause zum Schlachten hinausschleppte. Es quietschte fürchterlich, und das klang fast wie Menschengeschrei. Grade als wir vorüberfuhren sollte das Thier geschlachtet werden. Einer gab ihm mit dem Messer einen Schnitt in den Hals. Das Schwein quietschte noch ärger und gellender, riß sich los und lief, von Blut überströmt, davon. Ich bin kurzsichtig und konnte nicht alles genau beobachten, aber ich sah den rosenrothen Leib des Thiers, ähnlich dem eines Menschen, und hörte das verzweifelte Gequietsch; der Fuhrmann konnte alle Einzelheiten erkennen und er betrachtete sich alles aufmerksam. Man fing das Thier wieder ein, warf es nieder und schlachtete es vollends. Als das Geschrei vorüber war, seufzte der Fuhrmann tief auf und sagte: „Wird man sich denn wirklich dafür nicht verantworten müssen?"

Man sieht hieraus, wie sehr die Menschen jede Tödtung verabscheuen; leider geht dieses natürliche Gefühl durch die Erregung der menschlichen Habsucht, durch die Behauptung, daß Gott es gestattet habe, hauptsächlich aber durch die Gewohnheit gänzlich verloren.

Am Freitag begab ich mich nach Tula, und als ich einem Bekannten, einem sanften, guten Mann, begegnete, lud ich ihn zum Mitgehen ein.

– Ja, ich hörte bereits davon, daß die Einrichtungen dort vortrefflich sind und ich wollte sie mir auch schon ansehen; aber während man schlachtet, gehe ich nicht hinein.

– Weshalb denn nicht? Grade das möchte ich sehen! Wenn man Fleisch essen will, muß doch auch geschlachtet werden.

– Nein, nein, das kann ich nicht sehen.

Das merkwürdigste dabei ist, daß dieser Mann Vierfüßler und Vögel schießt und selbst ein Jäger ist.

Wir kamen an. Schon bei der Anfahrt war ein schwerer, ekelhafter, fauliger Geruch nach Tischlerleim oder dergleichen bemerkbar. Je näher wir kamen, desto ärger wurde dieser Gestank. Das aus rothen Ziegelsteinen erbaute Schlachthaus ist sehr groß, gewölbt und mit hohen Schornsteinen versehen. Rechts befand sich ein umzäunter Hof in der Größe einer Viertelhectare, auf den man an zwei Wochentagen das zum Verkauf bestimmte Vieh antreibt; am Ende dieses Platzes steht das Wächterhäuschen, links liegen die sogenannten Kammern, Räume mit Bogenpforten, mit concavem Asphaltboden und einer Einrichtung zum Aufhängen und Umladen der Rumpfe des geschlachteten Viehes. An der Mauer, vor dem Häuschen rechts, saßen etwa sechs Schlächter mit blutbegossenen Schürzen, mit aufgestreiften, bespritzten Hemdärmeln über den muskulösen Armen, auf einer Bank. Vor etwa einer halben Stunde hatten sie ihr Tagewerk beendet, so daß wir diesmal nur die leeren Kammern sehen konnten. Obschon nun die Pforten von beiden Seiten offen standen, war der abscheuliche Geruch des warmen Bluts in den Kammern dennoch stark bemerkbar, der Fußboden war braun und glänzend und in den Vertiefungen desselben stand das geronnene, schwarze Blut.

Einer von den Fleischern beschrieb uns wie man schlachtet und zeigte uns die Stelle, wo es geschieht. Ich verstand ihn nicht recht und machte mir eine falsche, aber sehr fürchterliche Vorstellung davon; ich dachte mir, wie das wohl häufig geschieht, daß die Wirklichkeit einen weniger abschreckenden Eindruck auf mich hervorbringen werde. Darin täuschte ich mich aber.

Das nächste Mal kam ich zur rechten Zeit im Schlachthause an. Es war am Freitag vor Pfingsten, an einem heißen Junitage. Der Geruch von Leim und Blut war an diesem Morgen noch intensiver und auffälliger, als bei meinem ersten Besuch. Die Arbeit war in vollem Gange. Der ganze, staubige Platz war mit Vieh angefüllt, und alle Gehege vor den Kammern standen voll.

Auf der Straße bei der Anfahrt standen Bauernwagen mit ange-

bundenen Ochsen, Kälbern und Kühen. Auf andern, mit tüchtigen Pferden bespannten Wagen lagen lebendige Kälber, deren Köpfe herabhingen und hin- und herbaumelten; sie kamen an und wurden abgeladen; ebensolche Wagen, mit Ochsenleibern, deren Beine in die Höhe gestreckt waren und sich hin- und her bewegten, mit Thierköpfen, grellrothen Lungen und schwarzbraunen Lebern, wurden vom Schlachthaus hinweggefahren Am Zaune standen die Reitpferde der Viehhändler. Diese selbst, in langen Röcken gekleidet, gingen mit Peitschen in den Händen auf dem Hof umher und bezeichneten die Thiere, welche einem Herrn gehörten, mit Theerfarbe oder sie handelten, oder führten die Stiere und Ochsen vom Platze hinweg in die Abtheilungen, aus denen sie dann in die Kammern kamen. Man sah, daß alle diese Leute mit Geldangelegenheiten und Berechnungen beschäftigt waren, und daß es ihnen gar nicht einfiel zu überlegen, ob es gut oder schlecht sei, diese Thiere zu tödten; es war ihnen das ebenso fremd, wie der Gedanke an die chemische Zusammensetzung des Blutes, mit dem der Boden der Kammer besudelt war.

Von den Schlächtern war niemand auf dem Hofe zu sehen, alle arbeiteten in den Kammern. Man tödtete an diesem Tage gegen hundert Stück Ochsen. Ich trat in eine Kammer und blieb an der Thür stehen. Schon deshalb mußte ich hier stehen bleiben, weil es in der Kammer selbst enge war, weil man mit den Rümpfen der Thiere darin hantierte und auch deshalb, weil unten das Blut dahinfloß und von oben herabtropfte; alle Schlächter waren mit Blut besudelt, und wäre ich hineingegangen, so würde auch ich besudelt worden sein. Ein aufgehängter Rumpf wurde abgenommen, ein anderer zur Thür hinaustransportirt, das dritte Thier, ein getödteter Stier, streckte die weißen Beine in die Luft, und der Schlächter zog ihm mit starker Faust das angespannte Fell vom Leibe.

Aus der Thür gegenüber führte man jetzt einen großen, gutgemästeten Stier herein. Zwei Männer zogen ihn. Kaum war er in der Kammer, da sah ich, daß ein Schlächter das Dolchmesser über den Nacken des Thieres zuckte und zustach. Der Stier stürzte zu Boden, als ob man ihm alle vier Füße zugleich abgeschlagen hätte; er zappelte mit den Beinen und dem Hintertheil Sofort warf sich ein Schlächter auf den Vordertheil des Thieres, von der den zappelnden Beinen entgegengesetzten Seite, packte es bei den Hörnern, drückte

ihm den Kopf herunter, und nun durchschnitt ihm ein anderer Schlächter die Gurgel; das schwarzrothe Blut quoll unter dem Kopfe hervor, und ein schmieriger Junge stellte eine Blechschale darunter. Während dieser ganzen Prozedur streckte der Stier den Kopf in die Höhe, als ob er sich aufrichten wollte und zappelte mit allen Vieren. Die Schale war bald mit Blut gefüllt, der Stier aber lebte noch, sein Leib wogte schwerfällig auf und nieder, er schlug mit den Vorder- und Hinterbeinen um sich, so daß sich die Schlächter in Acht nehmen mußten. Nachdem die eine Schale gefüllt war, nahm sie der Junge auf den Kopf und trug sie in die Albuminfabrik; ein anderer stellte eine zweite Schale unter, und auch diese füllte sich nach und nach. Der Unterleib des Stiers wogte noch immer auf und ab, und er zuckte mit den Hinterbeinen. Als das Blut nicht mehr floß, hob der Schlächter den Kopf des Stiers in die Höhe und fing an, das Fell abzuziehen. Das Thier zuckte noch immer. Der Kopf wurde nun vom Fell entblößt, er sah jetzt roth aus und war mit weißen Sehnen durchzogen, auch nahm er jetzt die Lage ein, die ihm die Schlächter gaben; das Fell hing von beiden Seiten herab, aber der Stier zuckte noch immer. Nun packte ihn ein anderer Schlächter an ein Bein, zerbrach es und schnitt es ab. Der Leib und die anderen Beine zitterten noch immer. Man schnitt ihm dann auch die anderen Beine ab und warf sie auf einen Haufen, wo schon die Beine jener geschlachteten Stiere lagen, die dem gleichen Besitzer gehörten. Dann schleppte man den Rumpf an die Winde und spannte ihn auf, und nun erst konnte man keine Lebenszeichen mehr wahrnehmen.

So betrachtete ich nun von der Thür aus das Schlachten des zweiten, dritten und vierten Stiers. Bei allen die nämliche Prozedur: der abgeschnittene Kopf mit der zwischen den Zähnen hervorgestreckten Zunge und das zuckende Hintertheil. Der Unterschied lag nur darin, daß der Schlächter nicht immer sofort die richtige Stelle traf, die den Stier zu Falle brachte. Es kam vor, daß er fehlschlug, dann bäumte sich der Stier auf, brüllte und riß sich blutüberströmt los. Aber man zog ihn dann unter einen Querbalken, schlug ihn ein zweites Mal, und er fiel.

Ich ging nun zur andern Thür, wo die Thiere hereingeführt wurden. Hier sah ich das nämliche nur mehr in der Nähe und daher deutlicher. Hauptsächlich aber sah ich hier das, was ich von der ersten Thür aus nicht sehen konnte, nämlich auf welche Weise man die

Thiere in diese Thür hineinzugehen zwang. Jedesmal wenn der Stier aus dem Gehege hervorgeholt wurde, und man ihn mit dem an den Hörnern befestigten Strick vorwärts zog, sträubte er sich, als er das Blut witterte, brüllte und wich zurück. Zwei Menschen konnten ihn auch mit Gewalt nicht hineinziehen, ein Schlächter ging daher hinter ihn, nahm ihn beim Schwanz, drehte denselben schraubenförmig, brach ihm die Schwanzrübe entzwei, so daß die Knorpel krachten, und nun bewegte sich der Stier vorwärts.

Nachdem die Thiere des einen Besitzers geschlachtet waren, kamen die des anderen an die Reihe. Das erste Stück aus dieser Parthie war ein Ochs. Er war von guter Rasse, ein schönes, schwarzes Thier mit weißen Abzeichen und ebensolchen Beinen, jung, muskelstark und energisch. Man zog ihn herbei; er senkte den Kopf und stemmte sich aufs äußerste. Aber der ihm folgende Schlächter nahm ihn beim Schwanz, wie der Maschinist den Griff der Dampfpfeife ergreift, fing ihn an zu drehen, die Knorpel krachten und der Ochs stürzte vorwärts, stieß die Leute, die ihn am Stricke hielten, nieder und stemmte sich wieder, wobei er mit dem einen schwarzen, blutunterlaufenen Auge seitwärts schielte. Aber der Schwanz krachte wieder, der Ochs stürzte abermals vorwärts, und nun befand er sich dort, wo man ihn haben wollte. Der Schlächter trat heran, zielte und stieß zu, der Stoß war fehlgegangen. Der Ochs bäumte sich auf, riß sich, mit Blut bedeckt, los und retirirte. Die Menschen an der Thür nahmen Reißaus. Aber die geübten Schlächter, denen die stete Gefahr Kühnheit verlieh, ergriffen schnell den Strick, packten den Schwanz, und der Ochs war plötzlich wieder in der Kammer, wo man seinen Kopf unter den Querbalken zog, von dem er sich nun nicht wieder losreißen konnte. Der Schlächter zielte rasch auf den Punkt, wo sich dass Haar sternförmig“ scheitelte; trotz des Blutes fand er ihn, stieß zu, und das schöne, lebenskräftige Thier stürzte nieder, zappelte mit dem Kopf und den Beinen, bis ihm das Blut abgezapft und der Kopf abgehäutet wurde.

– Ha, du verfluchter Teufel, konntest nicht einmal auf den richtigen Fleck hinfallen, – brummte der Schlächter, während er ihm das Fell am Kopfe zerschnitt.

Fünf Minuten später hing der vorhin schwarze, nun rothe, nackte Kopf mit den gläsernen Augen, die noch vor fünf Minuten so schön glänzten, herab.

Nun ging ich in die Kammer, wo das Kleinvieh geschlachtet wurde. Es war dies eine sehr große, lange Kammer mit asphaltirtem Fußboden und mit Tischen, die mit Lehnen versehen waren. Hier schlachtete man Hammel und Kälber. Die Arbeit war schon beendet; in der langen, von Blutdunst geschwängerten Kammer befanden sich nur zwei Schlächter; der eine blies durch das Beinfell einen getödteten Hammel auf und klopfte mit der Handfläche auf den aufgeblasenen Leib; der andere, ein junger Bursche mit blutbespritzter Schürze, rauchte eine selbstgedrehte Cigarette. Weiter war niemand in dieser düstern, langen, von widerlichem Geruch erfüllten Kammer. Bald nach mir kam ein dem Anschein nach entlassener Soldat und brachte einen an den Füßen zusammengebundenen, schwarzen diesjährigen Hammel, mit einem Abzeichen am Halse, und legte ihn auf einen der Tische wie auf ein Bett. Der Soldat, offenbar ein Bekannter, grüßte und fragte beiläufig, wann sie von ihrem Meister entlassen würden. Der Bursch mit der Cigarette trat mit dem Messer näher, wetzte es am Tischrand und antwortete: an den Feiertagen. Der lebendige Hammel lag so ruhig da, wie der todte, aufgeblasene; nur pendelte er mit dem kurzen Schwänzchen, und seine Seiten hoben und senkten sich schneller als sonst. Der Soldat drückte ihm den sich aufrichtenden Kopf leicht und ohne besondere Anstrengung nieder; der Bursch nahm, ohne das Gespräch zu unterbrechen, den Hammel beim Kopf und schnitt ihm in die Gurgel. Der Hammel zappelte, das Schwänzchen wurde steif und pendelte nicht mehr. Der Bursch wartete nun, bis das Blut nicht mehr herausfloß und zündete sich die erloschene Cigarette wieder an. Das Blut strömte, der Hammel lag da und zuckte. Das Gespräch wurde ununterbrochen fortgeführt. –

Ferner die Hühner und Küchlein, die täglich in tausenden von Küchen mit abgeschnittenen Köpfen, von Blut überströmt, komisch-entsetzlich umherhüpfen und mit den Flügeln schlagen!

Seht nur, wie jene zarte, feine Dame die Leichen dieser Thiere mit der vollen Überzeugung verzehrt, daß sie recht handelt; hört, wie sie zwei sich widersprechende Thesen behauptet:

Erstens, daß, wie ihr Arzt versichert, ihre Gesundheit so zart sei, daß sie Pflanzennahrung allein nicht vertragen könne und daß Fleischnahrung für ihren schwachen Organismus nothwendig sei; und zweitens, daß sie sehr zartbesaitet sei, und den Thieren nicht nur

selbst kein Leid zufügen, sondern auch den Anblick dieser Leiden nicht ertragen könne.

Diese arme Dame ist aber nur deshalb so schwach, weil man sie an eine für den Menschen ungeeignete Nahrung gewöhnt hat, und sie kann es deshalb nicht unterlassen, den Thieren Leiden zuzufügen, weil sie dieselben verzehrt.

X.

Wir können uns nicht so anstellen, als ob wir das nicht wüßten. Wir sind keine Strauße und können daher nicht glauben, daß dasjenige, was wir nicht sehen wollen, auch nicht vorhanden ist. Es ist dies um so weniger möglich, als wir es nicht vermeiden können, dasjenige zu sehen, was wir essen wollen. Und wenn es nur wenigstens nothwendig wäre! Angenommen aber, es sei nicht nothwendig, so ist es doch vielleicht irgendwie nützlich? – Durchaus nicht.[2] Es geschieht nur um thierische Empfindungen zu erregen, um Lüste, Unzucht, Trunksucht zu verbreiten. Und das wird fortwährend dadurch bestätigt, daß junge, gute, unverdorbene Menschen, besonders Frauen und Mädchen, die nicht wissen, daß eines aus dem andern hervorgeht, fühlen, daß Tugend und Beefsteaks unvereinbar sind, und die, wenn sie gut zu werden wünschen, die Fleischnahrung verschmähen.

Was habe ich also sagen wollen? Daß die Menschen, welche sittlich sein wollen, aufhören müssen Fleisch zu essen? – Durchaus nicht.

Ich wollte nur sagen, daß zu einem guten Leben eine bestimmte Reihenfolge guter Handlungen nothwendig ist; daß, wenn der Mensch ernstlich nach einem guten Leben trachtet, er unvermeidlich

[2] Mögen Diejenigen, welche daran noch zweifeln, die zahlreichen, von Gelehrten und Ärzten verfaßten, über diesen Gegenstand handelnden Bücher lesen, in denen bewiesen wird, daß das Fleisch für die Ernährung der Menschen nicht nothwendig ist. Mögen sie nicht auf jene altmodischen Ärzte hören, welche die Nothwendigkeit der Fleischnahrung nur deshalb vertheidigen, weil sie von ihren Vorgängern und von ihnen selbst so lange behauptet wurde; die die Fleischnahrung mit Hartnäckigkeit und Mißgunst vertheidigen, wie man alles Alte und dem Untergang geweihte vertheidigt.

eine bestimmte Ordnung einhalten muß, und daß in dieser Ordnungsreihe die erste Tugend, die er erstreben muß, die Enthaltsamkeit, die Selbstbeherrschung ist. Der Mensch, der nach Enthaltsamkeit trachtet, wird daher unvermeidlich ebenfalls eine bestimmte Ordnung einhalten müssen, und das erste Glied derselben ist Enthaltsamkeit im Essen, ist Fasten. Wenn er aber fastet, und ernstlich und eifrig danach strebt, ein gutes Leben zu führen, so muß er sich vor allem der thierischen Speise enthalten, denn abgesehen von der Erregung von Leidenschaften, die durch diese Speise hervorgerufen wird, ist der Genuß derselben auch entschieden unsittlich, denn sie setzt eine dem sittlichen Gefühl widerstrebende Handlung – die Tödtung – voraus, und das Verlangen danach wird nur durch Gier und Gaumenkitzel hervorgerufen.

Weshalb nun gerade die Entsagung von Fleischspeisen als erste That des Fastens und eines sittlichen Lebens betrachtet werden muß, ist nicht nur von einem Menschen, sondern von der ganzen Menschheit durch ihre besten Repräsentanten, im Laufe der ganzen, bewußten Lebensdauer des Menschengeschlechts, vortrefflich geschildert worden.

Weshalb find aber bisher die Menschen noch immer nicht zur Erkenntniß dieses Gesetzes gekommen, wenn es doch der Menschheit schon so lange bekannt ist? werden Diejenigen fragen, die gewohnt sind, sich nicht von der eigenen Vernunft leiten zu lassen, sondern die sich mehr nach der allgemeinen Meinung richten. Die Antwort auf diese Frage besteht darin, daß die ganze sittliche Bewegung der Menschheit, die die Grundlage eines jeden Fortschritts bildet, stets langsam vor sich geht; daß aber das Zeichen einer wirklichen, nicht blos zufälligen Bewegung, deren Kontinuität und fortwährende Beschleunigung ist.

Die Bewegung des Vegetarianismus ist aber eine kontinuirliche. Sie ist in allen Gedanken der Schriftsteller ausgedrückt, die darüber geschrieben haben, und auch im Leben selbst, das, unbewußt, je weiter desto mehr, vom Fleischessen zur Pflanzennahrung übergeht; und bewußt,–in der mit ganz besonderer Macht hervortretenden Bewegung des Vegetarianismus, der immer größere Ausdehnung gewinnt. Seit zehn Jahren geht diese Bewegung in stets beschleunigterem Tempo vorwärts, mit jedem Jahr erscheinen mehr Bücher und Zeitschriften, die diesen Gegenstand behandeln; man

trifft immer mehr Menschen, die sich von der Fleischspeise lossagen, und im Auslande, besonders in Deutschland, England und Amerika, vermehrt sich die Zahl der vegetarianischen Gast- und Wirtshäuser alljährlich.

Diese Bewegung muß besonders für Diejenigen erfreulich sein, die nach Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden trachten; nicht deshalb, weil der Vegetarianismus ein wichtiger Schritt nach dieser Richtung ist (alle wirklichen Schritte sind wichtig und nichtwichtig), sondern deshalb, weil diese Bewegung ein Zeichen ist, daß das Streben nach sittlicher Vervollkommnung des Menschen ein ernstes und aufrichtiges Streben ist, denn diese Bewegung hat die ihr gebührende, unumgängliche Ordnung angenommen, die mit der ersten Stufe beginnt.

Man kann nicht umhin sich darüber zu freuen; ebenso wie auch jene Menschen nicht umhin konnten, sich zu freuen, die sich bemühen ein Haus zu ersteigen und damit anfingen ordnunglos und vergebens von verschiedenen Seiten die Wände zu erklettern, die aber schließlich zu der ersten Stufe einer Treppe kamen, sich dort zusammendrängten, und nun zur Überzeugung gelangten, daß kein anderes Hinauskommen möglich sei, als über die erste Stufe dieser Treppe.

———

Wir möchten hier noch einige Worte beifügen, die sich auf das vom Verfasser behandelte Thema beziehen und die wir einer russischen Zeitung entnehmen, welche die vorliegende Abhandlung Leo Tolstois im Auszuge abdruckte:

„Das von Leo Tolstoi gepredigte Ideal kann unerreichbar scheinen. Sind es aber nicht Forderungen der Sittlichkeit, so ist es doch der allen verständliche Trieb der Selbsterhaltung, der jedem, auch den, welcher für ein ‚gutes Leben' durchaus nicht schwärmt, zum Nachdenken über Tolstois Folgerungen veranlassen wird. Professor Skworzow betrachtet nun (in der ‚Russischen Rundschau') die Frage der Ernährung vom rein physiologischen und gesundheitlichen Standpunkt und läßt die Sittlichkeitsfrage ganz unberührt. Er sagt anscheinend das Gegentheil dessen, was Graf Tolstoi in seiner Abhandlung zum Ausdruck bringt: ‚Ich erlaube mir, Ihnen den Wunsch auszudrücken, daß Sie solchen, angeblich untergeordneten Bedürfnissen, wie die des Magens, oder präziser, der Ernährung, mehr Aufmerksamkeit und Achtung zuwenden möchten … Auf der Befriedigung dieser Bedürfnisse ruht, wie aufs einem Fundament, unsre Gesundheit und unser Glück, unsre Weisheit und unser Ruhm.' Und wenn wir auch aus der Abhandlung Skworzows erfahren, daß eine mangelhafte Ernährung äußerst schädlich ist, und daß massenhaftes Hungerleiden auf das staatliche und gesellschaftliche Leben sehr unheilvoll einwirkt, so belehrt er uns doch auch, daß der mit der Befriedigung des natürlichen Hungergefühls getriebene Mißbrauch, sowohl in sittlicher Beziehung als Laster, wie auch in physischer Beziehung als Quelle einer großen Anzahl von Krankheiten betrachtet werden muß. Diese Krankheiten entstehen: 1. aus einem Überfluß von den im Körper angesammelten Vorräthen, die Fettsucht und Vollblütigkeit erzeugen; 2. aus den sich im Körper anhäufenden Resten von den in Zersetzung befindlichen Speisen, woraus das Podagra entsteht; 3. von einer Übermüdung des Magens und der übrigen Verdauungsorgane, welche die verschiedenen Arten von Dispepsie hervorrufen; 4. von der Überreizung des Verdauungsapparats aus Mangel an verdauungsbefördernden Säften,

woraus Katarrhe und Entzündungen der Eingeweide und des Magens entstehen, die Gelbsucht und *Cholera nostra* herbeiführen können; 5. aus Selbstvergiftung infolge des Entstehens giftiger Substanzen aus zu reichlicher Nahrung. Eine solche Selbstvergiftung äußert sich gewöhnlich nicht durch bestimmte akute Anfälle – sagt Skworzow – sondern meistens durch ein Gefühl der Unpäßlichkeit, der Schwäche, des Drucks, zuweilen der Reizbarkeit, überhaupt einer hypochondrischen Gemütsstimmung; sie verursacht nicht selten Kopfschmerzen und wahrscheinlich auch zeitweises Herzklopfen und Atembeschwerden (Asthma), eine ungeregelte Thätigkeit der Nieren und verschiedenartige nervöse und sogar psychische Zerrüttungen, ein geistiges Stumpfsinnigwerden. Das Prinzip der Enthaltsamkeit besitzt daher ein recht achtunggebietendes Arsenal von Waffen gegen die verschiedenartigsten Krankheiten. Wir möchten gelegentlich, zur Bestätigung dieses längstbekannten Bündnisses der Hygiene mit der Ethik, noch folgende Bemerkung Dr. Richardsons, anläßlich der vor Kurzem in ganz Europa grassirenden Influenza anführen: Opfer der Influenza, namentlich auch Todesopfer derselben, wurden am häufigsten solche Menschen, deren Organismus durch Alter, geistige Anstrengung und luxuriöse Gewohnheiten und Verzärtelung erschlafft war, und die, infolge der Schwäche ihres Nervensystems, nicht die Kraft hatten, der Krankheit Widerstand zu leisten."

Leo N. Tolstoi

Grausame Genüsse

Aus dem Russischen
(Ein Sammelband mit fünf Texten | 1895[1])

DIE FLEISCHESSER
(Pervaja stupen', 1891)

I.

Der Mensch muß in allen Lebenslagen mit Überlegung und Methode handeln, andernfalls wird er den Zweck, nach dem er strebt, nicht erreichen. Das ist ebenso wahr, wo es sich um materielle, als wo es sich um immaterielle Dinge handelt. Ebenso wie der Bäcker kein Brot backen kann, wenn er nicht zuvor den Teig geknetet und den Ofen geheizt hat, kann auch der Mensch, der nach einem moralischen Leben strebt, sein Ziel nur dann erreichen, wenn er die verschiedenen Eigenschaften sich anzueignen verstanden hat, deren Besitz ihm den Ruf verschafft: „Das ist ein Mann von tadelloser Moral." Nötig ist aber auch, daß er in logischer Ordnung vorgeht, um diese Eigenschaften zu erwerben, daß er mit den grundlegenden Tugenden beginnt, und dann nach und nach die Stufen ersteigt, die ihn der Erreichung seines Zwecks entgegenführen.

In allen Sittenlehren giebt es eine Stufenleiter, welche, wie die chinesische Weisheit sagt, von der Erde in den Himmel reicht und welche man nicht anders ersteigen kann, als indem man mit der untersten Stufe beginnt. Diese Regel ist ebenso gut für die Brahminen und Buddhisten gültig, als für die Anhänger des Confucius, und man findet sie auch in den Lehren der Weisen Griechenlands.

---

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Grausame Genüsse. Aus dem Russischen. Berlin: Verlag von Otto Janke 1895. [140 Seiten; enthält die Texte: Die Fleischesser; Der Krieg; Die Jagd; Das Glück; Anhang. Mein Glaubensbekenntnis.] [Zweite Auflage nicht eingesehen.]

Alle Moralisten, sowohl diejenigen, welche an Gott glauben, als die Materialisten, haben die Notwendigkeit eines methodischen Fortschreitens in der Aneignung der Tugenden anerkannt, ohne welche kein moralisches Leben möglich ist. Die Notwendigkeit rührt aus dem Wesen der Dinge selbst her. Man sollte also glauben, daß sie von allen anerkannt werden müße. Aber seltsam! Seit das Christentum gleichbedeutend mit der Kirche geworden ist, beginnt das Bewußtsein dieser Notwendigkeit mehr und mehr zu schwinden und besteht nur noch bei den Asketen und Mönchen.

Unter den christlichen Laien herrscht die Meinung, ein Mensch könne höhere Tugenden besitzen, ohne zuvor diejenigen zu erwerben, welche ihn auf normalem Wege dazu hätten hinführen sollen. Manche gehen noch weiter und behaupten, daß das Dasein ganz ausgesprochener Laster in einem Menschen denselben keineswegs daran hindern könne, daneben sehr hohe Tugenden zu besitzen.

Daraus ist zu schließen, daß heutzutage bei den Laien der Begriff des moralischen Lebens, wenn nicht verloren gegangen, doch mindestens ganz verdunkelt ist.

II.

Das ist nach meiner Ansicht auf folgende Weise gekommen.

Als das Christentum das Heidentum verdrängte, hat es im Prinzip eine anspruchsvollere Moral aufgestellt. Aber diese Moral konnte ebenso wie die des Heidentums nicht anders erreicht werden, als durch Ersteigung aller Stufen der Leiter der Tugenden.

Nach Plato ist die Enthaltsamkeit die erste Eigenschaft, deren Erwerbung von Wichtigkeit ist. Dann kommen der Mut, die Weisheit und endlich die Gerechtigkeit, welche nach seiner Lehre die höchste Tugend ist, die ein Mensch besitzen kann.

Die Lehre Christi stellte eine andere Reihenfolge auf: die Selbstaufopferung, Gehorsam gegen den Willen Gottes und vor allem: die christliche Liebe.

Die Menschen, welche sich aufrichtig zum Christentum bekehrten und welche sich bestrebt haben, ein christlich-moralisches Leben zu führen, haben dennoch damit begonnen, den ersten Punkt der heidnischen Moral anzunehmen, indem sie sich des Überflusses enthielten.

Man glaube aber nicht, daß das Christentum in diesem Falle sich nur angeeignet habe, was das Heidentum vor ihm aufgestellt hatte. Man mache mir auch nicht den Vorwurf, ich erniedrige seine hohe Lehre, indem ich sie auf den heidnischen Standpunkt herabsetze. Das wäre ungerecht. Ich erkenne die christliche Lehre als die höchste an, die es giebt und stelle sie keineswegs neben das Heidentum.

Eben weil die christliche Lehre der heidnischen überlegen ist, hat sie diese verdrängt. Aber man muß doch auch anerkennen, daß beide den Menschen zur Wahrheit und zum Guten führen, und da diese unveränderlich sind, so kann es nur einen Weg zu ihnen geben. Darum müssen die ersten Schritte auf diesem Wege notwendig dieselben sein für Christen und Heiden. Worin sind nun die beiden Lehren verschieden? Darin, daß die heidnische Lehre in enger Begrenzung aufgestellt wurde, während die christliche ein beständiges Streben nach Vollkommenheit ist.

Plato zum Beispiel stellt als Muster der Vollkommenheit die Gerechtigkeit hin, Christus aber wählt die unbestimmte Vollkommenheit: die Liebe. „Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist."

Nach dem Heidentum haben die Stufen, die man ersteigt, ehe man zur höchsten Tugend gelangt, ihre relative Wichtigkeit: je höher sie sind, desto mehr Tugend ist notwendig. Daraus folgt, daß man nach der heidnischen Anschauung mehr oder weniger tugendhaft, mehr oder weniger lasterhaft sein kann.

Nach der christlichen Lehre aber ist dies nicht möglich, sondern man ist entweder ganz tugendhaft oder gar nicht. Man kann es mehr oder weniger schnell werden, aber man gilt erst dann für tugendhaft, wenn man alle Elemente dazu erworben hat.

Ich muß dies näher erklären. Nach der heidnischen Auffassung ist der Mensch tugendhaft, wenn er weise ist. Wer aber außer Weisheit auch Mut besitzt, ist in höherem Grade tugendhaft, und wer außer diesen beiden Eigenschaften auch das Gefühl der Gerechtigkeit erwirbt, der hat die Vollkommenheit erreicht. Der Christ dagegen kann nicht höher oder tiefer stehen in moralischer Beziehung als ein anderer, – aber er ist um so mehr Christ, je rascher er auf dem Wege zur Vollkommenheit fortschreitet, auf welcher Stufe er sich auch in einem gegebenen Augenblick befinden mag. Somit ist die still-

stehende Tugend eines Pharisäers weniger christlich als die des Schächers, dessen Seele in voller Bewegung dem Ideal zustrebt und der an seinem Kreuze bereut.

Das ist der Unterschied zwischen den beiden Lehren. Das Heidentum betrachtet die Enthaltsamkeit als eine Tugend, während das Christentum sie nur als ein Mittel des Fortschritts zur Selbstaufopferung anerkennt, welche die erste Vorbedingung eines moralischen Lebens ist.

Jedoch nicht alle Menschen betrachten die Lehre Christi als ein beständiges Streben nach der Vollkommenheit, die Mehrzahl faßt sie auf als eine Lehre der Erlösung: die Katholiken und Orthodoxen als Loskauf von der Sünde durch die göttliche Gnade unter Vermittelung der Kirche – die Protestanten und Calvinisten als Erlösung. Diese Auffassung hat zur Folge gehabt, daß Ernst und Aufrichtigkeit der Menschen gegenüber der christlichen Moral verschwunden sind. Die Vertreter dieser Kirchen mögen predigen so viel sie wollen, daß diese Heilsmittel den Menschen nicht daran verhindern, nach einem moralischen Leben zu streben, sondern im Gegenteil dazu beitragen, – gewisse Umstände rufen von selbst gewisse Schlüsse hervor, welche anzunehmen keinerlei Überredung die Menschen abhalten kann.

Darum hat der Mensch, der sich diesem Glauben an die Erlösung überläßt, nicht mehr die nötige Kraft, um das Heil durch eigene Anstrengung zu erreichen. Er wird es viel einfacher finden, das Dogma, das ihm gelehrt wird, anzunehmen und von der göttlichen Gnade den Loskauf von seiner Sündenschuld zu erwarten.

Dies ist bei der Mehrzahl der Anhänger des Christentums wirklich der Fall.

III.

Das ist die Hauptursache dieser Erschlaffung der Sitten. Warum soll man sich zu gewißen Gewohnheiten zwingen? Warum soll man sich dieses oder jenes versagen, wenn das Resultat doch dasselbe sein wird? Warum überhaupt mit angenehmen Gewohnheiten brechen, da die Belohnung in jedem Fall von selbst kommt?

Vor nicht langer Zeit erschien die Encyklika des Papstes über den

Sozialismus. In diesem Dokument wird vom Oberhaupt der Kirche nach einer angeblichen Widerlegung der sozialistischen Lehren von der Unrechtmäßigkeit des Eigentums ausdrücklich gesagt, daß „niemand verpflichtet ist, sich oder seiner Familie das Nötige zu nehmen, oder sich in dem zu beschränken, was die weltliche Lebensweise verlangt, um damit seinen Nächsten zu unterstützen. Niemand soll im Widerspruch mit der Konvenienz leben." (Das ist dem heiligen Thomas entnommen: *Nullus enim inconvenienter debet vivere*.) „Aber wenn den Bedürfnissen und dem äußeren Anstand Genüge geleistet ist, so ist es Pflicht eines jeden, den Überfluß den Armen zu geben," sagte die Encyklika weiter.

So predigt das Oberhaupt der ausgebreitetsten unter den jetzigen Kirchen, so predigten alle Kirchenväter, welche die Wirkung der eigenen Handlung als für das Heil ungenügend ansahen.

Und neben der Verkündigung dieser egoistischen Lehre, welche befiehlt, dem Nächsten zu geben, was man nicht nötig hat, predigt man die Liebe zu diesem Nächsten und mit Emphase wiederholt man die berühmten Worte des Apostels Paulus im XIII. Kap. des ersten Briefes an die Korinther.

Obgleich in der ganzen evangelischen Lehre immer wieder zur Selbstverleugnung ermahnt und gelehrt wird, diese Tugend sei die erste Vorbedingung zur Erreichung der christlichen Vollkommenheit, obgleich gesagt wird: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, wer nicht Vater und Mutter verleugnet, wer nicht sein Leben einsetzt …" wollen diese Leute doch andere überreden, um den Nächsten zu lieben, sei es nicht nötig, aufzuopfern, was man nicht gewöhnt, ist und es genüge, zu geben, was man für gut findet.

So sprechen die Kirchenväter und diejenigen, welche die Lehre der Kirche (so weit sie die äußeren gottesdienstlichen Gebräuche betrifft) verwerfen, denken, sprechen und schreiben demzufolge ebenso wie die Freidenker. Diese Leute suchen sich und andere zu überreden, auch ohne seine Leidenschaften zu zähmen, könne man der Menschheit dienen und ein moralisches Leben führen.

Die Menschen haben die heidnischen Gebräuche von sich geworfen, verstanden aber nicht, sich die wahre christliche Lehre anzueignen, sie haben nicht eingesehen, daß ein stufenweiser Fortschritt auf dem Wege der Tugend nötig ist. Sie sind stehen geblieben.

IV.

In früherer Zeit, vor dem Erscheinen des Christentums, waren alle großen Philosophen von Sokrates an der Ansicht, die erste der Tugenden, die man erwerben müsse, sei die Enthaltsamkeit und es sei unmöglich, andere zu erwerben, ohne zuvor diese zu besitzen.

Es ist in der That augenscheinlich, daß der Mensch, der sich nicht zu beherrschen vermag, die leichte Beute aller Laster wird und daß es ihm unmöglich ist, ein moralisches Leben zu führen. Ehe der Mensch an die Großmut, an die Liebe, an die Uneigennützigkeit, an die Gerechtigkeit denkt, muß er sich zu beherrschen lernen und stark genug sein, seine Begierden zu zügeln.

Vom weltlichen Standpunkt aus gilt das alles für überflüssig. Die Überzeugung herrscht, der Mensch könne ein absolut moralisches Leben führen, selbst wenn er sich seiner Neigung für Luxus und Vergnügen vollständig hingebe.

Auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag – auf den der Nützlichkeit, auf den heidnischen oder den christlichen – immer erscheint es als unzweifelhaft, daß ein Mensch, der zu seinem eigenen Vergnügen die Arbeit, und oft die mühsamste Arbeit, anderer ausbeutet, schlecht handelt, und daß dies die erste Gewohnheit ist, mit der er brechen muß, wenn er so leben will, wie es dem Guten zukommt.

Vom Standpunkt der Nützlichkeit aus ist das eine schlechte Handlung, weil ein Mensch, der andere für sich zu arbeiten zwingt, sich immer in einer bedauerlichen Lage befindet. Er gewöhnt sich daran, seine Leidenschaften zu befriedigen und wird ihr Sklave, während die Leute, die er anstellt, mit Mißgunst und Unlust für ihn arbeiten und nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um sich von dieser Notwendigkeit zu befreien.

Demzufolge ist der Mensch immer dem Übelstand ausgesetzt, daß er eine Gewohnheit annimmt, welche er vielleicht später einmal nicht mehr zu befriedigen imstande ist.

Vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus ist es auch eine schlechte Handlung, weil es unrecht ist, zum eigenen Ergötzen Nutzen zu ziehen aus der Arbeit von Menschen, welche schon durch ihre Lage nicht imstande sind, sich den hundertsten Teil der Genüsse zu ge-

währen, welche sie durch ihre gemeinsame Arbeit dem, der sie anstellt, verschaffen.

Vom Standpunkt der christlichen Liebe aus erscheint es überflüssig, zu beweisen, daß der Mensch, der in Wirklichkeit seinen Nächsten liebt, weit entfernt davon ist, der Arbeit anderer sich zu seinem Vergnügen zu bedienen, und eher mitarbeiten wird für das Wohl der andern.

Diese Forderungen der Gerechtigkeit und der Liebe werden in unserer Gesellschaft absolut mißachtet. Nach der jetzt vorherrschenden Ansicht ist die Vermehrung der Bedürfnisse etwas Erwünschtes, ein Anzeichen der geistigen Entwickelung der Civilisation und wachsenden Vollkommenheit.

Selbst angeblich gebildete Leute sind der Ansicht, daß die Gewöhnung an Bequemlichkeit, die Neigung zur Verweichlichung ein sicheres Anzeichen einer moralischen Überlegenheit sei, welche an Tugend grenzt. Je mehr Bedürfnisse, desto mehr Verfeinerung und desto bester.

Nichts unterstützt so sehr diese Ansicht, als die Poesie und die Romane dieses und des vergangenen Jahrhunderts. Wie sind die Helden und Heldinnen gezeichnet, welche das Ideal der Tugend darstellen? – In den meisten Fällen sind die Männer, welche etwas Edles, Erhabenes vorstellen sollen, von Childe Harold bis zu den letzten Helden von Trollope, Maupassant und so weiter, nichts anderes als Parasiten, welche durch ihren Luxus die Arbeit von Tausenden von Menschen aufzehren, selbst aber niemand irgendwie nützlich sind.

Die Heldinnen sind nur Courtisanen, welche den Männern mehr oder weniger Vergnügen gewähren und die Arbeit anderer durch ihren Luxus verschwenden.

Ich erinnere mich einer unerklärlichen Schwierigkeit, die sich mir entgegenstellte, als ich Romane schrieb, die ich bekämpfte wie noch heute die Romanschriftsteller mit ihr kämpfen, welche Verständnis für die wahre moralische Schönheit haben. Die Schwierigkeit war, den Typus des ideal schönen und guten Menschen der vornehmen Welt der Wirklichkeit entsprechend zu zeichnen.

Das Bild des Mannes und der Dame der vornehmen Welt ist nur dann wahr, wenn es in seiner gewöhnlichen Umgebung, nämlich in Luxus und Müßigang dargestellt wird. Vom moralischen Stand-

punkt aus ist eine solche Persönlichkeit gewiß wenig einnehmend und doch soll sie so dargestellt werden, daß sie sympathisch sei. Das suchen die Romanschriftsteller zu treffen und das habe auch ich versucht. Wozu diese Mühe? Die gewöhnlichen Leser solcher Romane stehen ja auf demselben Standpunkt, auf derselben moralischen Stufe wie der Held, den man ihnen vorzeichnet, und haben dieselben Neigungen und Gewohnheiten. Wozu also diese Verschwendung von Mühe, um ihnen Typen wie Childe Harold, Onjägin, de Camors sympathisch zu machen, die sie doch ohnedies schon als brave Leute ansehen?

V.

Der unstreitige Beweis dafür, daß die heutigen Menschen die heidnische Enthaltsamkeit und die christliche Selbstverleugnung nicht als wünschenswerte und gute Eigenschaften ansehen, liegt in dem System der Erziehung, die man den Kindern giebt. Anstatt darauf hinzuwirken, sie stark und mutig zu machen, verweichlicht man sie und gewöhnt sie an Müßiggang.

Schon seit lange wollte ich die folgende Erzählung schreiben:

Eine Frau, welche von einer anderen beleidigt wurde und sich an ihr rächen will, stiehlt dieser ihr einziges Kind, geht zu einem Zauberer und fragt ihn, auf welche Weise sie die grausamste Rache an ihrer Feindin durch den Sohn derselben nehmen könne. Der Zauberer rät ihr, das Kind an einen Ort zu führen, den er ihr bezeichnet, und verspricht ihr eine schreckliche Rache. Die böse Frau folgt diesem Rat, läßt aber das Kind nicht aus den Augen. Zu ihrer großen Überraschung sieht sie, wie das Kind von einem reichen Manne ohne Erben zu sich genommen wird. Sie kehrt zu dem Zauberer zurück und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Er aber antwortet, die Zeit sei noch nicht gekommen und sie müsse warten. Doch das Kind wächst auf in Luxus und Überfluß. Die böse Frau ist erstaunt, aber der Zauberer wiederholt ihr, sie solle warten. Und wirklich kommt eine Zeit, wo ihre Rache so furchtbar ist, daß sie selbst das Opfer derselben beklagt. Der im Reichtum aufgewachsene junge Mann richtet sich bald zu Grunde, und nun beginnt eine Reihe von Entbehrungen und physischen Leiden, für welche er besonders em-

pfindlich, gegen die er aber hilflos ist. Einerseits ziehen ihn edle Regungen nach einem geregelten Leben hin, andererseits fühlt er die Machtlosigkeit seines durch Luxus und Müßiggang entnervten, geschwächten und verweichlichten Körpers. Es ist ein unaufhörlicher, hoffnungsloser Kampf. Dann kommt die Trunkenheit, als Mittel, um zu vergessen, dann das Verbrechen, der Wahnsinn und endlich der Selbstmord.

In der Thal ist die Erziehung mancher Kinder in unserer Zeit wohl geeignet, uns in Schrecken zu setzen. Nur die unbarmherzigsten Feinde dieser Kinder könnten so viel Mühe darauf verwenden, um ihnen solche Einfältigkeit und Laster einzupflanzen, wie sie sie ihren Eltern und besonders ihren Müttern verdanken. Und unser Entsetzen steigt noch höher, wenn wir die Resultate dieser Erziehung ansehen und das Unheil, das sie in der Kindesseele anrichtet, die so mit Vorbedacht von ihren Eltern ruiniert wird. Man pflanzt ihnen weichliche Gewohnheiten ein und lehrt sie nicht, ihre Neigungen zu beherrschen. Und so ist der Mensch weit davon entfernt, Liebe zur Arbeit zu haben und mit Bewußtsein zu arbeiten, und im Gegenteil an Müßiggang, an die Geringschätzung aller produktiven Arbeit und an die Verschwendung gewöhnt. Er verliert den Begriff der ersten Tugend, die erworben werden muß vor jeder anderen: die Sittsamkeit. Und so tritt er ins Leben, wo man die Tugenden der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit hochzuschätzen scheint und predigt. Es ist noch günstig, wenn der junge Mann eine moralisch schwache Natur besitzt, wenn er die Moralität von der scheinbaren Moralität nicht unterscheiden kann, wenn er sich mit der Lüge abfinden kann, welche das Grundgesetz der Gesellschaft geworden ist. Wenn es so ist, so scheint alles nach Wunsch zu gehen, und der Mensch, dessen moralisches Gefühl abgestumpft ist, kann bis zum Ende seiner Tage glücklich leben.

Aber nicht immer ist es so, besonders in unserer Zeit, wo die Erkenntnis der Immoralität einer solchen Existenz in der Luft liegt und das Herz trifft. Immer häufiger kommt es vor, daß die Grundsätze der wahren Moral durchdringen, und dann beginnt ein schwerer innerer Kampf, ein Leiden, das selten zum Vorteil der Moralität ausschlägt.

Der Mensch fühlt, daß sein Leben schlecht ist, daß es gründlich geändert werden müßte und versucht, dies zu thun. Dann aber wer-

fen sich diejenigen, welche bereits denselben Kampf durchgemacht haben und darin unterlegen sind, von allen Seiten auf den, der sein Dasein zu ändern strebt und suchen ihn mit allen Mitteln von der Unnötigkeit seiner Anstrengungen zu überzeugen und ihm zu beweisen, daß die Keuschheit und Entsagung keineswegs notwendig seien, um gut zu sein, daß man auch bei Wohlleben, Luxus, Müßigang und sogar Unzucht ein absolut nützlicher und gerechter Mensch sein könne. Dieser Kampf nimmt gewöhnlich ein klägliches Ende. Entweder unterwirft sich der Mensch erschöpft der allgemeinen Ansicht, hört nicht mehr auf die Stimme seines Gewissens, sucht sich mit Ausflüchten zu rechtfertigen, setzt sein ausschweifendes Leben fort und beruhigt sich mit dem Gedanken, er mache das alles wieder gut, entweder durch seinen Glauben an die Erlösung und die Sakramente, oder durch seine Verehrung und Thätigkeit im Dienst der Wissenschaft, der Kunst, des Vaterlandes – oder er kämpft und leidet, verfällt dem Wahnsinn oder dem Selbstmord. Inmitten der Verführungen, welche den Menschen unserer Gesellschaft umgeben, ist es selten, daß er begreift, daß es für alle sittsamen Menschen eine Urwahrheit giebt und seit Jahrtausenden gegeben hat; daß man vor allem seine schlechte Aufführung aufgeben muß, um zu einem moralischen Leben zu gelangen, und daß man zur Erlangung irgend einer hohen Tugend vor allem die Tugend der Enthaltsamkeit und der Selbstbeherrschung erwerben muß, wie sie die Heiden definiert haben, oder die Tugend der Selbstverleugnung, wie das Christentum vorschreibt.

VI.

Vor kurzem habe ich die Briefe unseres sehr gelehrten Verbannten Ogarew an einen anderen Gelehrten, Herzen, gelesen. Ogarew spricht sich über seine intimen Gedanken, seine erhabenen Bestrebungen aus und sofort bemerkt man, daß er sich vor seinem Freund ein gewisses Ansehen zu geben sucht. Er spricht von der Vollkommenheit, von der heiligen Freundschaft, der Liebe, dem Kultus der Wissenschaften, der Menschheit und so weiter. Und daneben schreibt er in demselben Ton, er ärgere häufig seinen Freund, mit dem er zusammen wohnt, „damit, daß ich im Zustand der Trun-

kenheit nach Hause komme, oder lange Stunden mit einem gefallenen, aber reizenden Wesen zubringe."

Dieser augenscheinlich sehr sympathische, talentvolle und sehr gelehrte Mann konnte sich nicht vorstellen, daß darin im geringsten ein Makel liege, daß er, ein verheirateter Mann, der jeden Augenblick die Niederkunft seiner Frau erwartete (die er dann im nächsten Brief auch anzeigte), betrunken nach Hause kommt, nachdem er die Zeit mit einer leichtsinnigen Person verbracht hatte. Er ist nicht einmal auf den Gedanken gekommen, daß er nicht das Recht habe, an Freundschaft, an Liebe, an irgend welchen Kultus zu denken, bevor er den Kampf begonnen und wenigstens in geringem Maße seine Neigung zur Trunkenheit und Unzucht überwunden habe.

Und nicht nur bekämpft er diese Laster nicht, er betrachtet sie als etwas Niedliches, das sein Streben nach Vollkommenheit keineswegs beeinträchtige, und weit entfernt davon, sie seinem Freunde zu verbergen, vor dem er doch im besten Lichte zu erscheinen suchte, prahlt er sogar damit.

So ging es vor fünfzig Jahren. Ich habe diese Männer noch gekannt, ich habe Ogarew und Herzen selbst gekannt und die Leute dieser Kategorie, welche nach denselben Traditionen erzogen waren. Bei allen war ein Mangel an Folgerichtigkeit auffallend. Sie strebten mit glühendem Verlangen nach dem Guten, und daneben trugen sie die vollkommenste Ungebundenheit in der Ausschweifung zur Schau. Dabei waren sie überzeugt, daß das ein moralisches Leben nicht verhindern könne und daß sie trotzdem gute und sogar große Thaten vollbringen können.

Sie steckten in einen ungeheizten Ofen den ungekneteten Teig und glaubten nun, das Brot werde gebacken werden. Und als sie auf ihre alten Tage bemerkten, daß das Brot nicht gebacken wurde, daß also ihr Dasein kein nützliches Resultat hatte, sahen sie darin einen schrecklichen Schicksalsschlag.

Dieses Schicksal ist in der That schrecklich. Diese tragische Situation, wie sie zur Zeit von Herzen, Ogarew und anderen war, wiederholt sich noch heute bei einer großen Anzahl von anscheinend gebildeten Männern, welche dieselben Ansichten haben. Der Mensch hat eine natürliche Neigung für gute Sitten, aber die dazu nötige Mäßigkeit fehlt in der gegenwärtigen Gesellschaft. Wie Ogarew und Herzen vor fünfzig Jahren, so glaubt auch die Mehrzahl der

heutigen Männer, daß ein verweichlichtes Leben, eine übermäßige, fette Nahrung, Vergnügungen und Unzucht ein moralisches Dasein nicht verhindern. Aber es ist wahrscheinlich, daß sie darin keinen Erfolg haben, da sie vom Pessimismus eingenommen sind und sagen: „Das ist eine tragische Situation des Menschen."

Es ist zu verwundern, daß diese Menschen, welche wissen, daß die Verteilung der Genüsse unter die Menschen ungleich ist, diese Ungleichheit als ein Übel ansehen, dem sie abhelfen wollen und dabei doch nicht aufhören, nach Vermehrung dieser Genüsse zu streben.

Indem sie so handeln, gleichen sie Leuten, welche zuerst in einen Fruchtgarten eintreten und sich beeilen, alle Früchte zu pflücken, die sie erreichen können, dabei aber wünschen, eine gerechtere Verteilung der Früchte unter sich und die anderen, die ihnen folgen, herbeizuführen und dennoch fortfahren, sich aller Früchte zu bemächtigen.

VII.

Der Irrtum, von dem wir sprechen, ist so unbegreiflich, daß ich überzeugt bin, die kommenden Generationen werden nicht begreifen, was die Männer unserer Zeit unter einem „moralischen Leben" verstanden, wenn sie sagten, daß der Fresser, der Entnervte, der Ausschweifende, der Müßiggänger unserer reichen Klassen ein moralisches Leben führen.

In der Thal braucht man nur die gewöhnliche Anschauungsweise der reichen Klassen aufzugeben und das Leben, ich will nicht sagen vom christlichen, sondern nur vom heidnischen Standpunkt aus, vom Standpunkt der allergewöhnlichsten Gerechtigkeit aus zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß bei dieser Verletzung der einfachsten, ursprünglichsten Grundsätze der Gerechtigkeit, welche Kinder selbst in ihren Spielen nicht zu verletzen wagen würden, und inmitten welcher wir, die Menschen der reichen Klassen, leben – von einem moralischen Leben nicht die Rede sein kann. Wie oft behaupten wir zur Rechtfertigung unserer schlechten Aufführung, eine Handlung, welche dem gewöhnlichen Leben widersprechen würde, wäre nicht natürlich und würde nur den Wunsch, zu prahlen,

zeigen. Daher wäre das eine schlechte Handlung! Dieses Argument scheint nur erfunden zu sein, damit die Menschen niemals ihre schlechte Aufführung aufzugeben brauchen. Wenn unser Leben immer gerecht wäre, so wäre jede Handlung desselben notwendigerweise gerecht; und wenn unser Leben nur halb gut ist, so kann jede Handlung, welche der allgemeinen Ansicht nicht entspricht, ebenso wohl gut als schlecht sein. Wenn demnach unser Leben schlecht ist, wie das der herrschenden Klassen, so ist es unmöglich, eine einzige gute Handlung zu begehen, ohne den regelmäßigen Verlauf unseres Lebens zu stören.

Die Moralität des Lebens kann nach der heidnischen Lehre und noch mehr nach der christlichen nur durch das Verhältnis im mathematischen Sinne der Liebe zu sich selbst, zur Liebe für den Nächsten definiert werden. Je weniger Liebe für sich selbst man hat, desto weniger verlangt man Sorgfalt und Mühe von anderen, und je mehr man Liebe für den Nächsten und Sorge für das Wohl anderer hat, desto mehr arbeitet man für ihn, und desto moralischer ist das Leben.

So war und ist noch jetzt die Vorstellung, welche alle Wesen der Menschheit und alle wahren Christen von einem guten Leben haben, und so wird es auch von den einfachsten Leuten aufgefaßt. Je mehr der Mensch anderen giebt und je weniger er für sich verlangt, desto näher steht er der Vollkommenheit, je weniger er anderen giebt und je mehr er für sich verlangt, desto mehr entfernt er sich von der Vollkommenheit.

Wenn man den Unterstützungspunkt eines Hebels nach dem kürzeren Hebelarm hin verschiebt, so wird dadurch der längere Arm noch länger und der kürzere Arm noch kürzer. Ebenso ist's auch mit dem Menschen, welcher eine gewisse Fähigkeit zu lieben hat, wenn er die Liebe für sich selbst und den Egoismus vermehrt, so vermindert er die Möglichkeit, andere zu lieben und für sie zu sorgen, nicht nur um die Menge von Liebe, die er auf sich selbst verwendet, sondern in viel größerem Verhältnis. Anstatt den anderen zu essen zu geben, ißt der Mensch selbst diesen Überschuß auf, und dadurch vermindert er nicht nur die Möglichkeit, diesen Überschuß wegzugeben, sondern, da er sich überfüllt hat, versetzt er sich in die Unmöglichkeit, an andere zu denken.

Um imstande zu sein, andere zu lieben, muß man nicht sich

selbst ausschließlich lieben. Gewöhnlich geht das vor wie folgt: Wir glauben und überreden uns, daß wir andere lieben, aber das ist nur in Worten und nicht in der Thal der Fall. Wir können vergessen, anderen zu essen und Obdach zu geben, uns selbst aber niemals; um also wirklich die anderen zu lieben, muß man daher lernen, sich nicht selbst zu lieben und das Essen und Schlafen für uns selbst zu vergessen, ebenso wie wir vergessen, anderen Essen und Obdach zu geben.

Wir sagen: „Ein guter Mensch!“ oder: „Er führt ein moralisches Leben“ von einem verweichlichten und an Luxus gewöhnten Menschen. Ein solcher Mensch kann die besten Charakterzüge, aber nicht eine moralische Aufführung haben, ebenso wie ein Messer von bester Arbeit und vom besten Stahl nicht schneiden kann, wenn es nicht geschärft ist. Gut zu sein und gute Sitten haben heißt, dem anderen mehr geben als man empfängt. Der an den Luxus gewöhnte Mensch kann das aber nicht thun, schon wegen seiner zahlreichen Bedürfnisse, welche eine lange Gewohnheit geheiligt hat, und dann, weil er sich schwach und zu jeder Arbeit unfähig macht, indem er alles verzehrt, was er von anderen empfängt.

Der Mensch (Mann oder Frau) legt sich in ein Bett mit einer Federmatratze, zwei anderen Matratzen, zwei sehr weißen Bettlaken, Ohrkissen von Eiderdaunen, vor dem Bett liegt ein Fußteppich, um die Füße gegen die Kälte zu schützen, obgleich er Pantoffeln hat; neben ihm stehen noch die nötigen Geräte, daß er nicht nötig hat, weiter zu gehen. Die Fenster sind mit Vorhängen verhängt, damit das Licht den Schlaf nicht störe und so schläft er zur Genüge. Alle Maßregeln sind getroffen, damit er’s im Winter warm und im Sommer kühl habe, damit er nicht durch Lärm, durch Fliegen oder andere Insekten gestört werde. Er schläft, und beim Erwachen findet er warmes und kaltes Wasser zur Toilette, zum Baden oder zum Rasieren. Der Thee oder Kaffee ist fertig, anregende Getränke, die man gleich nach dem Aufstehen trinkt. Die Stiefel oder die Stiefelchen, die Gummigaloschen, die er am vorigen Tag beschmutzt hat, sind bereits gereinigt und glänzen wie ein Spiegel, kein Stäubchen ist darauf zu finden. Man reinigt auch die Kleider, welche am vorhergehenden Tag getragen wurden und welche nicht nur dem Winter oder Sommer, sondern auch dem Frühling und dem Herbst, dem Regenwetter, dem heißen und feuchten Wetter entsprechen; – fri-

sche Wäsche ist bereit, ausgebessert und mit kleinen Knöpfen und Knopflöchern versehen, welche von besonders dafür angestellten Leuten besorgt wird. Wenn der Mensch thätig ist, erhebt er sich frühzeitig, das heißt um sieben Uhr morgens, aber immer noch zwei oder drei Stunden nach denjenigen, welche alles das für ihn vorzubereiten hatten. Außer der Vorbereitung der Kleidung für den Tag und dem Nachtkostüm ist noch eine Kleidung und Fußbekleidung für den Morgen nötig: Schlafrock, Pantoffeln. Endlich beginnt man, sich zu rasieren, zu waschen, zu kämmen, wofür man verschiedene Arten von Bürsten, Seifen und eine große Quantität Wasser nötig hat. (Viele Engländer und besonders die Frauen sind stolz darauf, ich weiß nicht warum, viel Seife und viel Wasser zu verbrauchen.) Endlich kleidet der Mensch sich an und kämmt sich vor einem besonderen Spiegel, außer denjenigen, welche fast in allen Zimmern an den Wänden hängen.

Er nimmt die Sachen, die er nötig hat, eine Brille, ein Lorgnon, und steckt alles in die Tasche, dann ein reines Taschentuch, eine Uhr mit Kette, obgleich überall, wo er sein wird, auch eine Uhr steht. Er steckt Geld jeder Sorte in die Tasche, Kleingeld (oft in kleinen besonderen Apparaten, die ihm die Mühe ersparen, das nötige erst zu suchen) und Banknoten, Karten, auf denen sein Name geschrieben ist, um ihm die Mühe zu ersparen, ihn zu schreiben, ein Taschenbuch, einen Bleistift und so weiter.

Für die Frauen ist die Toilette noch komplizierter: Das Korsett, die Frisur, Schmucksachen, kleine Bänder, kleine Schnüre, Haarnadeln und Stecknadeln, Broschen und so weiter.

Endlich ist alles fertig und der gewöhnliche Verlauf des Tages beginnt mit Essen. Man trinkt Kaffee oder Thee mit viel Zucker, man ißt kleine Brötchen, das feinste Weißbrot mit Butter und oft mit Schinken. Die Männer rauchen meistens Cigaretten und Cigarren, dann lesen sie ihre Zeitungen, welche frisch gebracht wurden, dann, nachdem sie das Zimmer beschmutzt haben, überlassen sie anderen die Sorge, es zu reinigen. Man geht ins Bureau oder ins Geschäft, man fährt spazieren. Dann frühstückt man, gewöhnlich getötete Tiere, Vögel oder Fische. Dann folgt ein ebenso reichliches Mittagessen: Zwei oder drei Schüsseln für die Genügsamsten, dann Dessert und Kaffee. Dann kommen die Karten an die Reihe, Musik, Theater, Lektüre oder Unterhaltung in weichen Lehnstühlen, bei dem

Hellen oder gedämpften Schein der Kerzen, der Gaslampen oder des elektrischen Lichts. Wieder folgt der Thee und das Abendessen und dann wieder das Bett, fein geplättet mit reiner Bettwäsche und Nachtgeschirr. – Das ist ein Tag aus dem Leben eines sehr soliden Menschen, von dem man sagt, er habe einen sanften Charakter, er habe keine unangenehmen Gewohnheiten, er sei ein Mensch von guten Sitten.

Aber ein moralisches Leben führt nur der Mensch, der seinem Nächsten Gutes erweist, und wie kann ein Mensch, der an ein solches Dasein gewöhnt ist, Gutes thun? Ehe er Gutes thun will, muß er aufhören, Böses zu thun. Aber wenn man aufzählt, wie viel Böses er den Menschen zufügt, oft ohne es zu bemerken, wird man sehen, wie weit er vom Ziel entfernt ist.

Es wäre gesünder für ihn in physischer und moralischer Hinsicht, wenn er auf der Erde, in einen Mantel gewickelt, schlafen würde, wie der römische Kaiser Marc Aurel, wie viel Arbeit und Mühe würde er allen denen ersparen, die ihn umgeben! Er könnte sich früher niederlegen und früher aufstehen, dann hätte man weder für Beleuchtung am Abend, noch für Vorhänge für den Morgen zu sorgen. Er könnte in demselben Hemde schlafen, das er am Tage trug, barfuß über den Fußboden und über den Hof gehen, sich mit Brunnenwasser rasieren, mit einem Wort, so leben, wie diejenigen, die das alles täglich für ihn thun. Er weiß jedoch, welche Mühe alle diese Arbeiten erfordern, und wie könnte nun ein solcher Mensch Gutes thun, ohne sein luxuriöses Leben aufzugeben?

Ich kann mir nicht versagen, immer dasselbe zu wiederholen ungeachtet des kalten, feindlichen Schweigens, mit dem diese Worte ausgenommen werden.

Ein moralischer Mensch, der alle Bequemlichkeiten genießt, oder selbst ein Mensch der mittleren Klasse – ich spreche nicht von Leuten der vornehmen Welt, welche für ihre Launen in vierundzwanzig Stunden Hunderte von Arbeitstagen verschwenden – kann nicht ruhig leben bei dem Gedanken, daß alles, was er genießt, die Frucht der Arbeit von ganzen Generationen von Arbeitern ist, welche, erdrückt durch die Last des Daseins, ohne Berechnung, in Unwissenheit, Trunkenheit, Ausschweifung, halb wild leben und in den Fabriken oder am Pflug sich abmühen, um die Gegenstände zu produzieren, welche dem Menschen der höheren Stände dienen. Ich, der

ich das schreibe, und der Leser, der es liest, wer er auch sein mag, Ihr wie ich, wir haben genügende, oft überreichliche Nahrung, reine Luft, Winter- und Sommerkleider, alle Arten von Vergnügungen und besonders Muße bei Tage und vollständige Ruhe bei Nacht. Neben uns aber lebt das Arbeitsvolk, dem Nahrung und gesunde Wohnung, genügende Kleidung und Zerstreuungen fehlen und welches danach wieder keine Mußestunden und oft auch nachts keine Ruhe hat: Greise, Kinder, Frauen, welche alle von der Arbeit, von schlaflosen Nächten, von Krankheiten erschöpft sind, und welche ihr ganzes Leben lang für uns arbeiten, um immer denselben Gegenstand der Bequemlichkeit und des Luxus anzufertigen, den sie nicht besitzen und der für uns nur überflüssig und unnötig ist.

Darum muß auch ein guter Mensch, ich will noch nicht sagen, ein Christ, aber ein Menschenfreund, oder ganz einfach ein Freund der Gerechtigkeit den Wunsch empfinden, sein Leben zu ändern und aufzuhören, der Luxusgegenstände sich zu bedienen, welche Arbeiter unter solchen Umständen hervorgebracht haben.

Wenn der Mensch wirklich Mitleiden mit denjenigen seiner Mitmenschen hat, welche den Tabak produzieren, so wäre das erste für ihn, das Rauchen aufzugeben, denn, indem er damit fortfährt, ermutigt er die Produktion des Tabaks und schädigt seine Gesundheit.

Man kann dasselbe von allen Luxusgegenständen sagen. Wenn der Mensch das Brot nicht entbehren kann trotz der mühsamen Arbeit, die es kostet, so ist der Grund davon der, daß er es nicht ohne große Mühe erlangen kann, so lange die Arbeitsbedingungen sich nicht geändert haben. Aber wenn es sich um unnütze und überflüssige Dinge handelt, so kann man nicht anders, als sich derselben zu entwöhnen, wenn man Mitleid mit dem Nächsten hat, der diese Dinge verfertigt.

Aber die Menschen unserer Zeit denken nicht so. Sie verfallen auf alle möglichen Gedanken, nur nicht auf den, der sich jedem einfachen Menschen ganz von selbst bietet. Nach ihnen wäre es ganz unnütz, sich diesen Luxus zu versagen, man kann sehr gut für den Zustand der Arbeiter Teilnahme zeigen, Reden halten, Werke zu ihren Gunsten schreiben und dennoch auch ferner aus ihrer Arbeit Nutzen ziehen, die man selbst als schädlich für sie ansieht.

Es giebt Leute, welche sagen, man könne sich der mörderischen Arbeit der Arbeiter bedienen, weil andere daraus Nutzen ziehen

würden, wenn sie es nicht thun. Das erinnert an jenes Argument, man müsse auch den schädlichen Wein trinken, gerade weil er schädlich ist, denn wenn man ihn nicht trinke, so werden andere ihn trinken.

Andere sagen, der Genuß des Luxus, den die Arbeiter hervorbringen, sei sehr nützlich für dieselben, weil sie dadurch Geld erhalten, das heißt, die Möglichkeit zu leben, als ob man ihnen diese Möglichkeit durch nichts anderes bieten könnte als durch die Fabrikationen von Gegenständen, die für sie schädlich und für uns unnütz sind.

Endlich nach der dritten und verbreitetsten Ansicht ist jede Arbeit, mit der der Mensch sich beschäftigt, als Beamter, Priester, Landwirt, Fabrikant, Kaufmann, durch die Teilung der Arbeit so nützlich, daß sie alle Mühe der Arbeiter vergütet, aus welcher diese angeblichen National-Ökonomen Nutzen ziehen. Der eine ist im Dienste des Staates, der andere in dem der Kirche, der dritte dient der Wissenschaft, der vierte der Kunst, der fünfte dient demjenigen, der dem Staat, der Kirche oder der Kunst dient, und alle sind fest überzeugt, daß das, was sie den Menschen geben, vollständig vergüte, was sie von ihnen nehmen.

Wenn man aber die Meinung dieser Leute über ihre Tugenden anhört, so sieht man, daß jeder von ihnen lange nicht so viel wert ist als er verbraucht. Die Beamten sagen, die Mühen der Eigentümer seien nichts im Vergleich mit dem, was sie verzehren, die Eigentümer sagen dasselbe von dem Großhändler, der Großhändler vom Beamten und so weiter. Aber das stört sie nicht, sie suchen nur immer die anderen zu überreden, daß jeder von ihnen von der Arbeit anderer nur gerade so viel profitiere, als sie selbst leisten. Daraus folgt, daß nicht nach der Arbeit der Lohn bestimmt wird, sondern daß man nach dem Lohn die angebliche Arbeit bemißt. Das ist's, was sie behaupten. Im Grunde aber wissen sie sehr wohl, daß diese Rechtfertigungen keinesfalls zutreffen, daß sie den Arbeitern nicht im geringsten nützlich sind und daß sie sich der Arbeit dieser letzteren bedienen nicht nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung, sondern einfach, weil sie nicht anders können und zugleich so verworfen sind, daß sie sich dessen nicht enthalten können.

Alles das kommt davon her, daß die Menschen glauben, man könne ein moralisches Leben führen, ohne die zu einem solchen

Leben nötigen Eigenschaften erworben zu haben.

Die erste dieser Eigenschaften ist die Enthaltsamkeit.

VIII.

Ohne die Enthaltsamkeit ist kein moralisches Leben möglich. Um ein solches Leben zu erreichen, muß man diese Tugend besitzen.

Aber diese Tugend selbst wird niemals auf den ersten Versuch erreicht, es ist dazu ein stufenweises Fortschreiten notwendig.

Die Enthaltsamkeit ist die Befreiung des Menschen von den unreinen Begierden und seine Unterwerfung unter die Mäßigkeit. Der Mensch hat zahlreiche Leidenschaften, und um diese mit Erfolg bekämpfen zu können, muß er mit den zu Grunde liegenden anfangen, mit denjenigen, welche andere, kompliziertere zur Folge haben, und er muß nicht mit den letzteren beginnen, welche nur die Folge der ersteren sind.

Es giebt komplizierte Passionen, wie die Putzsucht, das Spiel, Vergnügungen, Schwatzhaftigkeit, Neugierde, und es giebt auch andere ursprüngliche, die Gefräßigkeit, Müßiggang, Unzucht.

In dem Kampfe gegen die Leidenschaften muß man nicht mit dem Ende anfangen, das heißt mit den komplizierten Leidenschaften, sondern man muß mit denen beginnen, welche die Quelle der anderen sind und auch dann in einer bestimmten Reihenfolge, nach der Natur dieser Leidenschaften selbst und nach der Tradition der Weisheit.

Der gefräßige Mensch ist unfähig, gegen die Faulheit zu kämpfen, und der, welcher müßig und gefräßig zu gleicher Zeit ist, wird niemals die Kraft haben, die Leidenschaft der Frauenliebe zu bekämpfen. Darum muß nach allen Lehren das Streben nach der Enthaltsamkeit mit dem Kampf gegen die Gefräßigkeit beginnen, also mit dem Fasten.

In unserer Gesellschaft ist die erste Tugend, die Enthaltsamkeit, vollkommen vergessen, ebenso wie die notwendige Stufenfolge zur Erlangung dieser Tugend. Das Fasten hat man gänzlich ausgegeben, man betrachtet es als einen dummen und ganz unnützen Aberglauben.

Aber ebenso wie die erste Vorbedingung eines moralischen Lebens die Enthaltsamkeit ist, so ist auch die erste Vorbedingung der Enthaltsamkeit das Fasten.

Man kann wünschen, gut zu sein, man kann danach streben, das Gute zu thun, ohne zu fasten, aber in Wirklichkeit ist es ebenso unmöglich, als zu gehen, ohne aufzustehen.

Die Feinschmeckerei dagegen ist das erste Anzeichen eines ausschweifenden Lebens, und leider ist dieses Anzeichen den meisten Menschen unserer Zeit im höchsten Grade eigen. Man betrachte die Gesichter und Körper der Leute unserer Gesellschaft und unserer Zeit, alle diese Gesichter mit Doppelkinn und hängenden Wangen, mit zu dicken Gliedern und hervorstehendem Unterleib sprechen laut von einem Leben voll Ausschweifung. Und wie sollte dies anders sein? Man frage, was der hauptsächlichste Beweggrund ihres Lebens ist, und so seltsam uns das erscheinen mag, die wir gewohnt sind, unsere wahren Interessen zu verbergen und so gern Winkelzüge anwenden – die hauptsächlichste Triebfeder der meisten Menschen unserer Gesellschaft und unserer Zeit ist die Befriedigung des Gaumens, die Lust zu essen, die Gefräßigkeit. Von den Ärmsten bis zu den Reichsten ist die Gefräßigkeit, glaube ich, das hauptsächlichste, größte Vergnügen unseres Lebens. Das arbeitende Volk macht nur so weit eine Ausnahme, als die Notwendigkeit es verhindert, sich dieser Leidenschaft hinzugeben, sobald es die Zeit und die Mittel hat, wie die hohe Klasse, wird es sich die angenehmste Speise verschaffen und essen und trinken, soviel es kann.

Je mehr man essen kann, desto mehr hält man sich nicht nur für glücklich, sondern auch für stark und gesund, und die höheren Klassen bestärken die unteren in dieser Überzeugung.

Man sehe das Leben dieser Reichen an und höre ihre Gespräche. Welche erhabenen Gegenstände interessieren sie, Philosophie, Wissenschaft, Kunst und Poesie und die Frage der Verteilung der Reichtümer, das Wohl des Volkes und die Erziehung der Jugend! In Wahrheit aber ist das bei den meisten nur Heuchelei. Daran denken sie nur wenig zwischen ihrer wirklichen Beschäftigung und den Mahlzeiten; wenn der Magen noch voll ist und man noch nicht wieder essen kann. Was Männer und Frauen wirklich und allein interessiert, ist das Essen, besonders nach der ersten Jugend. Wie wird man essen? Was? Wann und wo?

Es giebt keine Feierlichkeit, kein Fest, keine Einweihung ohne Festessen.

Man sehe die Reisenden an, bei ihnen bemerkt man das noch bester. „Die Museen, die Bibliothek, das Parlament, wie interessant ist das! Und wo werden wir speisen? Wo speist man am besten?"

Und man sehe die Männer an, wenn sie sich zu einem Festessen vereinigen, geputzt und parfümiert an der mit Blumen geschmückten Tafel, mit welchem Vergnügen reiben sie sich lächelnd die Hände.

Wenn man bei den meisten Menschen auf den Grund der Seele blicken könnte, um zu erfahren, was sie am meisten wünschen, würde man sehen, daß das der Appetit ist. Worin besteht die härteste Strafe schon in der Kindheit? Zu Wasser und Brot verurteilt zu werden. Welcher Dienstbote wird am besten bezahlt? Der Koch.

Was ist die wichtigste Sorge der Herrin des Hauses? Worüber sprechen die Hausfrauen der Mittelklasse am meisten? Und die Unterhaltung der Leute der großen Welt bewegt sich nur deshalb nicht auf demselben Gebiet, nicht weil sie gebildeter oder mit höheren Interessen beschäftigt sind, sondern einfach, weil sie einen Haushofmeister haben, der dafür zu sorgen hat. Aber man versuche einmal, sie dieser Bequemlichkeit zu berauben, und man wird sogleich sehen, worauf ihre Sorgen sich richten. Alles vereinigt sich in der Frage nach der Nahrung, nach dem Preise der Schnepfen, nach der besten Art, Kaffee zu machen, nach süßem Kuchen und so weiter. Aus welcher Veranlassung auch die Leute zusammenkommen, zu einer Taufe, Hochzeit, zu einem Begräbnis, zur Einweihung einer Kirche, zu einem Abschiedsmahl, zu einer Versammlung, zu einer Fahnenweihe, einem Jahresfest, beim Tode oder dem Geburtsfest eines großen Gelehrten, Denkers, Moralisten, wo man glauben sollte, daß die höchsten Interessen ihnen am Herzen liegen, ist das alles nur Vorwand. Alle wissen, daß man gut speisen und trinken wird, und das hat sie zusammengeführt.

Schon mehrere Tage vor diesem Feste werden Tiere geschlachtet, man bringt Körbe voll Nahrungsmittel, und die Köche, Kochgehilfen und Kochjungen, alle weiß gekleidet, sind an der Arbeit. Ein Küchenchef, der fünfhundert Rubel monatlich und noch mehr erhält, giebt seine Befehle, die Köche hacken, kneten, waschen, zerteilen, schmücken, die Hausmeister berechnen und untersuchen alles mit

feierlichen Mienen, als wirkliche Künstler, der Gärtner bringt Blumen, und die Waschweiber, überhaupt eine ganze Armee von Menschen sind an der Arbeit. Man giebt den Ertrag von tausenden von Arbeitstagen aus, und alles nur, um das Andenken eines großen Mannes, oder eines verstorbenen Freundes, oder die Verbindung zweier jungen Leute zu feiern.

In den mittleren und unteren Klassen ist es ebenso. Die Gefräßigkeit verdrängt so sehr den wirklichen Anlaß der Versammlung, daß im Griechischen, wie im Französischen, wie im Deutschen dasselbe Wort Hochzeit sowohl die Verbindung als das Fest bedeutet. In der Welt des Arbeitsvolkes sucht man wenigstens dieses Gefühl nicht zu verheimlichen, bei den Reichen dagegen stellt man sich an, als ob man dieses Festmahl nur als etwas, was der Gebrauch und Anstand erfordert, ansehe und das Essen für sie eine Last sei. Aber man versuche einmal, ihnen anstatt der ausgesuchten Schüsseln etwas Einfaches vorzusetzen, zum Beispiel Suppenfleisch, und man wird sehen, welcher Sturm daraus folgen wird. In Wirklichkeit ist das, was bei ihnen allen vorangeht, die Gefräßigkeit.

Die Befriedigung des Bedürfnisses hat Grenzen, aber das Vergnügen nicht. Um den Magen zu befriedigen, genügte es, Brot, Grütze oder Reis zu essen, während man zum Vergnügen Saucen oder andere Zuthaten ohne Ende nötig hat.

Das Brot ist eine notwendige und genügende Nahrung. Dies beweisen die starken, schlanken, gesunden, schwerarbeitenden Menschen, welche nur von Brot leben. Es ist besser, das Brot mit einem anderen Nahrungsmittel zu essen, es ist noch besser, es in einer Fleischbrühe zu genießen, noch besser ist es, in die Fleischbrühe Gemüse verschiedener Art zu legen. Dann ist es auch gut, Fleisch zu essen, und nicht gekochtes Fleisch, sondern in Butter gebratenes mit Senf und das alles mit Rotwein zu begießen. Man hat nicht mehr Hunger, aber man kann noch Fisch mit Sauce essen und Weißwein dazu trinken. Endlich, wenn man weder fette noch andere Küchenprodukte mehr essen kann, so kann man doch noch Dessert essen: Im Frühjahr Eis, im Winter Kompott, Konfekt und so weiter. Das ist ein bescheidenes Diner. Das Vergnügen dieses Diners kann noch sehr vermehrt werden, und das wird auch nicht versäumt durch appetitanregende Zwischenspeisen aller Art, durch Zusammensetzung von angenehmen Speisen, und um auch das Auge und das Ohr

zu befriedigen, werden Blumen und Schmuckstücke auf die Tafel gestellt und man läßt Musik spielen.

Und sonderbarerweise sind die Menschen, welche alle Tage solche Mahlzeiten verzehren, vor welchen das Fest des Belsazar, das eine göttliche Drohung hervorgerufen hat, nichts ist, der naiven Überzeugung, daß sie bei alledem ein moralisches Leben führen.

IX.

Das Fasten ist die notwendige Vorbedingung eines moralischen Lebens, aber beim Fasten wie bei der Enthaltsamkeit fragt man sich, womit man beginnen soll. Wie soll man fasten? Was soll man essen? Welcher Zwischenraum zwischen den Mahlzeiten soll beobachtet werden? Und ebenso wie man sich nicht ernsthaft mit einer Arbeit beschäftigen kann ohne Methode, ebenso kann man auch nicht fasten, ohne zu wissen, wo die Enthaltsamkeit beginnen soll. Dieser Gedanke, mit Methode zu fasten, erscheint den meisten lächerlich und einfältig.

Ich erinnere mich, mit welchem Stolz ein Evangelischer, der gegen das Klosterleben eiferte, mir sagte: „Unser Christentum liegt nicht im Fasten und in Entbehrungen, sondern im Beefsteak, allgemein gehen Christentum und Tugend mit dem Beefsteak zusammen."

Während der langen, finsteren Zeit ohne alle heidnischen und christlichen Führer sind in unser Leben so viele wilde, unmoralische Begriffe eingedrungen, besonders auf dem niedrigen Gebiet des ersten Schrittes nach dem moralischen Leben – in der Frage der Ernährung, welche von niemand beachtet wurde – daß es uns sogar schwer fällt, zu begreifen, welche Dreistigkeit und Thorheit darin liegt, in unserer Zeit von der Übereinstimmung des Christentums und der Tugend mit dem Beefsteak zu sprechen.

Man hat keinen Abscheu davor, weil man sieht, ohne zu sehen, und hört, ohne zu verstehen. Es giebt keinen so abscheulichen Geruch, an den der Mensch sich nicht gewöhnt, es giebt kein Geräusch, dem sein Ohr sich nicht anpaßt, und keine Abscheulichkeiten, die man nicht endlich mit Gleichgültigkeit zu betrachten lernt. So kommt es, daß man nicht mehr bemerkt, was einem Menschen, der

noch nicht daran gewöhnt ist, auffällt. Ebenso ist es auf moralischem Gebiet.

Ich habe in letzter Zeit in der Stadt Tula die Schlachthäuser besucht. Sie sind nach einem neuen vervollkommneten Plan erbaut, wie in allen großen Städten, damit die Tiere so wenig als möglich zu leiden haben. Schon lange, seitdem ich das vortreffliche Buch: *„Ethics of Diet"* gelesen hatte, hegte ich den Wunsch, die Schlachthäuser zu besuchen, um mich selbst durch den Augenschein von dem Wesen der Frage zu überzeugen, welche man bespricht, wenn es sich um den Vegetarianismus handelt. Aber immer hatte ich ein Gefühl, wie das, das man empfindet, wenn man ein Leiden ansehen soll, das unzweifelhaft vorhanden ist, das man aber nicht verhindern kann. Deshalb verschob ich meinen Besuch auf später.

Aber vor kurzem begegnete ich auf der Straße einem Fleischer, der sich nach Tula begab. Er war ein noch wenig geschickter Arbeiter, und seine Funktion bestand darin, die Tiere abzustechen. Ich fragte ihn, ob er kein Bedauern mit einem Tier habe, das er schlachten solle. „Wieso Bedauern?" fragte er. „Es muß ja sein."

Aber als ich ihm sagte, daß es keineswegs notwendig sei, Fleisch zu essen, daß das nur ein Luxus sei, gestand er, daß das in der That bedauerlich sei.

„Aber was soll ich machen? Man muß doch leben! Anfangs fürchtete ich mich auch, zu töten, mein Vater hat in seinem Leben nie ein Huhn abgeschlachtet."

In der That widerstrebt es den meisten Russen, zu töten. Sie haben Mitleid und drücken dieses Gefühl aus durch das Wort „fürchten". Er fürchtete sich auch, aber das hörte auf. Er sagte mir, das größte Geschäft falle auf den Freitag und dauere bis zum Abend.

Neulich hatte ich ein Gespräch mit einem Soldaten, der Fleischer war. Auch dieser war sehr erstaunt über meine Bemerkung, daß es bedauerlich sei, zu töten. Auch er erwiderte, das sei eine notwendige Sache, gestand aber schließlich, daß es bedauerlich sei und fügte hinzu: „Besonders, wenn das Tier willig und zahm ist, und das arme Ding so voll Vertrauen geht, dann hat man großes Mitleid."

Es ist entsetzlich. Entsetzlich sind nicht nur die Leiden und der Tod der Tiere, sondern auch die Thatsache, daß der Mensch ohne alle Notwendigkeit sein Gefühl der Teilnahme und des Mitleids für andere lebende Wesen zum Schweigen bringt und sich selbst Ge-

walt anthut, um grausam zu sein. Und wie tief liegt im Herzen des Menschen das Verbot, ein lebendes Wesen zu töten.

Eines Tages, als wir von Moskau zurückkamen, nahmen uns unterwegs Karrenführer auf, welche in den Wald gingen, um Holz zu holen. Es war Gründonnerstag. Ich saß auf dem Vorderteil des Karrens, neben dem Fuhrmann, einem starken, vollblütigen, plumpen Bauern, der augenscheinlich zum Trunk neigte. Als wir in ein Dorf kamen, bemerkten wir ein fettes, ganz rosarotes Schwein, das man aus einem Hause heraustrieb, um es zu schlachten. Es schrie verzweifelt mit menschenähnlicher Stimme. Gerade in dem Augenblick, wo wir vorüberfuhren, begann man, es abzustechen. Ein Mann fuhr ihm mit dem Messer über die Kehle. Das Geschrei des Schweines wurde noch stärker und kreischender, das Tier riß sich los, von Blut überströmt. Ich bin kurzsichtig und habe nicht alles genau gesehen. Ich bemerkte nur einen rosigen Körper, wie den eines Menschen und hörte verzweifeltes Geschrei. Auch der Karrenführer sah alles, ohne die Blicke abzuwenden. Das Schwein wurde eingeholt, niedergeworfen und getötet. Als sein Geschrei aufhörte, stieß der Karrenführer einen tiefen Seufzer aus.

„Giebt es keinen Gott mehr?“ sagte er.

Dieser Ausruf zeigt den tiefen Abscheu des Menschen vor dem Mord. Aber das Beispiel, der Antrieb der Gefräßigkeit beim Menschen und die Behauptung, alles das sei von Gott erlaubt, und vor allem die Gewohnheit bringen dieses natürliche Gefühl in dem Menschen vollkommen zum Schweigen.

An einem Freitag begab ich mich nach Tula. Ich begegnete einem guten, vernünftigen Menschen, der mir bekannt war, und bat ihn, mich zu begleiten.

„Ja, ich habe gehört, das sei alles sehr gut eingerichtet und ich wollte es auch sehen, aber wenn man heute schlachtet, gehe ich nicht hin.“

„Warum nicht? Das will ich ja eben sehen. Wenn man Fleisch ißt, muß man auch sehen, wie man schlachtet.“

„Nein, nein, ich kann nicht!“ rief er.

Und dabei ist dieser Mensch ein Jäger und tötet selbst.

Wir kamen ans Schlachthaus. Am Eingang bemerkte man schon einen unangenehmen, widerlichen, fauligen Geruch, wie nach Tischlerleim.

[Illustrationsseite]

Je weiter wir kamen, desto stärker wurde dieser Geruch. Es ist ein sehr großes, gewölbtes Backsteingebäude mit hohen Schornsteinen. Wir traten durch die große Pforte ein. Rechts war ein großer Hof, mit einer Hecke umgeben, etwa Hektar groß. Das ist der Ort, wo man an zwei Tagen in der Woche das verkaufte Vieh zusammentreibt. Am Ende dieses Hofes befindet sich das Häuschen des Pförtners. Zur Linken standen zwei Schuppen mit Spitzbogenthüren, der Fußboden war mit Asphalt bedeckt und bildete einen Eselsrücken. Besondere Anstalten waren getroffen, um die getöteten Tiere aufzuhängen.

Vor dem Wächterhaus zur Rechten saßen auf einer Bank sechs Fleischer mit blutbefleckten Schürzen, die gleichfalls blutigen Hemdärmel waren auf ihren muskulösen Armen zurückgeschlagen. Seit einer halben Stunde war ihre Arbeit beendigt, so daß wir diesen Tag nur den leeren Schuppen sehen konnten. Obgleich die Thüren von beiden Seiten offen waren, empfand man doch einen faden Geruch nach warmem Blut. Der Fußboden war ganz braun und glänzend, und in den Kanälen des Fußbodens lag geronnenes Blut.

Einer der Fleischer erklärte uns, wie man schlachtet und zeigte uns den Ort, wo das geschah. Ich habe ihn nicht gut begriffen und machte mir eine falsche, aber schreckliche Vorstellung vom Schlachten. Ich glaubte, wie das oft vorkommt, daß die Wirklichkeit einen weniger peinlichen Eindruck auf mich machen werde als meine Phantasie. Aber das war ein Irrtum.

Das nächste Mal kam ich zur rechten Zeit ins Schlachthaus. Es war an dem Freitag vor Pfingsten, an einem warmen Junitag. Der Geruch nach Leim, nach Blut war noch stärker als bei meinem ersten Besuch. Die Arbeit war in vollem Gange, der kleine staubige Hof stand voll von Tieren und auch in dem Schuppen zunächst dem Schlachthaus befanden sich andere Tiere.

Auf der Straße standen Karren, an welche Ochsen, Kälber, Kühe angebunden waren.

Gut bespannte Wagen, auf welchen lebende Kälber lagen, mit herabhängendem Kopf, kamen näher und wurden abgeladen, andere Wagen mit geschlachteten Ochsen, deren Beine in die Höhe standen und den Bewegungen des Wagens folgten, mit ihren regungslosen Köpfen, roter Lunge und brauner Leber kamen aus dem Schlachthaus heraus. Bei der Hecke standen die Reitpferde, welche

den Viehhändlern gehörten. Diese, in ihren langen Röcken, mit der Peitsche in der Hand, gingen im Hofe hin und her und bezeichneten mit Teer die ihnen gehörigen Tiere. Sie handelten über die Preise und überwachten den Transport der Tiere vom Park in den Schuppen und vom Schuppen in das Schlachthaus.

Alle waren sichtlich mit Geldfragen beschäftigt, und der Gedanke, ob es gut oder böse sei, diese Tiere zu töten, lag ihnen so fern, als der an die chemische Zusammensetzung des Blutes, das auf dem Boden umherlief.

Man bemerkte keine Schlächter im Hofe, sie waren alle an der Arbeit. An diesem Tag wurden etwa hundert Ochsen geschlachtet. Ich trat in das Schlachthaus und blieb an der Thüre stehen. Dort blieb ich, weil das Innere sehr beengt war, wegen der Tiere, die man hereinführte und auch, weil das Blut von oben herabtropfte und alle Schlächter bespritzte, die sich dort befanden. Wenn ich eingetreten wäre, so wäre ich auch damit bespritzt worden.

Ein Tier wurde von dem Haken herabgenommen, ein anderes wurde auf den Schienen fortgeschoben, ein drittes, ein geschlachteter Ochse, lag mit den Beinen in die Höhe auf dem Fußboden, und der Schlächter zog die Haut ab. Durch die Thüre, gegenüber der, an der ich mich befand, führte man einen großen und fetten Ochsen herein, zwei Männer zogen ihn herein. Er hatte kaum die Pforte überschritten, als einer der Schlächter mit einer Axt mit einem langen Stiel es über dem Hals traf. Als ob seine vier Füße zu gleicher Zeit abgeschnitten worden wären, fiel der Ochse schwerfällig auf den Bauch, dann drehte er sich sogleich auf die Seite und zuckte krampfhaft mit den Beinen und in den Hüften. Dann stürzte sich ein Schlächter auf ihn, indem er vorsichtig die Beine vermied, ergriff ihn an den Hörnern, drückte gewaltsam seinen Kopf zu Boden, während ein anderer Schlächter ihm die Kehle abschnitt. Aus der klaffenden Wunde floß wie ein Springbrunnen das dunkelrote Blut, welches in einem Metallgesäß von einem ganz mit Blut bedeckten Knaben aufgefangen wurde. Während der ganzen Zeit hatte der Ochse sich beständig gedreht und den Kopf geschüttelt und krampfhaft mit den Beinen um sich geschlagen. Indessen füllte sich das Gefäß rasch, aber der Ochse war noch lebendig und schlug mit den Beinen um sich, so daß die Schlächter sich vorsichtig beiseite hielten. Sobald das Metallgefäß voll war, stellte es der kleine Knabe auf den

Kopf und trug es in die Albuminfabrik, während ein anderer Knabe ein neues Gefäß herbeibrachte, das sich auch sehr rasch füllte. Aber der Ochse schlug immer verzweifelt um sich. Sobald das Blut zu fließen aufhörte, hob der Schlächter den Kopf des Ochsen auf und begann, die Haut davon abzuziehen. Das Tier schlug noch immer um sich. Der Kopf war ganz entblößt und ganz rot mit weißen Adern und nahm die Stellung an, die ihm die Schlächter gaben. Die Haut hing von beiden Seiten herab. Der Ochse schlug beständig um sich. Dann ergriff ein anderer Schlächter den Ochsen am Bein, zerbrach es und schnitt es ihm ab: auf dem Bauch und den anderen Beinen dauerten noch die krampfhaften Zuckungen fort. Dann schnitt man ihm die übrigen Glieder ab und warf sie auf den Haufen, wo die Beine der anderen Ochsen desselben Besitzers lagen. Darauf zog man das geschlachtete Tier nach der Rolle und zog es in die Höhe, dann erst gab das Tier kein Lebenszeichen mehr.

Das sah ich von der Pforte aus an. So sah ich auch einen zweiten, einen dritten und einen vierten Ochsen schlachten, bei allen verfuhr man auf gleiche Weise. Immer sah ich den herabhängenden Kopf mit der Zunge, in die sich die Zähne einbissen und das letzte Zucken. Ein Unterschied trat nur ein, wenn der Schlächter nicht auf den ersten Schlag die richtige Stelle traf, so daß das Tier nicht gleich niederstürzte. Es kam vor, daß der Schläger die Stelle verfehlte, der Ochse bäumte sich, brüllte und suchte sich, mit Blut überströmt, den Händen der Schlächter zu entreißen. Dann zog man ihn unter den Balken – man schlug nochmals und er stürzte.

Ich ging durch das Schlachthaus und näherte mich der gegenüberliegenden Thür, durch welche die Tiere hereinkamen. Hier sah ich dasselbe, nur näher und daher deutlicher. Ich sah, was ich vorhin von der andern Thür aus nicht sehen konnte, nämlich das Mittel, durch welches man die Tiere nötigte, hereinzukommen. Wenn man einen Ochsen im Schuppen ergriff und mit einem an die Hörner gebundenen Strick hereinzog, so wurde der Ochse zuweilen, wenn er das Blut roch, störrisch, brüllte und drängte rückwärts. Zwei Männer hätten ihn nicht mit Gewalt hereinziehen können, deshalb trat einer der Schlächter näher, ergriff den Schwanz des Ochsen und drehte ihn, bis er ihm die Knorpel brach, dann ging das Tier vorwärts.

Als das Schlachten der Ochsen eines Besitzers zu Ende war,

begann man mit derselben Arbeit für einen andern.

Das erste Tier dieser neuen Herde war ein junger, starker, schwarzer Stier mit weißen Flecken und ganz weißen Beinen, ein junges, kräftiges, wildes Tier. Man zog den Strick, er aber senkte den Kopf und blieb hartnäckig stehen. Aber der Schlächter, der hinter ihm ging, ergriff, wie ein Maschinist, der nach dem Handgriff des Blasebalgs greift, den Schwanz, drehte ihn, die Knorpel krachte, und der Stier stürzte vorwärts und warf die Leute, die ihn an dem Strick hielten, zur Erde. Dann blieb er wieder stehen, blickte zur Seite mit seinen feurigen, schwarzen Augen, aber wieder krachte der Schwanz und der Stier stürzte vorwärts. Dieses Mal befand er sich an der richtigen Stelle. Der Schläger näherte sich, zielte und schlug. Der Schlag traf schlecht. Der Stier machte einen Satz, schüttelte heftig den Kopf, brüllte, riß sich ganz blutend los und stürzte nach rückwärts. Alle, die sich an der Thür befanden, liefen rasch zur Seite. Aber die Schlächter waren daran gewöhnt. Mit der durch die Gefahr erworbenen Bravour ergriffen sie rasch den Strick, dann wurde wieder der Schweif gedreht, und von neuem stand der Stier im Schlachthaus. Man zog den Kopf unter den Querbalken, so daß es ihm nicht möglich war, zu entfliehen; der Schläger zielte rasch aus die Stelle, wo die Haare sich strahlenförmig trennten, und trotz des Blutes traf er sie, und das schöne, lebensvolle Tier stürzte nieder, schlug mit dem Kopf und den Beinen um sich, während man das Blut auffing und ihm die Haut abzog.

„Ach, zum Teufel! Er ist nicht einmal da gefallen, wo er sollte!“ brummte der Fleischer, indem er die Kopfhaut abschnitt.

Fünf Minuten später war der schwarze Kopf rot, ohne Haut, die Augen verglasten sich; dieselben Augen, welche vor kaum fünf Minuten in so schöner Farbe glänzten.

Dann begab ich mich an den Ort, wo man die kleinen Tiere schlachtete. Das war ein sehr großer Raum, dessen Fußboden mit Asphalt bedeckt war, darin standen Tische mit Randleisten, auf welchen man Lämmer und Kälber schlachtete. Die Arbeit war hier in dem langen Raum voll Blutgeruch beendigt, nur zwei Schlächter befanden sich hier. Der eine blies das Bein eines geschlachteten Lammes auf und rieb mit der Hand den aufgetriebenen Bauch des Tieres, der andere, ein junger Bursche mit einer blutbefleckten Schürze, rauchte eine Cigarette.

Ein Mann trat hinter mir ein, der aussah wie ein verabschiedeter Soldat, und brachte ein großes, eintägiges, schwarzes Lamm mit einem Zeichen am Hals und zusammengebundenen Beinen und legte es auf einen Tisch wie auf ein Bett. Der Soldat war augenscheinlich an diesem Ort bekannt, sagte: „Guten Tag!“ und begann ein Gespräch über einen Urlaub, den er vom Meister erbitten wollte. Der junge Bursche mit der Cigarette trat näher, mit dem Messer in der Hand, wetzte es am Ende der Schlachtbank und bemerkte, man habe Urlaub an den Feiertagen. Das lebende Lamm blieb ebenso unbeweglich wie das tote, aufgeblasene, nur mit dem Unterschied, daß es lebhaft seinen kurzen Schweif bewegte und die Flanken sich rascher hoben als gewöhnlich. Der Soldat stützte ohne Anstrengung den Kopf des jungen Tieres gegen den Tisch. Der junge Schlächter ergriff, während er sprach, mit der linken Hand den Kopf des Lammes und schnitt ihm die Kehle durch.

Das Lamm warf sich hin und her, sein kleiner Schweif wurde steif und hörte endlich auf, sich zu bewegen. Während das Blut ausfloß, zündete der Schlächter seine Cigarette wieder an. Das Blut floß, und das Lamm warf sich wieder hin und her. Inzwischen wurde das Gespräch ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Und die Hennen und jungen Hühner, welche zu Tausenden jeden Tag in den Küchen mit abgeschnittenem Kopf und mit Blut überströmt in die Höhe springen und mit den Füßen um sich schlagen mit schrecklicher Komik. Und dennoch ißt die Dame mit dem empfindsamen Herzen diese Geflügelleiche mit vollkommener Überzeugung von ihrem Recht, indem sie zwei sich widersprechende Meinungen ausspricht. Die erste ist die, sie sei so zart, wie der Arzt versichert, daß sie eine ausschließliche Pflanzennahrung nicht vertragen könne, und ihr schwacher Organismus habe Fleisch nötig; die zweite Meinung ist die, sie sei so empfindsam, daß es ihr unmöglich sei, selbst einem Tier Leiden zu verursachen und sie könne nicht einmal den Anblick dieser Leiden ertragen.

In Wirklichkeit ist diese arme Dame eben deshalb schwach, weil man sie an Nahrung gewöhnt hat, welche der menschlichen Natur widerspricht, und sie kann nicht umhin, den Tieren Leiden zu verursachen, aus dem einfachen Grunde, weil sie sie aufißt.

X.

Man kann nicht vorgeben, das alles nicht zu wissen. Wir sind keine Strauße, wir können nicht glauben, wenn wir uns nicht umsehen, so werde nicht kommen, was wir nicht sehen wollen. Das ist noch weniger möglich, als nicht sehen zu wollen, was wir essen.

Und wenn das noch nötig oder wenigstens nützlich wäre.[2] Das trägt nur dazu bei, die tierischen Gefühle, die Unmäßigkeit, die Unzucht, die Trunkenheit zu vermehren.

Das wird beständig durch die Thatsache bestätigt, daß gute, reine, junge Leute, besonders Frauen und junge Mädchen empfinden, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, wie das eine aus dem andern folgt, – daß die Tugend nicht mit dem Beefsteak verliehen wird, und daß sie die Fleischnahrung sogleich aufgeben, wenn sie gut werden wollen.

Was will ich beweisen? Vielleicht, daß die Menschen, um gut zu werden, das Fleischessen aufgeben müssen? Keineswegs.

Ich will nur zeigen, daß es notwendig ist, nach und nach die nötigen Eigenschaften zu erwerben, wenn man zu einem moralischen Leben gelangen will, und daß diejenige Tugend, die man vor allen andern erlangen muß, die Mäßigkeit, ist und der Wille, seine Leidenschaften zu beherrschen. Beim Streben nach der Enthaltsamkeit muß der Mensch notwendigerweise eine gewisse bestimmte Ordnung befolgen und in dieser Ordnung ist die erste Tugend – Mäßigkeit in der Nahrung, ein verhältnismäßiges Fasten.

Und wenn der Mensch ernstlich und aufrichtig den moralischen Weg sucht, so ist das erste, was der Mensch aufgeben muß, die Fleischnahrung, denn außer der Aufregung der Leidenschaften infolge dieser Nahrung, ist dieselbe auch ganz einfach unmoralisch, weil sie eine dem Gefühl der Moralität widersprechende That – den Mord –

---

[2] Wer darüber noch im Zweifel ist, möge die zahlreichen Bücher lesen, welche Gelehrte und Ärzte über diesen Gegenstand geschrieben haben, wo bewiesen wird, daß das Fleisch als Nahrung nicht notwendig ist. Und man höre nicht auf diese Ärzte der alten Zeit, welche die Notwendigkeit der Fleischnahrung predigen, aus dem einfachen Grund, weil das von ihren Vorgängern und ihnen selbst schon lange gepredigt wurde; denn sie predigen das mit Hartnäckigkeit und Verbitterung, wie man alles das verteidigt, was veraltet ist.

erfordert, und weil sie nur von der Feinschmeckerei und Gefräßigkeit verlangt wird.

Und warum ist das Aufgeben der Fleischnahrung die erste Stufe auf dem Wege zum moralischen Leben?

Diese Frage ist vortrefflich beantwortet worden in dem englischen Buch von Havard Williams, *„The Ethics of Diet"* (die Sittenlehre der Ernährung), welches eine große Zahl von Biographien und Auszügen aus den Werken verschiedener großer Denker aller Zeiten enthält, welche gegen den Gebrauch der Fleischnahrung auftraten – und nicht nur durch einen einzigen Mann, sondern durch die ganze Menschheit in der Person ihrer besten Vertreter und während ihres ganzen Daseins seit dem Zeitalter der Vernunft der Menschheit.

Wenn aber die Ungesetzlichkeit, das heißt die Immoralität der Fleischnahrung dem Menschen seit so langer Zeit schon bekannt ist, warum ist er denn noch nicht bis zur Erkenntnis dieses Gesetzes gelangt? So werden die Leute fragen, welche sich mehr nach der öffentlichen Meinung als nach ihrer Vernunft richten. Die Antwort liegt in der Thatsache, daß die moralisierende Bewegung, welche die Grundlage jedes Fortschrittes bildet, immer langsam vor sich geht und daß das Anzeichen jeder wahren Bewegung in ihrem Charakter der Dauer und in ihrer beständigen Beschleunigung liegt.

Dies ist auch bei der vegetarianischen Bewegung der Fall. Diese Bewegung äußert sich sowohl durch die Schriften zahlreicher Denker als durch das Dasein der Menschheit selbst, welche mehr und mehr, ohne sich dessen bewußt zu sein, danach strebt, von der Fleischnahrung zur Pflanzennahrung überzugehen, und diese Bewegung äußert sich mit besonderer und bewußter Kraft im Vegetarianismus, der sich mehr und mehr ausbreitet. Jedes Jahr wächst die Zahl der Bücher und Schriften über diesen Gegenstand.

Man trifft immer öfter Menschen, welche auf die Fleischnahrung verzichten und in jedem Jahr vermehrt sich die Zahl der vegetarianischen Speisehäuser und Gasthäuser, besonders in Deutschland, England und Amerika.

Diese Bewegung muß besonders die Menschen erfreuen, welche das Reich Gottes auf der Erde zu verwirklichen streben, nicht, weil der Vegetarianismus an sich ein wichtiger Schritt nach diesem Reich hin ist, sondern weil er ein Anzeichen dafür ist, daß das Streben nach

der moralischen Vervollkommnung des Menschen ernst und aufrichtig ist; denn dieses Streben schließt eine unabänderliche Ordnung in sich, eine, die ihm eigen ist und welche mit der ersten Stufe anfängt.

Man kann sich darüber nur freuen, und diese Freude ist zu vergleichen mit der, welche die Menschen empfinden müssen, welche den höchsten Stock eines Gebäudes erreichen wollten und begannen, die Wand zu erklettern, dann aber bemerkten, daß das einfachste Mittel ist, mit der ersten Stufe der Treppe zu beginnen.

DER KRIEG
[1890-1893[3]]

I.

Wir sind den Fremden, den Franzosen, Deutschen, Amerikanern, Engländern freundschaftlich gesinnt; wir schätzen ihre guten Eigenschaften und nehmen sie mit Vergnügen auf. Wir können einen Krieg gegen sie nicht als ein heroisches Unternehmen ansehen, sondern nur mit Schrecken daran denken. Dennoch sind wir alle berufen, an dem Morden teilzunehmen, das, wenn nicht heute, doch unausbleiblich morgen erfolgen muß.

Man begreift, daß die Juden, die Griechen, die Römer, welche ihre Unabhängigkeit durch den Mord verteidigten und andere Länder durch den Mord unterjochten, weil jedes dieser alten Völker fest davon überzeugt war, das einzige auserwählte Volk zu sein, während die anderen nur Philister und Barbaren seien. Die Männer des Mittelalters und selbst die vom letzten Jahrhundert und vom Anfang dieses Jahrhunderts konnten auch noch denselben Glauben haben, wir aber können ihn nicht mehr haben, ungeachtet aller Aufreizungen, und dieser Widerspruch ist in unserer Zeit so schrecklich, daß es unmöglich ist zu leben, ohne eine Lösung dafür zu finden.

„Unsere Zeiten sind reich an Widersprüchen jeder Art," schreibt der Professor des Völkerrechts, Graf Komarowsky, in einer gelehrten Abhandlung. „Die Presse aller Länder spricht in allen Tonarten von der Notwendigkeit des Friedens für die Völker und wünscht ihn aufrichtig."

„Europa befindet sich daher in dieser Beziehung trotz aller unserer wissenschaftlichen Fortschritte in derselben Lage wie in den schlimmsten, barbarischen Zeiten des Mittelalters," sagt seinerseits der Abbé de Fourny.

---

[3] [Vorlage dieser Übersetzung war eine frühe oder gekürzte Textversion (Auszug) von Tolstois Werk „Das Reich Gottes ist in euch" (entstanden 1890-1893). – Zum Textvergleich siehe in unserer Reihe den Band TFb_A009 | Leo N. TOLSTOI: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023, S. 132-166.]

„Alle Welt beklagt sich über diesen Zustand, der weder Krieg noch Frieden ist, und sucht einen Ausweg. Die Staatsoberhäupter behaupten alle, daß sie den Frieden wollen und wetteifern in feierlichen friedlichen Kundgebungen, und an demselben oder am folgenden Tag legen sie dem Parlament einen Gesetzentwurf für die Vermehrung des Heeres vor und behaupten dabei, daß sie nur Vorsichtsmaßregeln ergreifen, gerade nur, um den Frieden zu sichern.

Aber es ist nicht dieser Friede, was wir vorziehen, und die Nationen täuschen sich nicht darüber. Der wahre Friede beruht auf dem gegenseitigen Vertrauen, während diese furchtbaren Rüstungen eine offene Feindschaft oder wenigstens ein verborgenes Mißtrauen zwischen den Staaten hervorrufen. Was würden wir von einem Menschen sagen, der behauptet, für seinen Nachbar die freundschaftlichsten Gefühle zu hegen, und ihn auffordert, die Streitfragen, die sich zwischen ihnen erhoben haben, mit dem Revolver in der Hand zu untersuchen.

Diesen offenen Widerspruch zwischen den friedlichen Erklärungen und der kriegerischen Politik der Regierungen wünscht jeder gute Bürger um jeden Preis zu beseitigen."

Man wundert sich, daß jährlich sechzigtausend Selbstmorde in Europa vorkommen, und doch enthält diese Zahl nur die bekannt gewordenen Fälle und mit Ausnahme von Rußland und der Türkei. Man müßte im Gegenteil sich darüber wundern, daß so wenige vorkommen. Jeder Mensch unserer Zeit befindet sich in der grausamsten Situation infolge des Widerspruchs zwischen seinem Gewissen und seinem Leben. Abgesehen von allen anderen Widersprüchen zwischen dem wirklichen Leben und dem Gewissen, welche das Dasein des Menschen erfüllen, ist schon dieser dauernde Zustand des bewaffneten Friedens und seine christliche Religion genug, den Menschen zur Verzweiflung, zum Zweifel an der menschlichen Vernunft und endlich zu dem Entschluß zu bringen, dem Leben in dieser unsinnigen und barbarischen Welt zu entsagen. Dieser Widerspruch, die Quintessenz aller anderen, ist so schrecklich, daß es nur dann möglich ist, das Leben fortzusetzen, wenn man nicht mehr denkt, wenn man vergessen kann.

Wie? Wir Christen behaupten nicht nur, unsern Nächsten zu lie-

ben, sondern wir leben auch wirklich in einem gemeinschaftlichen Leben mit gemeinsamem Pulsschlag, wir begeistern und unterrichten einander immer mehr für das gemeinschaftliche Glück, wir nähern uns einander in Liebe! In dieser Annäherung liegt der Sinn des ganzen Lebens. Morgen aber wird irgend ein Staatsoberhaupt in schlechter Laune irgend eine Dummheit sagen, ein anderes wird mit einer anderen Dummheit antworten, und danach soll ich mich dem Tode aussetzen, um Menschen zu töten, die mir nie etwas gethan haben, die ich im Gegenteil sogar liebe? – Und das ist nicht eine entfernte Möglichkeit, sondern eine unvermeidliche Gewißheit, auf welche wir uns alle vorbereiten.

Es genügt, sich dessen klar bewußt zu werden, um den Verstand zu verlieren oder sich das Leben zu nehmen.

Wenn man nur einen Augenblick zu sich selbst kommt, so sieht man sich zur Notwendigkeit eines solchen Endes hingetrieben.

Nur dadurch kann man sich die Gier erklären, mit welcher der Mensch sich durch den Wein, den Tabak, das Opium, das Spiel, Zeitungslektüre, Reisen und alle Arten von Vergnügungen und Schauspielen zu betäuben sucht. Man giebt sich ihnen hin wie einer ernsthaften, wichtigen Beschäftigung, und es ist auch in der That eine solche. Wenn es kein äußeres Mittel zur Betäubung gäbe, so würde die Hälfte des Menschengeschlechts sich sofort totschießen. Denn im Widerspruch mit seiner Vernunft zu leben ist die unerträglichste Lage, und alle Menschen unserer Zeit befinden sich in dieser Lage, alle leben in beständigem, offenem Widerspruch zwischen ihrem Gewissen und ihrem Leben. Diese Widersprüche sind ebenso wohl ökonomischer als praktischer Natur, aber der hervorragendste liegt im Bewußtsein des christlichen Gebots der Brüderlichkeit einerseits und andererseits der Notwendigkeit, in welchen die allgemeine Wehrpflicht den Menschen versetzt hat, der Notwendigkeit, bereit zu sein, zu hassen und zu morden – zu gleicher Zeit Christ und Gladiator zu sein.

Übrigens kann das nicht anders sein. Wenn die Menschen sich von der christlichen Auffassung des Lebens abwenden, welche die Ordnung der Dinge zerstört, die für die einen nur Gewohnheit, für die anderen Gewohnheit und vorteilhaft ist – so müssen sie notwendig zur heidnischen Lebensauffassung zurückkehren und zu den Lehren, die daraus entspringen. Man predigt zu jetziger Zeit nicht

nur den Patriotismus und den Aristokratismus wie vor zweitausend Jahren, sondern auch den gröbsten Epikuräismus, die Vertierung, nur mit dem Unterschied, daß die Menschen, welche das ehemals predigten, auch daran glaubten, während heutzutage die Prediger nicht mehr glauben, was sie sagen, und auch nicht daran glauben können, weil das keinen Sinn mehr hat. Man kann nicht auf der Stelle bleiben, wenn der Boden in Bewegung ist: Wenn man nicht vorwärts schreitet, geht man zurück. Es ist eine seltsame und schreckliche Thatsache, daß die gebildeten Menschen unserer Zeit die Gesellschaft nach rückwärts ziehen, nicht nur nach dem heidnischen Zustand, sondern nach dem Zustand der ursprünglichsten Barbarei.

Man kann diese Richtung der aufgeklärten Menschen unserer Zeit nicht deutlicher sehen, als an ihrer Haltung gegenüber der Erscheinung, durch welche sich die soziale Lebensauffassung geäußert hat: den Krieg, die allgemeine Bewaffnung und die allgemeine Wehrpflicht.

Der Mangel an Klarheit, an Aufrichtigkeit – wenn nicht an gutem Glauben – in der Haltung der aufgeklärten Menschen gegenüber dieser Erscheinung ist auffallend. Diese Haltung zeigt sich auf drei Arten: Die einen betrachten diese Erscheinung als etwas Zufälliges, was durch die politische Lage Europas veranlaßt wurde, das aber, ohne Veränderungen im inneren Leben der Völker, durch einfache äußerliche, internationale und diplomatische Maßregeln verbessert werden kann – andere betrachten diese Erscheinung als etwas Schreckliches, Gräßliches, aber ebenso Unvermeidliches als Krankheit oder Tod, noch andere betrachten den Krieg mit Ruhe und Kaltblütigkeit als ein notwendiges, wohlthätiges und daher wünschenswertes Ereignis.

Die Menschen behandeln diesen Gegenstand auf verschiedene Weise, aber die einen wie die anderen sprechen vom Krieg wie von einem Ereignis, das keineswegs vom Willen der daran beteiligten Menschen abhängt und daher lassen sie auch die ganz natürliche Frage nicht zu: „Und soll ich daran teilnehmen?“ Nach ihrer Ansicht giebt es eine solche Art von Frage gar nicht und jedermann muß sich der Staatsgewalt servil unterwerfen, was auch seine persönliche Meinung vom Krieg sein mag.

Die Haltung der ersteren, welche an die Möglichkeit glauben,

den Krieg durch internationale, diplomatische Maßregeln zu vermeiden, zeigt sich sehr gut in den Beschlüssen des letzten Friedenskongresses in London sowie in den Artikeln und Briefen über den Krieg von berühmten Schriftstellern, die in Nr. 8 der *Revue des Revues* 1891 abgedruckt wurden.

Folgendes sind die Resultate des Kongresses: Nachdem der Kongreß an allen Punkten der Welt mündliche oder schriftliche Meinungsäußerungen der Gelehrten gesammelt hatte, hat er fünf Tage lang zahlreiche Reden angehört und ist nach Beendigung seiner Arbeiten, welche mit einem Gottesdienst in der Kathedrale begannen und mit einem Festessen mit zahlreichen Trinksprüchen beendigt wurden, zu folgenden Beschlüssen gelangt: Erstens unter den Menschen durch alle Mittel die Überzeugung zu verbreiten, daß der Krieg entschieden ihrem Interesse widerspreche, daß der Friede eine große Wohlthat sei; zweitens auf die Regierungen einzuwirken, um sie von den Vorteilen zu überzeugen, welche die Schiedsgerichte gewähren, und damit zugleich die Notwendigkeit der Entwaffnung zu beweisen.

Zu dem ersteren Zweck wendet sich der Kongreß an die Professoren der Geschichte, an die Frauen und an die Geistlichkeit und rät ihnen, den dritten Sonntag des Dezember dazu zu verwenden, den Menschen über die Übel des Krieges und über die Wohlthaten des Friedens zu predigen. Um den zweiten Zweck zu erreichen, wendet sich der Kongreß an die Regierungen und schlägt ihnen die Entwaffnung und die Ersetzung des Krieges durch das Schiedsgericht vor.

Den Menschen über die Übel des Krieges und die Wohlthaten des Friedens zu predigen! Das alles kennen sie seit langer Zeit, und ihr sehnlichster Wunsch ist immer gewesen: Friede sei mit uns.

Nicht nur die Christen, sondern auch alle Heiden seit Jahrtausenden kennen die Übel des Krieges und die Wohlthaten des Friedens.

Der Christ kann nicht anders, als sie jeden Tag seines Lebens zu predigen, und wenn die Christen und die Priester des Christentums das nicht thun, so hat das besondere Gründe, und sie werden es so lange nicht thun, als diese Gründe nicht beseitigt sind. Der den Regierungen gegebene Rat, ihre Arme[e]n zu entlasten und sie durch das internationale Schiedsgericht zu ersetzen, ist noch vergeblicher. Die Regierungen kennen sehr wohl die Schwierigkeiten, welche die

Rekrutierung und der Unterhalt der Truppen hervorbringt, wenn sie sie nun dennoch mit unerhörten Anstrengungen organisieren und unter den Waffen erhalten, so ist es klar, daß sie nicht anders können, und die Ratschläge des Kongresses werden diese Situation nicht ändern. Aber das wollen die Gelehrten nicht einsehen, und sie hoffen immer noch, eine Kombination zu finden, welche die Regierungen bestimmen werde, selbst ihre Macht zu beschränken.

II.

„Kann man den Krieg beschwören?" schreibt ein Gelehrter in der *Revue des Revues*.

> „Jedermann ist darüber einig, daß der Krieg, wenn er jemals in Europa ausbricht, Folgen haben wird, welche vielleicht denen der großen Invasionen gleichkommen werden. Er wird das Dasein von ganzen Völkern in Frage stellen und endlich wird er blutig, heftig und gräßlich sein.
> Diese Überzeugung, sowie die Betrachtung der schrecklichen Zerstörungsmittel, welche die heutige Wissenschaft bietet, wird vielleicht die Kriegserklärung verzögern und die Dinge in einem Zustand erhalten, der vielleicht unbestimmte Zeit dauern könnte, wenn nicht die ungeheuren Lasten die europäischen Nationen niederdrücken und bei ihrer Fortdauer mit Ruin und ebenso großen Übeln bedrohen würden, als die sind, welche der Krieg selbst mit sich bringt.
> Durch diese Gedanken veranlaßt, haben Leute aus allen Ländern nach praktischen Mitteln gesucht, um die Folgen des schrecklichen Blutbades aufzuhalten, oder wenigstens zu verzögern, das uns beständig droht.
> Das sind die Fragen, die auf der Tagesordnung des nächsten allgemeinen Friedenskongresses in Rom stehen werden und welche Gegenstand einer kürzlich erschienenen Broschüre über die Entwaffnung waren.
> Es ist leider nur zu gewiß, daß bei der gegenwärtigen Organisation der meisten heutigen Staaten, welche voneinander getrennt und durch besondere Interessen geleitet sind, die absolute Auf-

hebung des Krieges eine gefährliche Illusion ist, aber weisere Gesetze und Vorschriften in Bezug auf diese Zweikämpfe zwischen Nationen könnten wenigstens die Schrecken derselben begrenzen.

Es ist gleichfalls chimärisch, auf die Vorschläge zur Entwaffnung zu rechnen, deren Ausführung durch allbekannte, jedem unserer Leser vor Augen stehende Gründe fast unmöglich ist (das heißt wahrscheinlich, daß Frankreich nicht entwaffnen könne vor der Revanche). Die öffentliche Meinung ist nicht geneigt, sie anzunehmen und außerdem sind die bestehenden internationalen Verbindungen zwischen den verschiedenen Völkern nicht der Art, um sie anzunehmen. Eine Entwaffnung, welche von einem Volk einem anderen unter gefährlichen Umständen auferlegt würde, würde einer Kriegserklärung gleichkommen.

Jedoch kann man zugestehen, daß ein Austausch der Ansichten zwischen den beteiligten Völkern einigermaßen zu der notwendigen internationalen Verständigung beitragen und eine fühlbare Verminderung der Heereskosten möglich machen wird, welche die europäischen Nationen überlasten, zum großen Nachteil der sozialen Lösungen, welche in allen Staaten so dringend notwendig geworden sind, und dieselben damit bedrohen, den Krieg im Innern zu haben, den sie im Äußeren zu vermeiden streben.

Man kann wenigstens die Verminderung der enormen Kosten verlangen, welche aus der jetzigen Heeresorganisation hervorgehen, welche den Zweck hat, ein Land in vierundzwanzig Stunden zu überfallen und eine entscheidende Schlacht eine Woche nach der Kriegserklärung zu liefern." –

– –

Es muß so eingerichtet werden, daß die Staaten einander nicht angreifen und nicht in vierundzwanzig Stunden der fremden Besitzungen sich bemächtigen können.

Diese praktische Idee ist von Maxime Ducamp ausgesprochen worden und bildet den Schluß seiner Studien. Die Vorschläge von Maxime Ducamp sind folgende:

„*Erstens*, ein diplomatischer Kongreß, der die verschiedenen

Mächte vertritt, vereinigt sich alljährlich zu bestimmter Zeit, um die Lage der Völker unter sich zu untersuchen, Schwierigkeiten zu beseitigen und im Falle eines Streites als Schiedsgericht zu dienen.

Zweitens, der Krieg darf erst zwei Monate nach dem Zwischenfall erklärt werden, der ihn hervorruft, während dieser Zwischenzeit ist es die Pflicht der Mächte, ein Schiedsgericht vorzuschlagen.

Drittens, der Krieg darf nur erklärt werden, nachdem er zuvor den Nationen, welche sich zum Krieg vorbereiten, zur Genehmigung durch Abstimmung vorgelegt wurde.

Viertens, die Feindseligkeiten können erst einen Monat nach der offiziellen Kriegserklärung eröffnet werden." –

Aber wer kann verhindern, daß die Feindseligkeiten beginnen? Wer kann die Menschen nötigen, dies oder das zu thun? Wer kann die Regierungen zwingen, bis zu den bestimmten Terminen zu warten? Alle anderen Staaten. Aber diese sind auch Mächte, die man dazu nötigen müßte, und wer wird sie nötigen, und wie? – Die öffentliche Meinung. Aber wenn es eine öffentliche Meinung giebt, welche eine Macht nötigen kann, die festgestellten Termine abzuwarten, so kann dieselbe öffentliche Meinung die Macht auch nötigen, gar keinen Krieg zu erklären.

Aber, wird man einwenden, es wird möglich sein, ein solches Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen, daß die Mächte nichts unternehmen können. – Hat man das nicht schon versucht und versucht man es nicht noch immer? Die heilige Allianz war ein Versuch; die Friedensliga ist auch ein solcher Versuch und so weiter.

Aber wenn alle Menschen sich verständigen? – Wenn alle Menschen sich verständigen, dann giebt es keinen Krieg mehr, und alle Schiedsgerichte sind überflüssig.

Das Schiedsgericht! Es wird den Krieg ersetzen, die Fragen werden durch Schiedsspruch gelöst werden. Die Alabamafrage ist durch ein Schiedsgericht gelöst worden, die Carolinenfrage ist dem Schiedsspruch des Papstes unterworfen worden, die Schweiz, Belgien, Dänemark, Holland, alle haben erklärt, daß sie das Schiedsgericht dem Kriege vorziehen.

Ich will wohl glauben, daß Monaco denselben Wunsch ausgedrückt hat. Es fehlt dann nur noch eine Kleinigkeit, nämlich Deutschland, Rußland, Österreich, Frankreich haben bis jetzt ihre Zustimmung noch nicht erklärt.

Wie leicht die Menschen sich selbst betrügen, wenn sie ein Interesse dabei haben! Die Regierungen sollen einwilligen, ihre Zwistigkeiten durch das Schiedsgericht zu entscheiden und ihre Armeen zu entlassen, die Streitigkeiten zwischen Rußland und Polen, England und Irland, Österreich und Böhmen, der Türkei und den Slaven, Frankreich und Deutschland werden auf gütlichem Wege geschlichtet werden.

Das ist ganz ebenso, als ob man den Kaufleuten und Bankiers Vorschlägen würde, nichts über dem Einkaufspreis zu verkaufen und ohne Gewinn sich mit der Verteilung der Reichtümer zu beschäftigen; das Geld aber als unnütz abzuschaffen.

Aber da der Handel nur darin besteht, über dem Einkaufspreis zu verkaufen, so wäre dieser Vorschlag wie eine Einladung zum Selbstmord. Ebenso ist es auch in Bezug auf die Regierungen. Der Vorschlag, keine Gewalt zu gebrauchen und ihre Streitsachen auf gütlichem Wege zu schlichten, ist ein Rat zum Selbstmord. Es ist wenig wahrscheinlich, daß sie ihn annehmen.

Die Gelehrten vereinigen sich zu Gesellschaften (es giebt mehr als hundert dieser Art) und zu Kongreßen. Man hält Reden, man tafelt, man bringt Toaste aus, veröffentlicht Festberichte und sucht mit allen Mitteln zu beweisen, daß die Völker, welche genötigt sind, Millionen von Menschen unter den Waffen zu halten, am Ende ihrer Kräfte angelangt sind und daß diese Rüstungen im Widerspruch stehen mit dem Fortschritt, den Interessen und den Wünschen der Bevölkerung, daß man aber, nachdem man viel Papier verschrieben und viel Worte verschwendet hat, alle Menschen versöhnen und es dahin bringen könne, daß es keine entgegengesetzten Interessen mehr und demzufolge auch keinen Krieg mehr geben werde.

Als ich ein Kind war, redete man mir ein, um einen Vogel zu fangen, brauche man ihm nur Salz auf den Schwanz zu streuen. Ich bemühte mich also, einem Vogel mit Salz nahe zu kommen, aber bald mußte ich mich überzeugen, daß es ebenso leicht sei, den Vogel zu ergreifen, als ihm Salz auf den Schwanz zu streuen. Und da begriff ich, daß man sich über mich lustig gemacht hatte.

Die Leute, welche Zeitungsartikel und Bücher über das Schiedsgericht und über die allgemeine Entwaffnung lesen, müssen ebenso bemerken, daß man sich über sie lustig macht.

Man kann einem Vogel Salz aus den Schwanz streuen, wenn er

nicht davonfliegt, und dann ist es ebenso leicht, ihn zu ergreifen. Wenn er aber Flügel hat und nicht gefangen werden will, so läßt er sich auch nicht Salz auf den Schwanz streuen, weil es dem Vogel eigen ist, zu fliegen. Ebenso ist es der Regierung eigen, zu befehlen und nicht zu gehorchen. Deshalb wird sie niemals freiwillig auf die Gewalt verzichten, und da es das Heer ist, das ihr die Gewalt giebt, so wird sie auch niemals auf das Heer verzichten, noch auf den Krieg, der das Dasein des Heeres rechtfertigt.

III.

Der Irrtum kommt daher, daß die gelehrten Juristen, welche sich und andere täuschen, in ihren Büchern behaupten, die Regierung sei nicht das, was sie ist: Eine Vereinigung von Männern, welche die andern ausbeuten, sondern sie sei der Wissenschaft zufolge die Vertretung der Gesamtheit der Bürger. Das haben sie so lange behauptet, daß sie schließlich selbst daran glauben, sowie auch daran, daß die Gerechtigkeit für die Regierungen obligatorisch sein könne. Aber die Geschichte zeigt, daß von Cäsar bis Napoleon und von diesem bis zu Bismarck die Regierung ihrem Wesen nach immer eine Gewalt ist, welche die Gerechtigkeit verletzt; und daß das nicht anders sein kann. Die Gerechtigkeit kann für denjenigen oder diejenigen nicht obligatorisch sein, welche über mißbrauchte, zur Gewaltthat abgerichtete Menschen – die Soldaten – verfügen und durch diese die anderen beherrschen. Darum können die Regierungen nicht einwilligen, die Zahl dieser abgerichteten und entwürdigten Menschen zu vermindern, auf welchen ihre Kraft und ihr Einfluß beruht.

Das ist die Anschauungsweise eines Teils der Gelehrten in Bezug auf den Widerspruch, der auf unserer Welt lastet, und das sind ihre Mittel zu seiner Lösung. Sagt man diesen Leuten, die Lösung hänge ausschließlich von der persönlichen Haltung jedes Menschen gegenüber der moralischen und religiösen Frage, wie sie heute gestellt ist, ab – nämlich die Berechtigung oder das Unrecht der allgemeinen Wehrpflicht – so zucken diese Gelehrten mit den Achseln und bequemen sich nicht einmal dazu, zu antworten. Sie sehen in dieser Frage nur eine Veranlassung, Reden zu halten, Bücher zu schreiben,

Vicepräsidenten, Sekretäre zu wählen, sich in dieser oder jener Stadt zu versammeln und zu sprechen. All dieser geschriebene oder gesprochene Wortschwall soll nach ihnen zur Folge haben, daß die Regierungen aufhören, Soldaten auszuheben, welche die Grundlage ihrer Macht sind, daß sie den Ratschlägen folgen und ihre Armeen entlassen werden, so daß sie nicht nur ihren Nachbarn, sondern auch ihren eigenen Unterthanen gegenüber wehrlos bleiben. Ebenso gut könnte man erwarten, daß die Räuber, welche die Menschen, die sie plündern, erdrosseln, sich durch die Reden über die Leiden, die der Strick ihren Opfern verursachte, rühren ließen und die Stricke zerschneiden. Dennoch giebt es Leute, welche daran glauben, welche sich mit den Friedenskongressen beschäftigen, schöne Reden halten und Bücher schreiben. Die Regierungen drücken ihnen natürlich ihre Sympathie aus, ermutigen sie scheinbar, ebenso wie sie scheinbar die Mäßigkeitsgesellschaften begünstigten – während sie meist nur von der Trunkenheit der Völker leben –; ebenso wie sie scheinbar den Unterricht fördern, während ihre Gewalt hauptsächlich auf der Unwissenheit beruht; ebenso wie sie scheinbar die Freiheit und die Verfassung schützen, während ihre Macht nur durch den Mangel an Freiheit gestützt wird; ebenso wie sie scheinbar sich um die Verbesserung des Loses der Arbeiter Sorge machen, während doch auf der Unterdrückung des Arbeiters ihr Dasein beruht; ebenso wie sie scheinbar das Christentum schützen, während doch das wahre Christentum jede Regierung zerstört.

Man macht sich Sorge um die Mäßigkeit, aber so, daß diese Sorge die Trunksucht nicht vermindert, und um den Unterricht, aber so, daß derselbe nicht die Unwissenheit vernichtet, sondern vermehrt. Man macht sich Sorge um die Freiheit und um die Verfassung, aber so, daß sie den Despotismus nicht verhindert, und um das Los der Arbeiter, aber so, daß sie nicht aus der Sklaverei frei werden, und endlich um das Christentum, aber um das offizielle Christentum, das die Regierungen unterstützt, anstatt sie zu zerstören.

Nun ist eine neue Sorge hinzugekommen: der Friede.

Die Herrscher, welche sich heutzutage von ihren Ministern raten lassen, entscheiden nach ihrem Willen, ob dieses Jahr oder das nächste Jahr das große Blutbad beginnen soll. Sie wissen sehr wohl, daß alle Reden sie nicht abhalten werden, wenn sie auf den Einfall kommen, Millionen Menschen zur Schlachtbank zu senden. Sie hö-

ren sogar mit Vergnügen diese friedlichen Beteuerungen an, ermutigen sie und beteiligen sich daran.

Diese sind den Regierungen keineswegs schädlich, sondern im Gegenteil nützlich, weil sie die Völker beschäftigen und von der hauptsächlichen, wichtigsten Frage abwenden, ob man sich der Wehrpflicht unterwerfen solle oder nicht.

„Bald wird der Friede organisiert sein, dank den Bündnissen, den Kongressen, den Büchern und Broschüren, bis dahin aber legt Eure Uniformen an und haltet Euch bereit, für uns Gewaltthaten zu begehen und zu erdulden," sagen die Regierungen, und die gelehrten Organisatoren der Kongresse und die Verfasser der Abhandlungen über den Frieden stimmen lebhaft bei.

So handeln und denken die Gelehrten dieser ersten Kategorie. Das ist die der Regierung günstigste Haltung, welche demzufolge von den schlauen Regierungen ermutigt wird.

Die Erscheinung einer zweiten Kategorie ist tragisch, das sind die Menschen, welche finden, daß die Liebe zum Frieden und die Notwendigkeit des Krieges einen schrecklichen Widerspruch bilden, daß das aber das Schicksal des Menschen sei. Das sind meistens Leute von Talent, von gefühlvoller Natur, welche die ganze Gräßlichkeit und Einfältigkeit und die ganze Barbarei des Krieges einsehen und begreifen, infolge einer sonderbaren Verwirrung aber finden sie keinen anderen Ausweg aus dieser verzweifelten Situation der Menschheit, als den, die Wunde noch mehr zu reizen.

„Warum verurteilt man nicht die Regierung nach jedem Krieg, den sie erklärt?" fragt zum Beispiel der berühmte französische Schriftsteller *Guy de Maupassant*. „Wenn die Völker das begreifen würden, wenn sie selbst die mörderischen Gewalten nach Gerechtigkeit behandeln würden, wenn sie sich weigern würden, sich ohne Grund töten zu lassen, wenn sie sich ihrer Waffen gegen diejenigen bedienen würden, die sie ihnen gegeben haben, um zu morden, so wäre an diesem Tag der Krieg tot … aber dieser Tag wird niemals kommen." (*Sur l'Eau*, Seite 71–80.)

Der Verfasser des erwähnten Buches sieht die ganze Gräßlichkeit des Krieges ein, er sieht, daß er durch die Regierungen hervorgerufen wird, welche die Völker täuschen und sie antreiben, einander ohne allen Nutzen die Hälse abzuschneiden. Er sieht auch ein, daß die Völker, welche diese Armeen bilden, ihre Waffen gegen die

Regierungen wenden und von ihnen Rechenschaft verlangen könnten, aber er glaubt, daß es dazu niemals kommen wird und daß daher kein Ausweg möglich sei.

„Ich glaube," sagt er an einer anderen Stelle, „daß der Krieg schrecklich ist, aber auch, daß er unvermeidlich ist, daß die allgemeine Wehrpflicht ebenso unvermeidlich ist als der Tod, und daß es ewig Krieg geben wird, weil die Regierungen es immer wünschen werden." So schreibt der talentvolle, aufrichtige Schriftsteller, der mit der Fähigkeit begabt ist, in den Gegenstand einzudringen, die das Wesen der poetischen Begabung bildet. Er stellt uns die ganze Grausamkeit des Widerspruchs zwischen dem Gewissen und den Handlungen der Menschen vor, aber er sucht nicht ihn zu lösen und scheint anzuerkennen, daß dieser Widerspruch bestehen muß und daß er die poetische Tragik des Lebens enthält.

Ein anderer, nicht weniger begabter Schriftsteller, *Eduard Rod*, malt uns in noch lebhafteren Farben die Barbarei und Thorheit der jetzigen Situation, aber auch er nur in der Absicht, ihren tragischen Charakter zu zeigen und ohne einen Ausweg vorzuschlagen. In seinem Buch (*Le sens de la vie*, Seite 208–13) spricht er es aus, daß die Kraft in den Händen derjenigen liegt, welche sich selbst dem Untergang überliefern, in den Händen der einzelnen Individuen, welche die Masse bilden, und daß die Quelle des Übels im Staat liegt. Nach allem zu schließen, hat der Widerspruch zwischen dem Gewissen und dem Leben die äußersten Grenzen erreicht, welche nicht überschritten werden können und wo eine Lösung unvermeidlich wird.

Aber der Verfasser ist nicht dieser Ansicht, er sieht die Tragik des irdischen Lebens ein und nachdem er die ganze Schrecklichkeit der Situation gezeigt hat, schließt er, in dieser Schrecklichkeit müsse das menschliche Leben hingehen.

Das ist die Anschauungsweise dieser zweiten Kategorie von Schriftstellern, welche den Krieg als etwas Unvermeidliches ansehen. Die dritte Kategorie ist diejenige der Menschen, welche das Gewissen verloren haben und damit auch die Vernunft und jedes menschliche Gefühl.

Zu dieser Kategorie gehört *Moltke*, dessen Meinung von Maupassant citiert wurde, sowie auch die Mehrzahl der militärischen Personen, welche in diesem grausamen Aberglauben erzogen wurden, darin leben und oft der naiven Überzeugung sind, der Krieg sei

nicht nur unvermeidlich, sondern auch notwendig und nützlich.

Das ist auch die Ansicht einiger bürgerlichen angeblichen Gelehrten und Gebildeten.

In der Nummer der *Revue des Revues*, in welcher die Briefe über den Krieg veröffentlicht wurden, schrieb der berühmte Akademiker Camille Doucet:

„Geehrter Herr!
Wenn Sie den friedfertigsten Akademiker fragen, ob er für den Krieg sei, so ist seine Antwort im voraus fertig.
Leider, mein Herr, bezeichnen Sie selbst den friedlichen Gedanken, den heutzutage Ihre edlen Landsleute hegen, als einen Traum.
Seit ich auf dieser Welt lebe, habe ich immer viele ehrenwerte Leute gegen diese gräßliche Gewohnheit als internationale Schlächterei protestieren gehört, deren Schrecklichkeit die Welt anerkennt und beklagt. Aber wie soll man abhelfen?
Schon oft hat man versucht, das Duell zu unterdrücken, das schien leicht zu sein, doch nein, alles, was man in dieser Richtung bis jetzt erreicht hat, ist nichts wert und wird nie etwas ausrichten.
Alle Kongresse der beiden Welten werden vergebens gegen den Krieg und auch gegen das Duell stimmen, über alle Schiedsgerichte, alles Vertrauen und alle Gesetze wird es ewig geben:
Die Ehre der Männer, welche immer das Duell verlangt hat, und das Interesse der Völker, das immer den Krieg verlangen wird.
Nichtsdestoweniger wünsche ich von ganzem Herzen, daß der allgemeine Friedenskongreß in seinen ehrenwerten Bestrebungen endlich Erfolg haben möge. Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung und so weiter.
Camille Doucet."

Der Sinn dieses Briefes ist, die Ehre der Menschen verlangt, daß sie sich miteinander schlagen, und das Interesse der Völker verlangt es, daß sie sich gegenseitig ruinieren und gegenseitig ausrotten, für die Bestrebungen zur Unterdrückung des Krieges hat man nur ein Lächeln. Von derselben Art ist die Ansicht eines Akademikers Jules Claretie:

„Geehrter Herr!
Für einen vernünftigen Menschen kann es über die Frage von Krieg und Frieden nur eine Meinung geben.
Die Menschheit ist erschaffen, um zu leben, sich zu vervollkommnen und ihr Schicksal durch friedliche Arbeit zu verbessern. Die allgemeine Verständigung, welche der Friedenskongreß predigt, ist vielleicht nur ein schöner Traum, aber sicherlich der schönste aller Träume. Der Mensch hat immer das gelobte Land vor sich und in diesem Land der Zukunft müßte die Ernte reifen können, ohne die Gefahr, daß sie durch Granaten aufgepflügt und durch die Räder der Kanonen niedergetreten werde. Aber ach, da die Philosophen und Wohlthäter der Menschheit leider nicht die Gebieter sind, so ist es gut, wenn unsere Soldaten über die Grenze und den häuslichen Herd wachen, und ihre gutgeführten Waffen sind vielleicht die beste Sicherheit für diesen Frieden, den wir alle lieben.
Nur die Entschlossenen und Starken läßt man in Frieden.
Glauben Sie, geehrter Herr, an meine aufrichtigsten und ausgezeichneten Gefühle.

Jules Claretie."

Der Sinn dieses Briefes ist, daß uns nichts daran verhindert, von dem zu sprechen, was niemand zu thun beabsichtigt oder verpflichtet sei, aber sobald es sich um die Praxis handelt, so müsse man sich schlagen.

Folgendes ist nun die Meinung, welche der beliebteste Schriftsteller Europas, Emil Zola, über diesen Gegenstand neulich ausgesprochen hat:

„Ich betrachte den Krieg als eine traurige Notwendigkeit, welche unvermeidlich erscheint wegen seiner intimen Verbindung mit der menschlichen Natur und dem ganzen Universum. Ich würde vor dem Krieg zurückschrecken so lange als möglich, dennoch kommt ein Augenblick, wo wir genötigt sind, uns zu schlagen. Ich stelle mich für diesen Augenblick auf den allgemeinen Standpunkt und spreche nicht von unserm Streitpunkt mit Deutschland, der in der Geschichte der Menschheit nur ein unbedeutender Zwischenfall ist. Ich habe gesagt, der Krieg sei notwendig

und nützlich, denn er erscheint wie eine Existenzbedingung der Menschheit. Wir sehen den Krieg überall, nicht nur bei den verschiedenen Menschenrassen, sondern auch im Familienleben und im Privatleben; er ist eines der wichtigsten Elemente für den Fortschritt, und jeder Schritt vorwärts, den die Menschheit bis jetzt gethan hat, ist in Blut gemacht worden.
Man sprach und spricht noch immer von der Entwaffnung, aber die Entwaffnung ist etwas Unmögliches, und selbst, wenn sie möglich wäre, müßte man sie verweigern, denn nur ein bewaffnetes Volk ist mächtig und groß. Ich bin überzeugt, daß die allgemeine Entwaffnung einen moralischen Verfall zur Folge hätte, der sich durch die allgemeine Abschwächung äußern und den Fortschritt der Menschheit aufhalten würde. Eine kriegerische Nation besitzt immer eine blühende Gesundheit. Die Kriegskunst bringt die Entwickelung aller anderen Künste mit sich. Das bestätigt die Geschichte. So haben in Athen und Rom Handel, Industrie und Litteratur niemals eine so hohe Entwickelung erreicht, als zu der Zeit, wo diese Städte durch die Gewalt der Waffen die damals bekannte Welt beherrschten. Um ein Beispiel aus näher liegenden Zeiten zu nehmen, erinnern wir uns an das Jahrhundert von Ludwig XIV. Die Kriege des großen Königs haben den Fortschritt der Künste und Wissenschaften nicht aufgehalten, sondern im Gegenteil ihre Entwicklung begünstigt und belebt."

Der Krieg etwas Nützliches! Die am meisten charakteristische Ansicht in diesem Sinne ist die des Akademikers Emile de Vogué, des begabtesten unter den Schriftstellern dieser Richtung. In einem Artikel über die militärische Abteilung der Ausstellung von 1889 schreibt er:

„Auf der Esplanade der Invaliden, im Mittelpunkt der ausländischen und kolonialen Ausstellungen überragt ein Gebäude von düsterem Aussehen das malerische Gewühl. Alle diese Teile der Welt sind hier zusammengekommen, um sich dem Palast des Krieges anzuschließen. Unsere gefügigen Gäste halten der Reihe nach die Wache vor diesem Mutterhaus, ohne welches sie nicht hier wären. Ein schöner Streitgegenstand für die menschliche

Beredsamkeit! Sie klagt über diese Annäherungen und behauptet, die Vereinigung der Völker durch die Wissenschaft und die Arbeit werde das militärische Gefühl im Zaume halten. Wir überlassen ihr die Chimäre eines goldenen Zeitalters, welches sehr bald ein Zeitalter des Schmutzes würde, wenn es verwirklicht werden könnte.

Die ganze Geschichte lehrt uns, daß es Blut erfordert hat, die Vereinigung der Völker zu schaffen und zu kitten. Die Naturwissenschaften haben in unserer Zeit das geheimnisvolle Gesetz bestätigt, das Joseph de Maistre durch die Eingebung seines Genies und durch Nachdenken über die ursprünglichen Lehrsätze geoffenbart worden ist. Er sah die Welt, welche sich durch das Opfer von diesen erblichen Schwächen befreit; die Wissenschaften zeigen sie uns vervollkommnet durch den Kampf und die gewaltsame Wahl: Von zwei Seiten her also wird derselbe Satz bestätigt, welcher in verschiedenen Ausdrücken ausgesprochen ist. Das ist sicherlich eine unangenehme Bestätigung. Aber die Gesetze der Welt sind nicht zu unserem Vergnügen, sondern zu unserer Vervollkommnung gemacht worden.

Treten wir also ein in diesen unvermeidlichen, in diesen notwendigen Palast des Krieges. Wir werden Gelegenheit haben, daselbst zu beobachten, wie der beharrlichste unserer Antriebe sich den verschiedenen Anforderungen der historischen Augenblicke anpaßt."

Die Notwendigkeit des Krieges ist also von Vogué bewiesen durch zwei Aussprüche der beiden großen Denker Joseph de Maistre und Darwin. Und diese Aussprüche gefallen ihm so sehr, daß er sie in seinem Brief an den Direktor der *Revue des Revues* nochmals erwähnt:

„Mein Herr," schreibt er, „Sie verlangen meine Ansicht über die Möglichkeit des Erfolges des allgemeinen Friedenskongresses. Ich glaube mit Darwin, daß der Kampf ums Dasein ein Naturgesetz ist, das alle Wesen beherrscht. Ich glaube mit Joseph de Maistre, daß er ein göttliches Gesetz ist. Das sind zwei verschiedene Benennungen für dieselbe Sache. Wenn etwa, was unmöglich ist, ein Teil der menschlichen Gesellschaft – etwa der ganze

civilisierte Westen – die Wirkung dieses Gesetzes aufheben könnte, so würden wildere Rassen sie gegen uns anwenden. Diese Rassen würden der Natur gegen die menschliche Vernunft recht geben, sie würden Erfolg haben, weil die Gewißheit des Friedens – ich sage nicht der Friede, sondern die Gewißheit des Friedens – vor Ablauf eines halben Jahrhunderts eine Korruption und einen Verfall herbeiführen würde, die noch verderblicher wären als der schlimmste Krieg. Ich glaube, man muß für den Krieg, dieses Strafgesetz der Menschheit, dasselbe thun, was wir für alle unsere Strafgesetze gethan haben, sie mildern und ihre Anwendung so selten als möglich machen und aus allen Kräften danach streben, daß sie ganz überflüssig werden. Aber die ganze Erfahrung der Geschichte lehrt uns, daß man sie nicht unterdrücken kann, so lange es noch auf der Welt zwei Menschen und Brot, Geld und eine Frau zwischen ihnen giebt.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn der Verlauf des Kongresses meine Ansicht widerlegen würde, aber ich zweifle daran, daß er die Geschichte, die Natur und Gott widerlegen wird.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Melchior de Vogué."

Der Sinn dieses Briefes ist, daß die Geschichte, die Natur und Gott uns zeigen, daß der Krieg so lange bestehen wird, als es zwei Menschen und zwischen ihnen Brot, Geld und ein Weib giebt, das heißt, kein Fortschritt könne die Menschen dahin bringen, die wilde Lebensauffassung aufzugeben, welche nicht ohne Kampf die Teilung des Brotes, des Geldes (was hat hier das Geld zu thun?) und des Weibes zuläßt.

Sie sind sonderbar, diese Menschen, welche sich zu einem Kongreß vereinigen, Reden halten, um zu lehren, wie man einen Vogel fängt, indem man ihm Salz auf den Schwanz streut, während sie doch wissen, daß das unmöglich ist. Sonderbar sind auch diejenigen, welche, wie *Maupassant*, *Rod* und viele andere, die ganze Abscheulichkeit des Krieges, den ganzen Widerspruch klar einsehen, der daraus entspringt, daß die Menschen nicht thun, was sie thun sollten, und was ihnen vorteilhaft wäre, während sie über das tragi-

sche Verhängnis des Leidens klagen und nicht einsehen, daß dieses Verhängnis sofort verschwinden würde, sobald die Menschen sich entschließen, nicht mehr zu thun, was ihnen peinlich und widerlich ist, anstatt über unnütze Fragen zu reden.

Diese Menschen sind sonderbar, aber diejenigen, welche, wie *Vogué* und die anderen, das Entwickelungsgesetz annehmen und den Krieg nicht nur als unvermeidlich, sondern sogar als nützlich und daher als wünschenswert ansehen, – diese Menschen sind schrecklich in ihrer moralischen Verwirrung. Jene sagen wenigstens, daß sie das Übel hassen und das Gute lieben, während diese offen erklären, es gebe weder Gutes noch Übel. Alle Abhandlung über die Möglichkeit, an Stelle des jetzigen Krieges den Frieden zu setzen, sei nur schädlicher Sentimentalismus von Schönrednern. Es giebt ein Entwickelungsgesetz, aus welchem hervorgeht, daß ich leben und schlecht handeln muß: Was thun? Ich bin ein gebildeter Mensch, ich kenne das Entwickelungsgesetz und folglich werde ich das Böse thun: „Treten wir ein in den Palast des Krieges!“ Es giebt ein Entwickelungsgesetz und demzufolge giebt es weder Gut noch Böse, und man muß also für sein persönliches Interesse leben, das übrige aber dem Entwickelungsgesetz überlassen.

Das ist der letzte Ausdruck der raffinierten Kultur und zugleich die Verdunkelung des Gewissens, welche die gebildeten Kreise unserer Zeit auszeichnet.

Das Streben der gebildeten Klasse, durch alle Mittel ihre bevorzugten Ideen und das Dasein, das die Konsequenz derselben ist, beizubehalten, erreicht seinen Paroxismus. Diese Menschen lügen und täuschen sich selbst und die anderen mit den raffiniertesten Formen, nur um ihr Gewissen zu betäuben und zu ersticken.

Anstatt ihre Lebensweise zu ändern nach den Andeutungen ihres Gewissens, suchen sie durch alle Mittel seine Stimme zu ersticken. Aber in der Dunkelheit glänzt das Licht, und ebenso beginnt die Wahrheit zu leuchten in der Finsternis unserer Zeit.

Die Jagd[4]

„Man sagt, es sei leichter, einen Hasen zu kaufen, als ihn zu jagen und damit seine Zeit zu verlieren. Ohne Zweifel ist es leichter, einen Hasen zu kaufen, aber dem Menschen ersetzt das nicht die Jagd, weil ein gekaufter Hase den Menschen weder von der Erforschung seiner selbst, noch vom Tod, noch vom Unglück abzieht, während die Jagd, das Spiel, die Aufregung, die Trunkenheit, die Anstrengungen und die leeren Unterhaltungen mit sich bringen, welche zu vergessen helfen."
(Pascal.)

„Erinnere mich immer, Gewissen, daß ich nicht ungestraft irgend jemand schaden kann, und daß ich meine eigene Seele verwunde, wenn ich ein lebendes Wesen verwunde!"
(Mercier.)

Vor einigen Jahren hörte ich folgendes Gespräch zwischen einem jungen, angehenden Jäger und einem alten Schüler des heiligen Hubertus, der dieses Vergnügen aufgab, nachdem er die Grausamkeit und Immoralität desselben eingesehen hatte.

Der junge Jäger: (Mit Zuversicht) „Aber, was ist denn Schlimmes an der Jagd?"

Der Ex-Jäger: „Es ist böse, Tiere zum bloßen Vergnügen zu töten."

Es ist in der That unmöglich, diesen Satz zu beweisen, so einfach, klar und richtig ist er. Aber der junge Jäger gab sein Vergnügen nicht auf und betreibt es noch heute, jedoch die Überzeugung, daß die Jagd ein unschuldiges Vergnügen sei, steht nicht mehr so fest bei ihm; sein Gewissen schweigt nicht mehr über eine Handlung, die er bis dahin als harmlos ansah.

Es ist daraus zu sehen, daß der junge Mann nicht mehr lange jagen wird.

---

[4] [Es handelt sich bei diesem Text um das von L. N. Tolstoi am 15. Oktober 1890 verfasste Vorwort zu V. G. Čertkovs Erzählung „Ein böses Vergnügen – Gedanken über die Jagd | Zlaja zabava. Mysli ob ochote"; der russische Text ist greifbar in Band 27 der sowjetischen Gesamtausgabe (Polnoe sobranije sočinenij) der Werke Tolstois.]

Es ist zu hoffen, daß die folgenden Zeilen einen heilsamen Einfluß auf diejenigen hervorbringen werden, die sie lesen. Möge es Gott gefallen, daß die Leser zahlreich seien, besonders unter der Jugend.

I.

Man frage die Jäger: „Was ist der hauptsächlichste Reiz der Jagd?" Man wird nicht viele finden, welche antworten, es sei das Vergnügen, die Tiere zu verfolgen und zu töten, die meisten werden sagen, das Vergnügen liege nicht im Töten, sondern in dem, was es begleitet.

„Man glaubt mit Unrecht," wird der Jäger sagen, „daß die Handlung selbst, ein Tier zu töten, das hauptsächlichste Vergnügen der Jagd sei. Wenn es so wäre, so könnte man doch ganz einfach auf den Hof gehen und Kälber und Hühner morden." Nicht in der Verfolgung und im Töten der Tiere liegt der wirkliche Reiz der Jagd, sondern in den verschiedenen Empfindungen und Eindrücken, die der Jäger empfängt, von seinem Auszug zur Jagd bis zur Rückkehr von derselben. Die Jagd bietet dem Menschen, der an die einförmige Arbeit gewöhnt ist, die Möglichkeit, sich seinen alltäglichen Gedanken zu entreißen, sich den Alltagssorgen seines Lebens zu entziehen und einige Augenblicke in unmittelbarer Berührung mit der Natur zu leben. Und diese beschränkt sich während der Jagd nicht auf eine passive Betrachtung, sondern er fühlt das Gesetz, das jedes lebende Wesen regiert – den Kampf ums Dasein. – Der Mensch geht in der Natur auf.

„Der Jäger übt nicht nur die physische Kraft, die Geschicklichkeit, die Gewandtheit in seinen Bewegungen, die Richtigkeit seines Blicks und die Sicherheit seines Armes, sondern auch die moralischen Eigenschaften, die Energie, die Kühnheit, die Festigkeit. Der Jäger also lebt nicht nur am Busen der Natur, sondern er entwickelt auch in sich selbst physische und moralische Fähigkeiten, welche während seines Alltagslebens unthätig bleiben und sich daher vermindern.

„Von diesem Standpunkt aus wirkt die Jagd erziehend auf junge

Leute, sie lehrt sie, sich auf ihre Kräfte zu verlassen, ohne Hilfe zu suchen. Das ist besonders nützlich für diejenigen, welche von Kindheit auf gewöhnt sind, die Arbeit anderer in Anspruch zu nehmen, wenn es nötig ist, physische Kraft zu entfalten. Außerdem ist die Leidenschaft für die Jagd oft wohlthätig, weil sie den jungen Menschen vor den moralisch und physisch schädlichen Verlockungen [(*der*?)] Frauen [sic (*bewahren*?)]. Nicht ohne Grund wird die Jagd als eine männliche und edle Zerstreuung betrachtet und steht daher in Ehren bei allen Völkern seit den frühesten Zeiten." –

So sprechen die Jäger, welche ihre beliebte Unterhaltung rechtfertigen wollen, und beim ersten Anblick scheinen ihre Gründe richtig zu sein. Aber sind sie wirklich gerecht?

Lange Jahre hindurch war ich ein leidenschaftlicher Jäger, die Jagd war für mich eine sehr ernste Beschäftigung. Nicht nur übte ich mich, ein geschickter Schütze zu sein, sondern ich studierte sogar die Theorie. Nichts beschäftigte mich so wie die Jagd, ich kannte keine lebhafteren und entzückenderen Aufregungen als die, die ich bei der Jagd empfand. Doch zuweilen verfolgte mich der Zweifel an der Rechtmäßigkeit dieses Vergnügens. Ich wollte demselben nicht entsagen und suchte alle Arten von Entschuldigungen. Anfangs genügte mir das, aber mit der Zeit vermehrten sich die Zweifel und vergifteten das Vergnügen.

Auf diese Weise wuchs nach und nach ein anfangs kaum bemerkbarer Vorwurf meines Gewissens und beunruhigte mich endlich ernstlich.

Ich mußte der Wahrheit ins Gesicht sehen, und dann begriff ich die Grausamkeit der Jagd. Jetzt kann ich in der Jagd nichts anderes erblicken als eine Handlung, welche nicht nur unmenschlich, sondern auch blutdürstig und nur bei Wilden erklärlich ist, bei Menschen, welche noch ein unbewußtes Leben führen, das mit der moralischen Entwickelungsstufe, auf die wir gelangt zu sein glauben, nicht zu vergleichen ist.

Ich habe aufgehört zu jagen, aber noch lange Zeit nachher, war ich bei der Erinnerung an das Vergnügen, das ich empfunden hatte, versucht, wieder zu beginnen. Heute aber, Gott sei Dank, ist diese Versuchung für mich vorüber, und ich kann ruhig in die Vergangenheit blicken und alle meine Gedanken und Eindrücke wiedergeben.

II.

Das Interessanteste sei nicht die Jagd selbst, sondern die Umstände, unter welchen sie betrieben wird, sagt man uns.

Wenn das wahr wäre, so könnte das bloße Leben in und die Berührung mit der Natur den Jäger befriedigen. Aber weder Ausflüge zu Fuß noch zu Boot, noch Arbeiten im Garten oder auf dem Felde noch alles, was inmitten der Natur vorgeht, können dem Jäger jenen besonderen Genuß ersetzen, der nur dem zugänglich ist, der die Aufregung des Jägers kennt, wie die Jünger des heiligen Hubertus stolz behaupten.

Worin besteht denn diese Aufregung des Jägers und der Genuß, den sie gewährt? Was man auch davon sagen möge, das hauptsächlichste Vergnügen der Jagd liegt in der Verfolgung und dem Töten der Tiere. Das allein ist ihr Zweck und darin allein liegt ihr Reiz.

Man sagt auch, dieser Reiz sei die Folge davon daß der Jäger sich dem jedem Wesen eigenen Gesetz unterwerfe, dem Kampf ums Dasein, und in der Natur aufgehe.

Diese Erklärung könnte richtig sein, wenn der Mensch nur zur Befriedigung seiner Bedürfnisse jagen würde, aber das ist niemals der Fall, weder für den reichen Jäger noch für den in bescheideneren Verhältnissen lebenden. Außerdem hat auch der Kampf ums Dasein für den Menschen einen besonderen Sinn, der mit der Jagd nichts zu thun hat. Es ist wahr, daß in der Natur jeder unaufhörlich um sein Dasein kämpft. Selbst bei den Tieren beschränkt sich der Kampf nicht auf den Mord des Schwachen durch den Starken, die Tiere verwenden nicht weniger Mühe und Kunst auf den Kampf gegen die Naturelemente, sie bauen sich Schlupfwinkel gegen die Unbilden der Jahreszeit und unternehmen noch vieles der Art. Für den Menschen ist die hauptsächlichste Form des Kampfes ums Dasein der Bau der Häuser, die Verfertigung der Kleider und besonders die Sorge für die tägliche Nahrung, die Zubereitung der Nährpflanzen. In dem Maße wie wir uns vom Urzustände entfernen, ändern sich auch die Formen des Kampfes ums Dasein. Die erste Phase dieses Kampfes, die Jagd gleicht der Art des Kampfes der Tiere. Aber mit der Entwickelung der Lebensumstände wird dieser rohe Kampf gegen die Tiere überflüssig; heutzutage ist das Morden der Tiere selbst für die Ernährung des Menschen absolut überflüssig, wie durch die

wachsende Zahl der Personen bewiesen wird, welche sich nur mit Pflanzen- oder Milchkost ernähren.

Darum ist die Jagd heutzutage nicht mehr eine natürliche Form des Kampfes ums Dasein, sondern eine freiwillige Rückkehr in den Zustand der Wildheit, mit dem Unterschied, daß die Jagd für den Urmenschen ein natürliches Thun war, bei den modernen, civilisierten Menschen aber nur tierische Gefühle erregt und entwickelt, welche das Gewissen verurteilt.

Wenn man sich das Verhalten des Menschen während der Jagd vorstellt, so kommt man zu der Überzeugung, daß er seinen schlechtesten Antrieben freien Lauf läßt und Handlungen begeht, an welche er unter anderen Umständen, ohne zu erröten, nicht denken könnte.

Es giebt eine Reihe von Thaten und Handlungsweisen, welche mit Recht als unwürdig eines ehrenwerten Menschen angesehen werden.

Der Betrug, die Treulosigkeit, die Schlingen, der Angriff aus dem Hinterhalte, oder einer größeren Zahl auf einen Einzigen, eines Starken auf einen Schwachen, die Wegnahme der Kinder von ihren Eltern, und der Eltern von ihren Kindern sind an sich selbst schimpfliche Handlungen, ganz unabhängig von der Art ihrer Opfer. Dennoch werden infolge eines unbegreiflichen Widerspruchs alle diese schimpflichen und strafbaren Handlungen ohne Bedenken und offen auf der Jagd begangen gegen harmlose Wesen und durch dieselben Männer, welche sich weigern würden, dem die Hand zu reichen, der auf solche Weise gegen einen Menschen handeln würde. Man sollte meinen, den Menschen sei es so schmerzlich, einander nicht gegenseitig schaden zu können, daß sie auf die Felder und in die Wälder laufen, um sich für diesen Zwang an lebendigen Wesen zu rächen und ihren niederträchtigen Neigungen freien Lauf zu lassen.

Einem Tier den Bauch aufschlitzen, den Kopf an einem Baum zerschmettern, es in Stücke zerreißen, das sind die gewöhnlichsten und selbst die notwendigsten Thaten auf der Jagd. Es ist jedoch ganz natürlich, die Tiere in ihren Leiden zu bemitleiden – wie ist es also zu erklären, daß die Menschen auf der Jagd nicht nur kein Mitleiden für die Tiere haben, sondern auch sogar sich nicht schämen, sie zu überfallen, zu verfolgen und durch alle möglichen Mittel zu quälen?

Jeder Mensch begeht auf der Jagd Unthaten, für welche er die Straßenjungen auszanken oder schlagen würde, wenn sie dieselben an Tieren begehen würden, die nicht als Wildpret anerkannt sind.

Jeder Jäger untersuche sein Verhalten gegen die Wesen, die er verfolgt, und stelle sich einen Augenblick an ihren Platz und er wird die Richtigkeit des Vorhergehenden anerkennen müssen.

III.

Wir sind stolz über den Fortschritt unserer Civilisation. Wir betrachten sie mit Befriedigung und rühmen ihre Erfolge auf allen Gebieten des sozialen Lebens. Dabei aber bemerken wir nicht, daß unser Dasein oft auf die ungerechtesten und grausamsten Prinzipien gegründet ist und daß die Menschheit der Zukunft mit demselben Widerwillen davon sprechen wird, den wir heutzutage zum Beispiel gegen die Sklaverei und gegen die Tortur empfinden.

Gewiß ist die Jagd noch nicht die schreiendste Niederträchtigkeit, die uns von der Vergangenheit geblieben ist, aber ihr schamloses Aufblähen in unserer Zeit ist sehr lehrreich. Wir ziehen daraus die Lehre, daß man den Zweck der Jagd nicht durch große Worte verbergen kann, welche so geeignet sind, den wahren Charakter barbarischer Handlungen zu verschleiern. Aber die Vernunft ist immer bereit, für jede Niederträchtigkeit irgend eine Rechtfertigung zu finden. Das ist auch mir begegnet, als der Zweifel an der Unschuldigkeit der Jagd mich überfiel, und ich mir dieses Vergnügen nicht versagen wollte. Ich erröte noch jetzt bei der Erinnerung an die schlaue Rechtfertigung, die ich damals erfand, um mich als moralisch gerechtfertigt anzusehen und mich meiner beliebten Zerstreuung hinzugeben.

Ich erinnere mich, daß eine dieser Rechtfertigungen darin bestand, daß ich mir sagte, jedes Tier, sowohl Raubtiere als andere, vernichten wieder andere lebende Wesen. Der Wolf frißt Lämmer und Hasen, die Hasen verschlingen mit einem Kohlkopf eine große Menge von Insekten, welche dieselbe Lebenslust in sich haben. Wenn ich also auf der Jagd ein einziges Tier töte, so rette ich dadurch vielen anderen Wesen das Leben, welche dieses Tier vernichtet hätte, wenn es am Leben geblieben wäre. Befriedigt von diesem

Vorwand, der mir sehr überzeugend erschien, setzte ich das Jagdvergnügen fort.

Eines Tages stand ich am Waldsaum während einer Treibjagd und schoß einen Wolf an. Dann lief ich auf ihn zu, um ihn mit einem großen Knüppel totzuschlagen, den ich zu diesem Zweck bereit hatte. Ich traf ihn an der Nasenwurzel, dem empfindlichsten Teil des Tieres. Er sieht mir gerade in die Augen und bei jedem Hieb stößt er einen erstickten Seufzer aus. Bald zucken seine Pfoten krampfhaft, ziehen sich zusammen, ein leichter Schauder durchfliegt sie und sie strecken sich starr aus. Ich kehre lebhaft und ganz aufgeregt auf meinen Platz zurück und verberge mich hinter meinem Baum, um auf ein neues Opfer zu lauern.

Am Abend im Bett ließ ich die Eindrücke des Tages an mir vorübergehen, und immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem Augenblick zurück, wo ich im Dickicht nicht weit von mir ein Geräusch hörte, worauf der Wolf erschien und sich umblickte. Ich erinnerte mich, wie das Tier mich nicht bemerkte, durch das Geschrei der Treiber hinter sich aufgeschreckt, aus dem Wald hinaus auf das Feld floh, wie in diesem Augenblick die Kugel meines Gewehrs es niederwarf und wie ich es totschlug.

Freudig schlug mein Herz und mit Entzücken durchlebte ich nochmals die Aufregungen des Tages. Ich empfand eine wahrhafte Lust bei der Erinnerung an die Leiden des sterbenden Tieres.

Nach und nach aber befiel mich ein Unbehagen.

Dann plötzlich begriff ich, durch das Herz, nicht durch die Vernunft, daß dieser Mord an sich selbst eine schlechte Handlung war und daß noch schlechter, als diese Handlung, das Vergnügen war, das sie mir gewährt hatte, und daß das allerschlechteste die List war, mit der ich mich zu rechtfertigen suchte. Dann erst zeigte mir die Vernunft die Haltlosigkeit meiner früheren Beschönigungen der Jagd. Ich begriff, daß jene Versuche der Rechtfertigung vergebens waren, und daß der Wolf mit demselben Recht hätte sagen können, indem er Hasen auffresse, rette er den Insekten das Leben, die der Hase mit dem Kohl verzehrt. Der Hase könnte denselben Einwand wiederholen und ebenso die Insekten. Dieser armselige Sophismus ist kaum der Mühe wert, hier erzählt zu werden. Aber wenn man diese Sophismen untersucht, erinnert man sich unwillkürlich ihrer Ähnlichkeit mit den großen Phrasen, mit denen wir die größten

Schändlichkeiten des modernen Lebens zu beschönigen gewohnt sind und welche in der Gesellschaft in Umlauf sind. Ich erinnere mich der Zeit, wo die Gefahr, welche die Jäger bei großen Treibjagden liefen, in meinen Augen einen besonderen Wert hatte. In diesem Augenblick bemerkte ich nicht, daß die Menschen immer Vorsorge zu treffen wissen, damit sie viel weniger Gefahr laufen als die Tiere, und daß die Jäger außerdem keineswegs weniger strafbar sind, wenn sie ihr Leben ihres Vergnügens wegen aufs Spiel setzen. Es giebt so viele Mittel, seinem Nächsten mit Gefahr seines Lebens zu dienen, daß es ein Verbrechen ist, des Vergnügens wegen das Leben aufs Spiel zu setzen.

Die Jäger prahlen mit der Gefahr, die sie zuweilen laufen, aber sie haben keine Ahnung von der unvergleichlich größeren, moralischen Gefahr, der sie sich bei jeder Jagd aussetzen.

IV.

Das Mitleiden ist eine der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur. Wenn der Mensch der Leiden eines lebenden Wesens sich erbarmt, so vergißt er sich selbst und versteht die Lage des Leidenden. Durch dieses Gefühl entzieht er sich seiner eigenen Vereinsamung und erlangt die Möglichkeit, sein Dasein mit dem der anderen lebenden Wesen zu verbinden.

Indem er diese Fähigkeit, sein Leben mit anderen zu verbinden, ausübt und entwickelt, schreitet der Mensch fort zu dem unpersönlichen Leben, das sein Bewußtsein auf einen viel höheren Standpunkt erhebt und ihm das größte erreichbare Vergnügen gewährt. So ist das Mitleid demjenigen noch viel nützlicher, der es empfindet, indem er die Leiden anderer zu lindern sucht.

Buddha, Sakja-Muni, der Apostel des Mitleids, verbot seinen Jüngern den Mord jedes belebten Wesens.

Eine rührende Legende erzählt, wie einer seiner Jünger, ein Pilger, einem Hunde begegnete, der mit Wunden bedeckt und von Würmern zernagt war. Der Pilger bückte sich zu dem Tier herab, entfernte mit seinen Händen die Würmer, legte sie auf einen Haufen auf der Straße und entfernte sich. Bald aber überlegte er, daß er die Würmer ihrer Nahrung beraubt habe und daß sie vor Hunger ster-

ben werden. Er hatte Mitleid mit ihnen, kehrte um, schnitt ein Stück aus seinem eigenen Bein und legte es vor die Würmer, damit sie sich nähren konnten. Erst dann setzte er mit ruhigem Gemüt seinen Weg fort.

Diese Legende ist lehrreich. Nicht in dem Sinne, daß wir uns von den Würmern fressen lassen sollen, sondern daß es für das Gefühl des Mitleids keine Grenze giebt, daß man es niemals zurückdrängen, sondern im Gegenteil ermutigen soll.

Das Mitleid bleibt immer dasselbe Gefühl, ob man es für einen Menschen oder für eine Fliege empfindet. Der dem Mitleid zugängliche Mensch entzieht sich in beiden Fällen dem Egoismus und erweitert so die moralische Befriedigung seines Lebens. Deshalb soll der Mensch jede Äußerung von Mitleid, das er für irgend ein lebendes Wesen empfindet, ganz besonders wert halten; bei der geringsten Regung dieses Gefühls infolge des unbedeutendsten Umstandes muß er es wachsen lassen und nicht ersticken. Der Mensch, der die ganze moralische Bedeutung des Mitleids begreift, wird nicht vor der Befürchtung zurückschrecken, daß diese Äußerung ihn in den Augen anderer unleidlich machen könne. Was liegt ihm daran, wenn er eine in einer Falle gefangene Maus, anstatt sie zu töten, freiläßt, daß er dadurch Spott oder Mißbilligung hervorruft, wenn er nur weiß, daß er nicht nur ein Tier vom Tode errettet hat, dem sein Leben ebenso teuer ist als dem Menschen das seinige, sondern daß er dem Gefühl des Mitleids freien Lauf gelassen, daß er einen Schritt gegen jene höhere Ära der allgemeinen Liebe gethan hat, welche keine Grenzen kennt, ihn vom Tode befreit und ihn der Quelle des Lebens ähnlich macht.

Jeder Jäger aber handelt auf ganz entgegengesetzte Weise. Nicht nur einmal, aus Zufall, sondern immer erstickt er in sich das kostbare Gefühl der christlichen Liebe. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß unter den Jägern ein einziger zu finden ist, der nicht einmal wenigstens eine Spur von Mitleid für eines seiner Opfer empfunden hätte, dieses Gefühl aber stets zu überwältigen sucht, da er es für eine Schwachheit hält. Und so wird die kaum aufgeschossene Knospe des Mitleids zertreten, aus welcher das erhabenste und vollkommenste Gefühl, die Liebe, hätte aufschießen und erblühen können.

In diesem beständigen moralischen Selbstmord liegt das größte Übel der Jagd.

V.

Von welcher Seite wir auch die Jagd betrachten mögen, sie ist immer ein dummes, grausames und für das moralische Gefühl schädliches Thun. Man kann sich also nicht darüber wundern, daß die Jäger außer ihrer Schändlichkeit gegen die Tiere auch unter sich nicht weniger egoistische Gefühle äußern, als Hochmut, Eitelkeit, Lüge, Neid, Bosheit. Jeder Jäger, der seine Eindrücke während einer Jagd mit Aufrichtigkeit untersucht, muß das zugestehen.

Das berühmte Gemälde von Perow, „der Jäger", stellt vorzüglich eine der Arten dieser Beziehungen zwischen Jägern dar.

Während eines Frühstücks auf dem Rasen erzählt ein Mann von reiferem Alter eines seiner Jagdabenteuer mit sichtlicher Übertreibung. Sein junger Genosse scheint naiv genug zu sein, an die Wahrheit dieser Erzählung zu glauben, aber ein dritter Jagdgenosse kratzt sich das Genick mit einem Ausdruck von Mißtrauen, der jede Illusion von Achtung für den alten Lügner beseitigt.

Ein anderes Gemälde: Auf einer Hetzjagd wird ein Fuchs von den Hunden zwei Schritte von seiner Höhle gestellt. Ein Hund faßt ihn an der Kehle, der andere am Hinterbein, und so zerren sie ihn von beiden Seiten. Der Fuchs mit offenem Rachen erstickt vor Schmerz und Angst. Die Jäger kommen und äußern eine grausame Freude über diesen Anblick. Der eine läuft mit einem Knüppel in der Hand auf das Tier zu und will es totschlagen. Ein anderer, ein alter Mann, hält sein Pferd an und betrachtet mit wildem Blick das sterbende Opfer. Von allen Seiten kommen noch andere Jäger herbei.

Der Maler hat eine der gewöhnlichsten Episoden der Hetzjagd ohne Nebengedanken dargestellt, aber der Beschauer dieser widerlichen Scene, der nicht Jäger ist, fragt sich unwillkürlich, welche von den Teilnehmern dieser Scene bestialischer seien, die aufgeregten, wütenden Hunde oder die Herren, die sie aufgereizt haben.

Ein anderes Bild von einem englischen Maler, „eine stille Herbstnacht", wirkt besonders ergreifend von dem Standpunkt aus, der uns hier beschäftigt. Am steilen Rande eines malerischen Sees, welcher vom Mond beleuchtet wird, liegt ein großer, verwundeter Hirsch, dessen Spur die Jäger verloren haben. Er ist im Sterben. Vor ihm steht die Hirschkuh, welche den Kopf gegen den Himmel er-

hebt, Thränen vergießt und verzweifelte Klagen ausstößt. Ihr Gesicht drückt einen solchen Kummer, ein solches Leiden aus, daß es unmöglich ist, die Entrüstung zu unterdrücken bei dem Gedanken an diese Menschen, welche diese blutige und nutzlose Missethat verübt haben und sich jetzt an einem heiteren Kaminfeuer in bequemen Lehnstühlen trinkend und rauchend über ihre Heldenthaten auf der Jagd unterhalten.

Wenn man auf einem Gemälde die ganze Summe von Leiden und Verzweiflung wiedergeben könnte, die ein einziger Jäger während seines Lebens den von ihm verfolgten verwundeten und getöteten Tieren verursacht hat, so würde er wahrscheinlich, so hart auch sein Herz sein möge, sich seiner Thaten schämen.

Ich glaube, es ist überflüssig, den verderblichen Einfluß der Jagd auf die Jugend zu erweisen. Wenn das Kind oder der Jüngling den Ernst sieht, mit welchem Erwachsene sich einem so nichtigen Vergnügen, wie die Jagd, hingeben, und die Bedächtigkeit und Feierlichkeit, mit der sie ihre Vorbereitungen treffen, sowie das laute Vergnügen, mit dem diese Menschen, die sich selbst achten, wehrlosen Wesen Leiden zufügen, so darf man schwerlich von diesem Kind oder diesem Jüngling das richtige Verständnis verlangen für Gut und Böse, für Wichtiges und Nichtiges, für das, was Achtung verdient und nachahmungswert ist, und für das, was verdammungswert und verächtlich ist. Man muß in der That erschrecken über die Umstände, unter denen unsere Jugend sich entwickelt, über die Atmosphäre von gutgeheißenem Bösen, von erlaubtem Laster, welche die jungen Leute in dem Augenblick einatmen, wo ihre moralische Entwicklung der reinen Luft und der Wahrheit am meisten bedürftig ist.

Man glaubt, die Jagd gebe den jungen Leuten, welche an die Alltagsarbeit gebunden sind, den Vorteil der Atmung und Bewegung in freier Luft. Das ist der letzte und schwächste Rechtfertigungsversuch. Die nützlichste, edelste und friedlichste Beschäftigung, diejenige, welche diesen Zweck sehr wohl erfüllt, ist die Feldarbeit in ihren zahlreichen und verschiedenen Anwendungen: Das Pflügen, die Aussaat, die Heuernte, die Getreideernte, das Fällen der Bäume, das Brettersägen, Gartenarbeiten, Tierzucht und so weiter. Man kann kein Ende finden bei der Aufzählung der verschiedenen Beschäftigungen, welche nicht weniger physische Anstrengung erfordern

und die Geschicklichkeit üben als alle möglichen Arten von Sport. Bei diesen Beschäftigungen ist die Berührung mit der Natur eine beständige und der Mensch gewöhnt sich, die Tiere zu erziehen, um ihm bei einer nützlichen, vernünftigen Arbeit zu helfen und nicht um sie zum Gegenstände eines ungesunden Jagdvergnügens zu machen.

———

Nachdem ich über das grausame Vergnügen der Jagd gesagt habe, was mir auf dem Herzen lag, muß ich gestehen, daß ich von seiten der Jäger nichts anderes als Spott erwarte. Aber nicht an die erwachsenen Männer wende ich mich, sondern hauptsächlich an die jungen Leute, deren Gewissen noch nicht verstummt und noch fähig ist, zu wachsen, an die jungen Leute, welche Mut genug besitzen, die ihnen anerzogenen Ansichten zu verurteilen und wenn nötig abzuändern, selbst wenn daraus die Notwendigkeit hervorgehen würde, eine beliebte Unterhaltung aufzugeben.

DAS GLÜCK

[Buchauszug, 1883/84[5]]

I.

Christus hat uns die Wahrheit geoffenbart. Wenn die Wahrheit in der Theorie besteht, so muß sie auch praktisch bestehen. Wenn das Leben in Gott ein glückliches und wahres ist, so muß es auch auf das wirkliche Leben angewendet werden. Denn entweder muß das wirkliche Leben sich der Lehre Christi anpassen können, oder die Lehre Christi ist falsch.

Christus ruft uns aus der Finsternis zum Licht und nicht vom Licht in die Finsternis. Er erbarmt sich der Menschen wie eines verlorenen Lammes und verspricht ihnen einen guten Hirten und fette Weiden, um sie anzuziehen. Außerdem benachrichtigt er seine Jünger, daß sie für seine Lehre zu leiden haben werden und fordert sie auf, unerschütterlich zu bleiben. Aber er sagt nicht, daß sie mehr leiden werden, wenn sie ihm nachfolgen, als wenn sie der Welt nachfolgen. Er sagt, daß die Moral der Menschen unglücklich macht, daß seine Jünger aber das Glück finden werden.

Es ist sicher, daß dies die Lehre Christi ist. Die Klarheit seiner Worte, der allgemeine Sinn seiner Lehre, sein Leben und das seiner Jünger sind Beweise dafür.

Man begreift, daß die Nachfolger Christi glücklicher sind als die Menschen, welche nach dem Sinn der Welt leben: Die ersten thun Gutes und fordern nicht den Haß heraus, nur von seiten der Bösesten sind sie den Feindseligkeiten ausgesetzt. Die Leute der Welt dagegen haben als Lebensgesetz das Gesetz des Kampfes und verzehren einander. Andererseits sind die menschlichen Prüfungen für alle dieselben, aber während die Anhänger Christi sie mit Ruhe ertragen und für notwendig halten, lehnen sich die Anhänger der Welt aus allen Kräften dagegen auf und wissen nicht, warum sie leiden.

---

[5] [Es handelt sich um Auszüge aus dem X. Kapitel von Tolstois Werk ‚Worin besteht mein Glaube' (abgeschlossen 1883/84). – Zum Textvergleich siehe in unserer Reihe Band TFb_A006 | Leo N. TOLSTOI: *Worin besteht mein Glaube*? Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023, S. 157-182 und 356-382.]

Jeder erinnere sich an die peinlichen Augenblicke seines Lebens, an seine physischen und moralischen Leiden und frage sich, im Namen welchen Prinzips er so viele Übel ertragen hat: Im Geist Christi oder in dem der Welt? Wenn ein aufrichtiger Mensch den Verlauf seines Daseins überblickt, so wird er sehen, daß er niemals gelitten hat, wenn er die Lehre Christi befolgte, und daß die meisten Leiden seines Lebens davon Herkommen, daß er im Widerspruch mit seinem Gewissen die Moral der Welt befolgt hat.

In meinem Leben, das vom Standpunkt der Welt aus ein glückliches ist, würde die Summe der Leiden, die ich für die Welt erduldet habe, genügen, um einen Märtyrer für Christus aus mir zu machen. Alle Laster, die mein Leben befleckt haben, von der Trunkenheit und Ausschweifung meiner Studienjahre, bis zu den Duellen, Krankheiten, Widerwärtigkeiten und peinlichen Lagen, in denen ich kämpfte – alles das ist ein Martyrium, das ich auf dem Altar der Welt zum Opfer brachte.

Und ich spreche nur von meinem persönlichen Leben, das nach dem Urteil der Welt ein ungewöhnlich glückliches ist. Und wie viele Opfer der Welt giebt es, deren Leiden ich mir nicht einmal vorstellen kann!

Wir sind überzeugt, daß die Fälle von Mißgeschick, deren Ursache wir sind, zu dem normalen Zustand des Lebens gehören. Daher können wir auch nicht begreifen, daß Christus uns befiehlt, uns vom Übel zu befreien und glücklich zu leben.

II.

Indem Ihr durch eine Menge geht, besonders in unseren Städten, und diese müden, furchtsamen, entstellten Gesichter seht, dann erinnert Euch an Euer Leben und an das der Menschen, die Ihr genau gekannt habt, erinnert Euch der Fälle von gewaltsamem Tod, von Selbstmord, von denen Ihr gehört habt, und fragt Euch selbst nach den Ursachen dieser Todesfälle, dieser Leiden und Verzweiflung. Dann werdet Ihr sehen, so seltsam es auch erscheinen mag, daß die Ursache von neun Zehnteln aller menschlichen Leiden das gegenwärtige Leben der Welt ist, und daß diese Leiden überflüssig sind,

daß sie zu verhüten wären und daß die Mehrzahl der Menschen Märtyrer der weltlichen Ideen sind.

Vor kurzem fuhr ich an einem regnerischen Herbstsonntag im Pferdebahnwagen über den Markt, bei dem Sucharewturm. Auf eine Strecke von einem halben Kilometer drang der Wagen durch eine dichte Masse, die sich sogleich hinter uns wieder schloß. Vom Morgen bis zum Abend drängen sich diese Tausende von meist hungrigen und zerlumpten Menschen im Straßenschmutz, streiten sich, täuschen und hassen einander. Das ist's, was auf allen Märkten Moskaus und anderer Städte vorkommt. Diese Menschen werden ihre Abende in den Schenken zubringen und in der Nacht werden sie ihre Ecken und Schlupfwinkel aufsuchen. Der Sonntag ist ihr bester Tag, am Montag beginnt wieder ihr elendes Dasein.

Wenn man über das Dasein dieser Menschen nachdenkt, sowie über die Lage, die sie aufgegeben und die, welche sie erwählt haben, wenn man sieht, welcher mühsamen Arbeit sie sich hingeben, so muß man einsehen. daß das Märtyrer sind!

Alle haben ihre Felder, ihre Häuser, ihre Väter und Brüder, oft auch Frau und Kinder verlassen, sie haben allem entsagt und sind zur Stadt gekommen, um zu erwerben, was die Welt für notwendig hält. Leute aller Art sind da, vom Fabrikarbeiter, dem Kutscher, der Näherin, der Prostituierten bis zum reichgewordenen Kaufmann, Beamten und den Frauen derselben – ohne von den Zehntausenden von Unglücklichen zu sprechen, welche alles verloren haben und von Speiseresten und Branntwein in den Nachtasylen leben.

Wenn man sich durch diese Menschenmassen drängt, vom Armen bis zum Reichen, und jemand sucht, der zufrieden ist und zu besitzen glaubt, was die Welt für notwendig hält, so wird man nicht einen unter Tausenden finden. Alle strengen sich an, zu erwerben, was die Welt verlangt und dessen Mangel sie als Unglück ansieht. Aber wenn sie erlangt haben, nach was sie so gierig strebten, so zeigt die Welt ihnen etwas noch Notwendigeres und die Sisyphusarbeit dauert ewig. Wenn man die soziale Leiter betrachtet von dem Menschen, der dreihundert Rubel ausgiebt, bis zu dem, der fünfzigtausend ausgiebt, so findet man keinen, der nicht mit Eifer daran arbeitet, vierhundert Rubel zu erwerben, wenn er dreihundert hat, oder fünfhundert, wenn er vierhundert hat und so weiter, und man findet nicht einen, der fünfhundert Rubel hat und zu der Stellung des-

jenigen, der vierhundert hat, herabsteigen möchte. Und wenn der Mensch sich freiwillig auf vierhundert beschränkt, so thut er das nur zu dem Zweck, um desto mehr anzuhäufen.

Heute besitzt dieser Mensch eine Kleidung nach der Mode, morgen will er eine Uhr und eine Kette haben, übermorgen eine Wohnung mit Diwanen und Kronleuchtern, Teppichen für den Salon, Sammetvorhänge, dann ein Haus, Pferde, Gemälde. Das Ende dieser außerordentlichen Anstrengungen ist, daß er krank wird und stirbt. Ein anderer setzt sein Werk fort und opfert sein Leben demselben Moloch.

Er stirbt ebenso, ohne zu erfahren, warum er sich so angestrengt hat.

Aber vielleicht ist dieses Leben in sich selbst glücklich? Wir wollen vergleichen, was die Menschen unter Glück verstehen, und wir werden sehen, daß dieses Leben entsetzlich unglücklich ist.

III.

Welches sind in Wirklichkeit die ersten Vorbedingungen des Glücks, welche niemand zu bestreiten wagt?

Eine der ersten Vorbedingungen nach der Ansicht aller ist die Festigkeit des Bandes, das den Menschen mit der Natur verbindet, das heißt mit dem Sonnenlicht, mit der freien Luft, den Feldern, Pflanzen, Tieren; überall und immer haben die Menschen es als ein Unglück angesehen, dieser Wohlthaten beraubt zu sein. Das ist es, was der Gefangene am schwersten empfindet. Seht jetzt das Dasein der Menschen an, welche nach dem Kodex der Welt leben! Je höher ihre Stellung in der Welt ist, desto mehr fehlt ihnen diese Vorbedingung des Glücks und desto weniger genießen sie das Sonnenlicht, die Felder und Wälder mit den wilden oder Haustieren. Die Mehrzahl von ihnen – fast alle Frauen – altern, ohne mehr als ein- oder zweimal in ihrem Leben die Landschaften, die Wälder, anders gesehen zu haben als durch das Fenster eines Eisenbahnwagens oder eines anderen Wagens, ohne jemals eine Pflanze ausgesät, eine Kuh, ein Pferd oder ein Huhn aufgezogen zu haben, sogar ohne zu wissen, wie die Tiere wachsen und leben. Sie kennen nicht die Gewebe,

die Steine, die Hölzer, welche von der Hand der Menschen bearbeitet werden, und wenn sie sie sehen, so ist es nicht beim Sonnenlicht, sondern bei künstlichem Licht. Sie hören nur das Geräusch der Maschinen, der Wagen, der Kanonen, die künstlichen Töne der Musikinstrumente, sie atmen die abscheulichen Dünste des Alkohol und des Tabakrauchs, sie fühlen nur die Gewebe und Hölzer unter ihren Händen oder unter ihren Füßen, sie essen wegen ihres geschwächten Magens nur Speisen, welche alt geworden und stinkend sind. Ihre Reisen bringen ihnen keine Befreiung. Sie lassen sich in geschlossenen Kasten fortfahren, und überall, wohin sie gehen, auf dem Lande oder im Ausland, fühlen sie dasselbe Holz, denselben Stein unter ihren Füßen, dieselben Vorhänge verbergen ihnen das Tageslicht, dieselben Diener, Kutscher und Portiers unterbrechen ihren Verkehr mit den Feldern, Pflanzen und Tieren. Überall, wohin sie kommen, sind sie dieses Naturgenusses beraubt, ganz wie die Gefangenen. Ebenso wie diese sich mit dem Anblick des Gefängnishofes und des auf diesem wachsenden Grases trösten oder mit dem hastigen Vorübergehen einer Spinne oder einer kleinen Maus, ebenso trösten sich diese Menschen mit dem Genuß kränklicher Treibhauspflanzen, mit dem Anblick eines kleinen Hundes, eines Papageis, eines Affen, welche aber durch Leute, die ein Gewerbe daraus machen, aufgezogen wurden.

Eine andere Vorbedingung des Glücks ist die Arbeit, die sympathische und freie Arbeit, dann auch die physische Arbeit, welche tiefen, stärkenden Schlaf verleiht. Aber im Weltleben ist die Lage eines Menschen, je mehr sie beneidenswert ist, desto mehr dieser zweiten Vorbedingung des Glücks entfremdet. Alle Glücklichen dieser Welt – die Beamten und die Reichen – sind aller physischen Arbeit wie die Gefangenen beraubt. Sie kämpfen aber vergeblich gegen die Krankheiten, welche durch diese Entbehrung entstehen und gegen den Feind, der sie zernagt. Ich sage, ihr Kampf sei vergeblich, denn die Arbeit ist nur dann gesund, wenn sie notwendig ist und wenn es ihnen an nichts fehlt, in anderen Fällen verrichten die Menschen der Welt eine Arbeit, die ihnen verhaßt ist, wie die Bankiers, die Staatsanwälte und andere. Ich sage verhaßt, weil ich niemals unter ihnen einen Menschen gefunden habe, der an seiner Arbeit ein gleiches Vergnügen gefunden hätte, wie der Portier, der den Schnee von seiner Hausthüre fegt. Alle diese Glücklichen, welche entweder der

Arbeit beraubt oder an eine Arbeit gebunden sind, die sie verabscheuen, befinden sich genau in der Lage der Sträflinge.

Die Familie ist die dritte notwendige Vorbedingung des Glückes. Ich wiederhole es, je mehr der Mensch in der Welt hoch steht, desto weniger kennt er dieses Glück. Die meisten Menschen der Welt sind Erwachsene, welche mit Bewußtsein die Freuden des häuslichen Herdes von sich stoßen. Selbst ihre Kinder sind ihnen zur Last. Sie verzichten auf die Freude, mit ihnen zu leben, denn nach ihren Grundsätzen müssen sie die Kinder anderen Fremden, anvertrauen, welche aus anderen Ländern gekommen sind, und dann Lehrern, so daß die Familie für sie eine Quelle von Verlegenheit und Unglück wird. Die Kinder aber sind von Jugend auf ebenso unglücklich, als ihre Väter und hegen für diese kein anderes Gefühl, als den Wunsch, möglichst bald in den Besitz der Erbschaft zu gelangen.

Man muß sich darüber wundern, daß die Eltern sich durch folgende Ausrede zu rechtfertigen suchen: „Ich bedarf gar nichts! Das Leben ist mir zur Last, aber ich lebe und arbeite für meine Kinder." Das heißt: „Ich weiß aus Erfahrung, daß unser Leben unglücklich ist, deshalb erziehe ich meine Kinder so, daß sie ebenso unglücklich sind wie ich. Aus Liebe zu ihnen bringe ich sie in eine Stadt, voll von physischen und moralischen Ansteckungsstoffen, übergebe sie den Händen Fremder, welche sich mit der Erziehung nur des Erwerbs wegen beschäftigen, und überlasse meine Kinder mit Bewußtsein der Fäulnis in physischer, moralischer und geistiger Beziehung."

Die vierte Vorbedingung des Glückes liegt im freien und wohlwollenden Verkehr mit allen Menschen. Aber auch dieser wichtigen Vorbedingung des Glückes sind die Männer der Welt beraubt. Je höher man steigt, desto enger ist der Kreis der Beziehungen, während für den Bauern und seine Frau die ganze Menschheit zugänglich ist. Wenn auch eine Million nicht bis zu ihnen herabsteigen will, so bleiben doch noch achtzig Millionen, Arbeiter wie sie, von Archangel bis Astrachan, mit welchen sie sich durch enge, brüderliche Bande vereinigt fühlen, ohne Besuch oder Vorstellung.

Für einen Beamten und seine Frau dagegen giebt es Hunderte von Gleichstehenden, aber die Höherstehenden schließen sie aus ihrem Kreis aus und die Niedrigerstehenden sind gleichfalls von ihnen getrennt; für den Minister, den Millionär und ihre Familien ist die Umgebung auf ein Dutzend ebenso hochgestellter, ebenso

reicher Personen beschränkt. Ist das nicht ein Gefängnisleben, unter Wache von zwei oder drei Wächtern?

Eine fünfte Vorbedingung des Glücks endlich ist die Gesundheit und ein leichter Tod ohne Leiden. Auch in dieser Beziehung finden wir das Glück nicht in den höheren Sphären der Welt.

Nehmen wir einen Menschen von mittlerem Vermögen und seine Frau einerseits, und einen Bauern und seine Frau gleichfalls von mittlerer Stellung und vergleichen wir ihre Lebenswege, so sehen wir trotz der Entbehrungen und der harten Arbeit, welche der Bauer zu ertragen hat, daß die Männer und die Frauen sich um so besser befinden, je tiefer sie auf der sozialen Leiter stehen, und daß sie um so mehr von Krankheiten gequält werden, je höher sie stehen. Unter ihnen ist ein gesunder Mann, der nicht an die periodische Sommerkur gebunden ist, eine ebenso große Ausnahme wie ein Kranker in der Arbeiterwelt. Alle diese Glücklichen ohne Ausnahme haben mit einer frühzeitigen Verdorbenheit begonnen, welche in ihrem Dasein ein notwendiger Zustand geworden ist. Alle sind kahlköpfig und haben keine Zähne mehr, in einem Alter, wo der Bauer noch in seiner ganzen Kraft steht. Alle leiden an Krankheiten der Nerven, des Magens und anderer Organe infolge von Ausschweifung, Trunkenheit und Arzneibehandlung. Die, welche nicht jung sterben, bringen die Hälfte ihres Lebens damit zu, sich Morphium einzuspritzen, sie werden klägliche Krüppel, unfähig zu genießen und leben als Parasiten, wie diese Ameisen, welche sich von ihren Sklaven ernähren lassen. Und dann betrachte man, wie sie sterben. Der eine erschießt sich, der andere erliegt einer unheilbaren Krankheit, einer nach dem anderen fallen sie als Opfer des gegenwärtigen Weltlebens, und Massen von Menschen folgen ihnen, und wie die Märtyrer, so suchen auch diese Menschen Leiden und Vernichtung!

Ganze Existenzen werfen sich unter den Wagen des Götzen, der Wagen geht über sie weg, erdrückt sie und neue Opfer fallen unter seine Räder mit Flüchen auf den Lippen!

IV.

Man behauptet, daß die Lehre Christi schwer zu begreifen sei, wenn er sagt: „Wer mir nachfolgen will, muß sein Land, sein Haus, seine Brüder und Schwestern verlassen und zu mir kommen, der ich Gott bin, und er wird hundertmal mehr von mir bekommen als er verliert." Wenn aber die Welt schreit: „Verlasse Dein Haus, Deine Felder, Deine Brüder auf dem Lande, um in die ungesunde Stadt zu kommen," so findet das niemand schwer ausführbar, die Familien selbst raten ihren Kindern dazu.

Wenn der Zweck der Welt leicht, angenehm und gefahrlos zu erreichen wäre, könnte man glauben, daß der Zweck Christi schwer und abschreckend wäre. In Wirklichkeit aber ist die Moral der Welt schwerer zu befolgen als die Christi. Ehemals gab es Märtyrer für die Lehre Christi, wie man sagt. Das ist eine Ausnahme. Im Verlauf von achtzehnhundert Jahren zählt man dreihundertachtzigtausend freiwillige und unfreiwillige Märtyrer für Christus. Nun aber zähle man die Märtyrer für die Welt. Man wird sehen, daß auf einen Märtyrer für Christus zehn Märtyrer für die Welt kommen, deren Leiden hundertmal grausamer waren. Schon die Zahl der Menschen, welche während der Kriege unseres Jahrhunderts getötet wurden, erreicht dreißig Millionen.

Das sind aber alles Märtyrer für die Welt, denn wenn die Menschheit die Lehre Christi befolgen würde, so würden die Menschen einander nicht gegenseitig töten. Wenn der Mensch nicht mehr an die Idee der Welt glaubt, welche die Federn, die Uhrketten und den unnötigen Salon verlangt, wenn er sich von der Notwendigkeit überzeugt haben wird, die Dummheiten zu vermeiden, welche die Welt verlangt, so wird er nicht mehr leiden, noch beständig sorgen und Arbeit ohne Lohn und ohne Zweck kennen. Er wird sich nicht mehr der Natur und der Arbeit, die ihm sympathisch ist, noch seiner Familie, noch seiner Gesundheit berauben, er wird nicht mehr einen erniedrigenden oder schmerzhaften Tod erleiden.

Christus verlangt nicht, daß man ein Märtyrer sei, er lehrt uns im Gegenteil, uns nicht für falsche Ideen zu quälen.

Die Lehre Christi hat einen tiefen, metaphysischen Sinn. Dieser Sinn ist universal und umfaßt die ganze Menschheit, aber er ist auch klar, einfach und praktisch und dem Leben jedes Menschen ange-

paßt. Man kann ihn auf folgende Art bezeichnen: Christus lehrt die Menschen, keine Dummheiten mehr zu begehen. Das ist der einfachste und zutreffendste Ausdruck seiner Lehre.

Christus sagt: „Du sollst nicht zürnen, Du sollst Dich über niemand erheben, das ist dumm. Wenn Du in Zorn gerätst, wenn Du Deinen Bruder beleidigst, so wirst Du dafür leiden." Ferner sagt er: „Vergilt nicht Böses mit Bösem, denn das Böse, das Du thust, wird Dir hundertfach zugefügt werden." Und endlich: „Du sollst die Menschen eines anderen Landes und einer anderen Sprache, als die Deinige, nicht als Fremde behandeln. Wenn Du sie als Fremde betrachtest, so wirst Du dieselben Gefühle gegen Dich erwecken, und das ist um so schlimmer für Dich, also vermeide alle diese Dummheiten und Du wirst Dich wohl befinden."

„Ja," wird man antworten, „aber es ist unmöglich, der Gesellschaft zu widerstehen. Wenn der Mensch nicht das Notwendige erwirbt, was die Welt verlangt, so muß er mit seiner Familie untergehen." So sprechen die Menschen, aber das ist nicht der Grund ihres Gedankens. Im Grunde glauben sie nicht an das, was sie sagen, sie glauben an die Moral der Welt. Sie fürchten die Lehre Christi unter dem Vorwand, daß sie Leiden auferlege. Wir sehen die unzählbaren Übel, welche die Menschen im Namen der Moral der Welt ertragen, aber wir sehen zu unserer Zeit nicht die Leiden, welche im Namen der Moral Christi ertragen worden sind. Dreißig Millionen Menschen sind im Kriege untergegangen, Tausende, Millionen sind in dem Leben voll Schmerzen untergegangen, welche das gesellschaftliche Leben auferlegt, aber ich kann nicht Millionen, nicht Tausende oder auch nur einen einzigen Menschen anführen, der gestorben wäre oder ein schweres Leben geführt hätte, indem er der Lehre Christi folgte. Diese Lehre ist uns also unbekannt, wir haben sie niemals ernsthaft aufgenommen und wir haben uns sagen lassen, es sei unmöglich, die Lehre Christi zur Richtschnur seines Lebens zu nehmen.

Christus aber beruft die Menschen an eine Wasserquelle, welche sich ganz nahe bei ihnen befindet, sie leiden Durst und essen Schmutz, sie trinken das Blut von ihresgleichen, denn ihre Lehrer haben ihnen gesagt, sie werden untergehen, wenn sie an die Quelle gehen, an die sie Christus ruft. Die Menschen sterben vor Durst, zwei Schritte von dem lebenden Quell und wagen nicht, sich ihm zu

nähern. Aber alle brauchen nur an Christus zu glauben und an die Quelle zu gehen, die wir mühselig und beladen sind, so würde die Arglist unserer Lehrer offenbar werden und wir würden die Geringfügigkeit unserer Leiden einsehen und wissen, wie nahe unser Heil ist. So würde der schreckliche Trug verschwinden, unter welchem die Welt sich abmüht.

V.

Von Generation zu Generation suchen wir in harter Arbeit uns die Mittel der Gewalt zu sichern. Das Glück ist nach unserer Meinung Besitz der Reichtümer und der Macht. Diese Auffassung des Glücks ist uns so geläufig, daß das Wort Christi, nach welchem das Glück weder in der Macht, noch im Reichtum liegt, uns erscheint wie das jetzige Opfer, um die zukünftige Glückseligkeit zu erkaufen.

Aber Christus verlangt von uns kein Opfer, er sagt uns vielmehr, wir sollen vermeiden, was uns schädlich sei, und arbeiten an einem für unser irdisches Dasein nützlichen Zweck; aus Liebe für die Menschen befiehlt uns Christus nichts gewaltsam zu nehmen, nicht nach dem Gute anderer lüstern zu sein, jeden Streit zwischen Brüdern zu vermeiden, und er bestätigt diese Lehre durch das Beispiel seines eigenen Lebens.

Er sagt uns zwar, sein Anhänger müsse jeden Augenblick bereit sein, eines gewaltsamen Todes aus Hunger oder Kälte zu sterben, er dürfe keinen Augenblick seines Daseins sicher sein, aber das ist nur eine Erwähnung der materiellen Unglücksfälle, denen das Dasein jedes Menschen ausgesetzt ist, nicht aber ein Verlangen von Opfern.

Ein Anhänger Christi muß immer bereit sein, Schmerz und Tod zu erleiden. Aber ist ein Mensch, der nach der Moral der Welt lebt, nicht in derselben Lage? Wir sind so sehr in unseren Irrtum versunken, daß wir glauben, alles, was für die Erhaltung unseres Lebens geschaffen wurde, Heere, Festungen, Vorräte, Kleidungsstücke, Arzeneimittel und so weiter sei wirklich imstande, unser Dasein zu sichern.

Wir vergessen die Geschichte des Reichen, der Speicher baute, um Vorräte für lange Zeit aufzuhäufen, und in derselben Nacht

starb. Alle unsere Anstrengungen, unser Leben zu erhalten, sind nichts anderes, als was der Strauß thut, wenn er den Kopf unter die Flügel steckt, und dadurch nichts erreicht, als daß er nicht sieht, wenn man kommt, um ihn zu töten. Wir sind noch einfältiger als der Strauß. Um auf fragliche Weise in der ungewissen Zukunft unser ungewisses Leben zu sichern, vernichten wir unser gewisses Leben in der gewissen Gegenwart.

Unser Irrtum besteht darin, daß wir glauben, unser Leben könne geschützt werden durch den Kampf unter den Menschen, aber wir sind so sehr gewöhnt an die angebliche Erhaltung unseres Lebens und Eigentums, daß wir nicht mehr bemerken, was wir dabei verlieren. Diese Sorge raubt uns die Zeit zum Leben, wir vergessen, daß dies Leben nicht gesichert werden kann und niemals sicher ist.

Ja, unsere Thorheit geht noch weiter. Nicht nur opfern wir unser Dasein einem Trugbild, sondern wir verlieren noch eben das, was wir erhalten wollen. Die Franzosen bewaffneten sich 1870, um ihr Leben zu schützen und Hunderttausende haben dadurch den Untergang gefunden. Ebenso ist es mit allen Völkern, welche sich zum Krieg bewaffnen.

Ein Reicher will sein Leben durch Geld schützen, und gerade dieses Geld lockt den Räuber an, der ihn tötet! Ein Mensch fürchtet die Krankheit und will sein Leben durch Arzeneimittel schützen, aber eben diese töten ihn oder rauben ihm den Genuß des Lebens, wie jenem Kranken, der fünfunddreißig Jahre seines Daseins am Rande des Teiches Bethesda auf den Engel wartete.

Die Lehre Christi sagt uns, daß das Leben ungewiß ist, daß man in jedem Augenblick zum Tode bereit sein muß. Diese Lehre ist besser als diejenige, welche die ewige Sorge um die Mittel, das Dasein zu sichern, verlangt, denn während in beiden Fällen der Tod unausbleiblich ist und das Leben immer ungewiß bleibt, wird wenigstens das christliche Leben nicht durch eine chimärische Sorge verzehrt. Befreit von dieser Sorge können wir einen vernünftigen Zweck verfolgen: unser Wohl und das der andern.

Der Jünger Christi wird zwar arm sein, aber er wird alle direkten Wohlthaten Gottes durch die Natur genießen, sein Leben wird nicht aufgeopfert.

Wir haben das Glück durch einen Namen bezeichnet, der nach der Meinung der Welt Unglück bedeutet: Durch den der Armut. Der

Jünger Christi wird arm sein, das heißt er wird auf dem Lande leben und nicht in der Stadt. Anstatt sich im Hause einzuschließen, wird er im Feld oder Wald arbeiten, er wird die Sonne, die Erde, den Himmel, die Tiere sehen, ohne künstliche Mittel zur Anregung des Appetits wird er dreimal täglich Hunger haben, er wird schlafen, anstatt sich schlaflos auf einem weichen Pfühl zu wälzen. Er wird Kinder haben und mit ihnen leben, er wird mit allen Menschen frei verkehren, und was das Kostbarste ist, er wird nur thun, was er will und um die Zukunft nicht sorgen. Wie alle Menschen, wird auch er krank werden, leiden und sterben, aber in seinem Dasein wird die Summe des Glücks größer sein.

VI.

Die Arbeit, und nicht der Müßiggang, macht das Glück aus. Ein Mensch kann die Arbeit nicht entbehren, das ist gegen seine Natur, ebenso ist es mit jedem Tier, Pferd oder Ameise. Man muß den barbarischen Aberglauben abwerfen, nur denjenigen Menschen für glücklich zu halten, der von seinen Renten lebt.

In unsere Meinung über die Arbeit muß man das Bild der Gerechten einführen, wie es Christus predigte, indem er sagte: „Der allein ist würdig seiner Nahrung, der arbeitet." Er läßt nicht zu, daß ein Mensch müßig bleibt oder die Arbeit als einen Fluch ansieht, er sagt uns: „Wenn ein Mensch die Arbeit eines anderen Menschen ausbeutet, so muß der erste den zweiten ernähren, darum hat der Arbeiter immer einen gewissen Lebensunterhalt." Der Unterschied zwischen der Moral Christi und der der Welt besteht darin, daß nach der letzteren die Arbeit der Wert eines Individuums ist, ein Wert, den es vergleicht und umtauscht gegen andere Werte, welche um so größer sind, je größer seine Arbeit ist. Nach Christus ist die Arbeit ein unerläßlicher Zustand des Lebens, und die Nahrung ist die notwendige Belohnung. Die Arbeit bringt die Nahrung hervor und die Nahrung erfordert die Arbeit.

Nach der Lehre Christi wird jeder Mensch um so glücklicher sein, je besser er die Bestimmung der Menschheit begreift, das eigene Leben dem Glück der anderen zu weihen. „Ein solcher

Mensch," sagt Christus, „ist seines Lohnes würdig, es wird ihm nichts fehlen." Christus zeigt uns, daß man seinen Lebensunterhalt sichert, indem man den Menschen nützlich und notwendig wird.

Der Einwand, Christi Gebote seien nicht ausführbar, der Mensch sei verpflichtet, einige Güter für sich und seine Familie zu erwerben, und das wäre ihm unmöglich, wenn er die christliche Lehre befolgen würde – dieser Einwand kann nur durch gedankenlose und verworfene Menschen gemacht werden.

Die Arbeit ist also ein notwendiger Zustand des menschlichen Lebens, durch sie erreicht man das Glück. Es ist ungerecht, den anderen Menschen den Ertrag ihrer Arbeit zu entziehen, im Gegenteil, jeder muß seinen Arbeitsertrag für das gemeinsame Wohl herbeibringen. Wenn die Menschen sich untereinander die Nahrung streitig machen, so werden alle verhungern; wenn andererseits die einen durch Gewalthtat andere schädigen, so wird eine große Zahl verhungern, und das ist es, was heute stattfindet.

Jeder Mensch lebt durch die gemeinsame menschliche Arbeit. Andere Menschen haben ihn ernährt und aufgezogen und ihn vor Gefahren behütet, noch andere behüten und ernähren ihn noch zu dieser Stunde. Jedes Individuum wird so durch andere behütet, aufgezogen und ernährt, aber damit alle fortfahren, diesen einen Menschen zu behüten und zu erhalten, ist es notwendig, daß dieser seinerseits nützlich und dienstfertig werde. Die Menschen, selbst die bösen, werden denjenigen, der für sie arbeitet, gern aufnehmen, gern behüten und ernähren.

Der Leser hat zu entscheiden, welches das wahre, das glücklichere Leben ist, das der Welt, oder das nach Christus.

GLAUBENSBEKENNTNIS
Brief an einen Freund
[August 1882[6]]

Mein lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen, „mein lieber" Freund nicht, weil es so Gebrauch ist, sondern weil Sie mir sehr sympathisch geworden sind, seitdem ich Ihren ersten und besonders Ihren zweiten Brief erhalten habe und weil ich Sie aufrichtig liebe. In meinem Gefühl für Sie liegt viel Egoismus. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich isoliert bin, in welchem Grad mein wahres Ich von allen denen, die mich umgeben, verachtet wird. Ich weiß, daß das Himmelreich denjenigen vorbehalten ist, welche leiden, ich weiß, daß es nur in Kleinigkeiten dem Menschen vergönnt ist, die Früchte seiner Arbeit zu genießen oder wenigstens ihr Resultat zu sehen. Aber von den Werken der göttlichen Wahrheit, welche ewig ist, kann der Mensch auch nicht die Folgen wahrnehmen, besonders in der kurzen Periode seines Lebens. Das alles weiß ich und dennoch verzweifle ich oft, und darum ist unsere Begegnung und meine Überzeugung, in Ihnen den Mann zu finden, der aufrichtig, auf demselben Weg, nach demselben Ziel zuschreitet wie ich, für mich eine große Freude.

Und nun werde ich in geordneter Reihenfolge fortfahren.

Ihre Briefe an M. haben mir sehr gefallen, besonders der letzte. Ihre Argumente sind unwiderleglich, aber leider existieren sie nicht für ihn, denn ich kenne seine Ansichten seit langer Zeit. Alles, was er gesagt hat, sieht man im Leben, in den Büchern, und es ist immer dasselbe.

Sie sagen: „Dies ist die Wahrheit, und dies ist Trug und aus diesem und jenem Grunde. Dies ist das Heil, und dies ist das Übel aus diesem und diesem Grund." Und Ihre Mitmenschen wissen wohl,

---

[6] [Es handelt sich um einen Brief Tolstois vom August 1882 an den Publizisten Michail Alexandrowitsch Engelgardt | Engelhardt (1861-1905); vgl. in unserem Band TFb_B011 | Leo N. TOLSTOI: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023, S. 33-35.]

daß Sie in der Wahrheit sind, noch ehe Sie es gesagt haben. Aber sie wollen es nicht eingestehen, sie leben in der Lüge, das heißt im Trug. Jeder Mensch, welcher ein Herz hat, welcher das Gute liebt und das Böse haßt, und dessen Begriffsvermögen nur den Zweck hat, den Trug von der Wahrheit zu unterscheiden, jeder Mensch muß die Augen vor der Wahrheit schließen, wenn er im Trug und im Bösen leben will, und um diesen Abfall zu verbergen, beruft er sich auf die historischen Gesetze, die objektiven Standpunkte und die Sorge um das Glück seiner Mitmenschen.

So handeln alle Theologen, alle Staatsmänner, alle Nationalökonomen, so handeln auch alle diejenigen, welche ein Leben führen, das dem Heil und der Wahrheit widerspricht, und welche sich in ihren eigenen Augen zu rechtfertigen streben.

„Die Ursache der Verdammnis aber ist, daß das Licht in die Well gekommen ist, und daß die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht, weil ihre Werke bös waren."

„Denn wer Böses thut, der hasset das Licht und kommt nicht zum Licht, aus Furcht, daß seine Werke zurückgewiesen werden."

„Derjenige aber, der nach der Wahrheit handelt, kommt zum Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie nach Gott gemacht sind." (III 19–21.)

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Man kann sich nicht klarer ausdrücken, und ich schließe daraus, daß in Bezug auf diese Menschen eine längere Verbreitung darüber nicht besser wäre als Perlen vorzuwerfen denen, die Sie kennen. Es genügt, ganz einfach vor ihnen eine Haltung zu bewahren, welche uns unnütze Mühe erspart. Mit ihnen zu streiten wäre nicht nur müßig, sondern sogar schädlich für den Zweck, den wir erstreben. Man reizt sie, mehr zu sagen als sie wollen, Paradoxen aufzustellen, Ihre Gedanken zu übertreiben, und indem sie wichtige Teile Ihrer Worte weglassen, verbreiten sie sich höhnisch über die Ungenauigkeiten, welche sie so selbst hervorgerufen haben.

Die Haltung, die ich gegenüber diesen Menschen beobachte – und die ich auch anderen anrate – ist diejenige, welche ich gegenüber einem ungezogenen Burschen beobachten würde, der dem Trunk und dem Laster ergeben ist und meinen jungen Sohn in die

Liederlichkeit hinabziehen wollte. Ich habe Mitleid mit solchen Bedauernswerten, Ausschweifenden, aber ich werde niemals versuchen, ihnen die Moral vorzuhalten oder sie auf den guten Weg zurückzuführen, da ich im voraus weiß, daß das verlorene Mühe ist. Ein solcher Mensch ist unheilbar, und ich würde nichts anderes erreichen, als daß er mich vor meinem Sohn lächerlich macht, und mein Sohn selbst, auch wenn es mir gelingt, ihn einem solchen Umgang gewaltsam zu entreißen, kann jeden Tag in eine ebenso gefährliche Gesellschaft geraten. Diesen liederlichen Menschen würde ich nicht einmal vor meinem Sohne in seiner ganzen Abscheulichkeit zu entlarven suchen, denn dieser müßte sie selbst entdecken. Meine Aufgabe wäre es, seine junge Seele mit Vorschriften zu erfüllen, welche wirksam genug sind, ihn vor Versuchungen zu bewahren. Wenn ich anders handeln würde, so würde ich unnütz meine Mühe verlieren. Weder Sie, noch mich, noch sonst irgend jemand möchte ich so der Verderbnis aussetzen, da dieses kostbare kleine Licht in der Finsternis, die uns umgiebt, leicht erlöschen könnte.

Diese Abschweifung bringt mich unmerklich der zweiten und hauptsächlichsten Frage Ihres Briefes näher: „Wie soll man also die Menschen aufklären und sie vor den Verführungen der Liederlichkeit bewahren, wenn wir durch die Gewalt daran verhindert werden? Wie soll man zur Verwirklichung der evangelischen Lehre gelangen? Wenn die Menschen von mir verlangen, sie zu schützen, muß ich dann nicht ihre Verteidigung auf mich nehmen, auf die Gefahr hin, daß ich genötigt sein könnte, Gewalt zu brauchen? Muß ich in diesem Zustand verharren, selbst wenn man vor mir menschliche Wesen tötet oder quält?“

Nein, man darf nicht Gewalt anwenden, um seinen Nächsten zu schützen und zu verteidigen, weil das Gute nicht durch Gewalt, das heißt durch das Böse gethan werden kann.

Teurer Freund, ich bitte Sie im Namen des Gottes der Wahrheit, den Sie anbeten, werden Sie nicht heftig, suchen Sie mir keine Gründe entgegenzustellen, ehe Sie nachgedacht haben, nicht über das, was ich Ihnen schreiben werde, sondern über das Evangelium. Und nicht über das Evangelium als Wort Gottes und Christi, sondern über das Evangelium als die klarste, einfachste, begreiflichste, praktischste Lehre über die Art, wie die Menschen leben sollen.

Was soll ich thun, wenn vor meinen Augen eine Mutter ihr Kind

schlägt? Es handelt sich, wohl gemerkt, nicht darum, meinem ersten Antrieb zu folgen, sondern zu entscheiden, was ich thun soll nach Klugheit und Gerechtigkeit.

Mein erster Antrieb wird derselbe sein, wie wenn ich beleidigt werde, nämlich, mich zu rächen, aber ich muß mich fragen, ob meine Rache vernünftig wäre, und ich muß auch untersuchen, ob es gut ist, Gewalt gegen diese Mutter zu brauchen, die ihr Kind schlägt. Was ist mir widerlich an dieser Scene? Was finde ich daran böse? Die Thatsache, daß das Kind leidet? Oder vielleicht die Thatsache, daß die Mutter inmitten ihrer Mutterfreuden die Qualen des Zorns empfindet? Vielleicht beides.

Der Mensch allein kann nichts Böses thun. Das Böse wirkt auf die Menschen wie ein Auflösungsmittel; darum, wenn ich etwas unternehmen will, so muß es nur zu dem Zweck geschehen, das Auflösungsmittel zu beseitigen und die Übereinstimmung zwischen Mutter und Kind wiederherzustellen. Wie soll ich in diesem Fall verfahren? Mich der Heftigkeit gegen die Mutter überlassen? Dadurch würde nicht verschwinden, was sie von ihrem Kind trennt, ich würde nur eine schlechte Handlung mehr begehen, welche mich von ihr entfernen würde. Was soll ich also thun? Mich an die Stelle des Kindes setzen? Das wäre wenigstens nicht ganz einfältig.

Was Dostojewsky sagt und was Mönche und Erzbischöfe gesagt haben, ist mir widerlich. Sie behaupten, es sei ein Recht der gerechten Verteidigung, Krieg zu führen und seine Seele hinzugeben für die Brüder. Ich habe immer geantwortet: „Seine Brust den Streichen anderer zu bieten, ja! Aber seinesgleichen zu erschießen, das ist nicht Verteidigung, das ist Totschlag!“

Teurer Freund, durchdringen Sie sich wohl mit dem Geist des Evangeliums, und Sie werden sehen, daß das so kurze dritte Gebot (Matth. V, 38–39), das so bestimmt und kurz lautet, nicht dem Bösen Widerstand zu leisten, das heißt nicht Böses mit Bösem zu vergelten, wenn nicht der Gipfel, so doch wenigstens ein Hauptpunkt in der Lehre ist. Auch ist es eben dieser, den alle falschen christlichen Lehren zu beobachten verweigern. Dieser Zustand der Dinge, den diese so verabscheuen, besteht bis jetzt nur, weil man diese Vorschrift mißverstanden hat. Ich spreche nicht vom Konzil von Nicäa, das so viele Übel hervorgerufen hat und das eben auf diese Auslegung der Lehre Christi, die Gewalt im Namen des Guten, gegründet war.

Schon zur Zeit der Apostel erscheint diese Gewalt in der That des Paulus, was den Sinn der Lehre verdunkelt hat. Wie oft habe ich ebenso lächerlich die Schlußfolgerungen der Priester und die der Revolutionäre gefunden, mit denen ich sprach und welche die evangelische Lehre als ein Mittel betrachten, um einen rein äußerlichen Zweck zu erreichen. Priester und Revolutionäre haben jedoch ganz entgegengesetzte Ansichten, alle aber verleugnen mit demselben Eifer die Grundlehre Christi. Die ersten können nicht unterlassen, die Häretiker zu foltern und zu vernichten, durch ihre Segenssprüche und Gebete die Mordthaten und Hinrichtungen zu verherrlichen, die anderen können kein anderes Ideal verfolgen, als diese entsetzliche Unordnung, welche man die Ordnung nennt und welche uns regiert, durch die Gewalt zu zerstören.

Augenscheinlich sind die Geistlichkeit und die Aristokratie nicht imstande, das menschliche Leben sich ohne Gewaltthat vorzustellen. Dies gilt auch für die Revolutionäre.

Man erkennt den Baum an seinen Früchten. Kann der Baum des Guten Früchte der Gewaltthat tragen? Ebensowenig kann man ein Blutbad und Blutthaten im Namen der Moral Christi verüben. Darum berauben sich beide, da sie der Lehre nicht gehorchen wollen, zuerst dieser einzigen Kraft, welche der Glaube giebt. Und ich meine den Glauben an die vollständige Wahrheit und nicht an Teile derselben. Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen. Das ist keine Prophezeiung, sondern der Ausspruch einer Thatsache, welche allen bekannt ist.

Man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen. Das Evangelium ist nicht das einfältige Buch, wie es die Priester schlauerweise uns vorstellen, und alle Grundsätze, welche sich darin finden, sind nicht leichtsinnigerweise verkündigt worden, sondern in engem logischem Zusammenhang mit der ganzen Lehre. So geht das Gebot, für das Böse nicht Rache zu nehmen, aus dem Evangelium in seiner Gesamtheit hervor. Ohne dieses Gebot würde die christliche Lehre nach meiner Ansicht in einem Augenblick zusammenstürzen. Nicht nur wirkt das Leben und das Werk Christi zusammen, um sie zu befestigen, nicht nur hat Johannes uns Kaiphas gezeigt, der Christus im Namen des Glaubens dem Tode zuführte in seiner Unwissenheit über diese wichtige Wahrheit, sondern es ist auch in der heiligen Schrift klar ausgesprochen, daß der Widerstand gegen das

Böse durch Gewalt die schlechteste und gefährlichste aller Versuchungen sei. Die Anhänger Christi sind ihr erlegen, Christus selber wäre ihr beinahe unterlegen.

Ich gehe noch weiter. Diese Wahrheit erscheint mir so einfach und so klar, daß ich überzeugt bin, ich würde sie allein gefunden haben, selbst wenn Christus und seine Lehre nicht existiert hätten! Scheint Ihnen dies nicht wahrscheinlich? In meinen Augen steht das außer Frage, daß, wenn ich mir die geringste Gewaltthat erlauben würde, um ein größeres Übel zu bekämpfen, ein anderer kommen würde, der seinerseits dieselbe Freiheit sich nehmen würde, dann ein zweiter und dritter, und so würden Millionen von einzelnen Gewaltthaten von neuem diese schreckliche Geißel schaffen, welche heutzutage herrscht und uns tyrannisiert.

Also, wenn Sie meine Bitte erhört haben, wenn Sie mit Ruhe gelesen haben, was ich hier geschrieben habe, und sich aller Argumente zu Gunsten Ihrer Ansichten enthalten, so werden Sie hoffentlich zugestehen, daß es auch kräftige Beweise zu Gunsten der Ihrer Meinung widersprechenden Ideen giebt, und Sie werden dies gerne zugestehen, wenn Sie meine kurze Erklärung des Evangeliums gelesen haben werden.

Wenn ich nicht irre, so geht folgendes in Ihnen vor: Ihre Intelligenz giebt mir recht, aber Ihr Herz lehnt sich auf gegen meine Auslegung des Grundsatzes: „Widerstehet nicht dem Übel". Und Sie sagen: „Es ist hier gewiß eine Dunkelheit oder irgend ein Fehler in der Schlußfolgerung aufzuklären, und ich werde sie finden, denn es ist unmöglich, daß die Lehre Christi, die Lehre der Nächstenliebe mich dazu verurteilt, gleichgültig das Böse anzusehen, das in der Welt vorgeht."

Sie begreifen, daß ein alter Mann wie ich, der am Ende seiner Laufbahn angekommen ist, die Milde predigt und entschuldigen mich, aber Sie sind überzeugt, daß jeder Schritt Ihres Lebens nur ein Kampf gegen das Böse sein soll und sind entschlossen, es mit allen Mitteln, die Sie schon gefunden haben und die Sie noch finden können, zu bekämpfen. Sie schließen daraus, daß man diese Wahrheit im Volk verbreiten, sich den Führern der evangelischen Sozialisten nähern und auf die Regierung drücken soll und so weiter.

Das Gefühl, das Ihnen diese Worte eingiebt, in edel, und eben darum liebe ich Sie. Aber das ist dasselbe Gefühl, das den heiligen

Petrus angetrieben hat, sein Schwert zu ergreifen, um dem Knecht das Ohr abzuhauen. Stellen Sie sich vor, was daraus entstanden wäre, wenn Christus ihn nicht zurückgehalten hätte! Eine Schlacht! Die Anhänger Christi wären Sieger geblieben und hätten sich der Stadt Jerusalem bemächtigt. Was wäre aus der christlichen Lehre geworden? Sie würde nicht mehr bestehen, wir hätten nichts mehr, auf das wir uns stützen könnten und wären schlimmer daran als die Arakows und die Solowjews.[7]

Um meine Gedanken genauer auszudrücken, werde ich Ihnen sagen, wie ich die Lehre Christi auffasse, welche keineswegs nebelhaft oder überspannt ist, sondern klar und in der Praxis anwendbar.

Die Lehre Christi besteht, wie alle Welt weiß, in der Liebe Gottes und des Nächsten. Aber was ist Gott? Was versteht man unter Liebe? Wie kann man Gott lieben, der ein unbegreifliches Wesen ist? Was ist der Nächste? Was bin ich selbst? Gott lieben, bedeutet für mich, die Wahrheit lieben, den Nächsten wie sich selbst lieben, heißt, die Einheit des eigenen Daseins mit dem der andern und mit der ewigen Wahrheit, welche Gott ist, anerkennen.

Aber, werden Sie sagen, diesen Gott faßt jeder nach seiner Weise auf und manche Menschen erkennen ihn gar nicht an. Wie kann ich meinen Nächsten wie mich selbst lieben, da doch in mir selbst ein angeborenes egoistisches Gefühl liegt, dessen ich mich nicht entledigen kann?

Das alles sage ich, um noch mehr hervortreten zu lasten, daß die Bedeutung des Christentums wie aller Religionen nicht in den abstrakten Grundsätzen liegt (die abstrakten Grundsätze finden sich in allen Theogonien[8] Buddha, Confucius, Sokrates waren und werden immer sein die Vertreter der religiösen Metaphysik), sondern in ihrer Anwendung, in der lebendigen Vorstellung vom Glück jedes Menschen und der gesamten Menschheit.

In der Genesis ist gesagt, man müsse Gott und seinen Nächsten lieben. Aber die Anwendung dieses Grundsatzes besteht nach der Genesis in der Beschneidung, in der Heiligung des Sabbaths und der

[7] Axakow war bekanntlich ein Führer der Panslavisten und Solowjew ein Professor der Philosophie an der Universität Moskau.

[8] [Theogenie:] Lehre von der Entstehung der Gottheit.

Beobachtung des Strafgesetzes, während die christliche Lehre in der Hinweisung besteht, daß das Gesetz möglich und süß zu erfüllen sei. In der Bergpredigt hat Christus sehr genau dargelegt, wie jeder Mensch dieses Gesetz in Ausübung bringen soll zu seinem eigenen Glück und zu dem der anderen. Ohne die Bergpredigt würde die christliche Lehre nicht existieren. Nicht an die Weisen hat sich Christus gewendet, sondern an die Einfältigen und Demütigen.

Am Anfang der Bergpredigt sagt er, daß derjenige, der das geringste dieser Gebote verletzt, den kleinsten Raum im Himmelreich einnehmen wird, (Matthäi V, 17–20) und am Schluß erinnert er daran, daß man nicht sprechen, sondern handeln soll. (Matthäi VII, 21–27). Diese Predigt enthält alles. Fünf Gebote werden aufgestellt als engerer Inhalt der Lehre, die einfachsten, leichtverständlichsten Vorschriften zur Erfüllung der Gebote gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst sind hier dargelegt. So seltsam das auch scheinen mag, ich habe nach achtzehn Jahrhunderten diese Vorschriften als eine Neuheit entdecken müssen, und erst nachdem ich sie begriffen habe, habe ich damit zugleich auch die christliche Lehre begriffen.

Diese Vorschriften umfassen so vollständig das Leben jedes Einzelnen, daß das Reich der Wahrheit auf Erden herrschen würde, wenn der Mensch sich nur an ihre Anwendung halten würde. Wenn man sie dann einzeln untersucht, bemerkt man, daß dieses ungeheure und so glückliche Resultat aus der Erfüllung der einfachsten, natürlichsten, leicht und angenehm zu befolgenden Vorschriften entspringt, und wenn man überlegt, was man hinzufügen müßte, um diesen Zweck zu erreichen, findet man nichts. Es ist auch unmöglich, die eine derselben zu verneinen, ohne daß das Reich der Wahrheit dadurch bedroht würde.

Selbst wenn ich von der Lehre Christi nur diese fünf Gebote kennen würde, so wäre ich doch derselbe Christ wie heute. Sie enthalten für mich die ganze Lehre. Erstens, du sollst nicht zürnen, zweitens, du sollst nicht ehebrechen, drittens, du sollst nicht Gott lästern, viertens, du sollst keinen Rechtsstreit führen, fünftens, du sollst gegen deinen Nächsten kämpfen.

Und eben diese doch so klare Offenbarung war den Menschen verborgen. Die Menschheit entfernte sich von derselben beständig in entgegengesetzter Richtung. Die einen, welche darin das Heil der

Seele, eine rohe Vorstellung des ewigen Lebens sahen, trennten sich von der übrigen Welt und dachten nur an das, was sie für sich selbst thun sollen und wie sie sich in ihrer Einsamkeit vervollkommnen können. Das wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre. Bedeutende Kräfte sind durch diese Menschen verschwendet worden, deren Zahl nicht gering war und zu welchem Zweck? Für das Unmögliche, Unsinnige, um nach dem Guten zu streben, indem sie fern von ihren Mitmenschen lebten.

Andere dagegen, welche nicht an das zukünftige Leben glaubten, lebten nur für die anderen – ich spreche von den besten unter ihnen – aber sie wußten nicht und wollten nicht wissen, was für sie selbst nötig war, im Namen welches Grundsatzes sie das Wohl der anderen wollten, und worin dieses Wohl bestand.

Ich glaube, man kann nicht bestehen ohne den anderen. Der Mensch kann sein Glück nicht machen, wenn er für sich allein handelt, abgetrennt von seinesgleichen wie die christlichen Asketen. Er kann auch nichts für das Wohl seiner Mitmenschen thun, wenn er nicht weiß, was ihm selbst nötig ist, welchem Grundsatz er folgt, wenn er so handelt – wie das die Staatsmänner ohne Überzeugung gethan haben und noch thun.

Ich liebe mit gleicher Liebe die Menschen der beiden Arten, aber für ihre Lehren habe ich nur denselben Haß. Die einzige wahre Lehre ist diejenige, welche eine beständige Thätigkeit befiehlt, ein Dasein, das den Bestrebungen der Seele entspricht und das Wohl der anderen zu verwirklichen sucht. Und so ist die Lehre Christi. Sie ist gleich weit entfernt von dem religiösen Quietismus und den hochmütigen Ansprüchen der Revolutionäre, welche ihre Mitmenschen beschützen wollen, ohne zu wissen, worin das wahre Glück besteht. Sie ist von solcher Art, daß, wenn man ihr folgt, man das Wohl anderer nicht verwirklichen kann, ohne sich selbst glücklich zu machen, und daß man sich nur glücklich machen kann, indem man seinen Mitmenschen Gutes thut.

Nach der Ansicht der jungen Leute und derjenigen, welche sich zu unserer Meinung bekennen, ist es sehr leicht, keine Gewaltthat anzuwenden, um dem Bösen zu widerstreben. Aber man muß begreifen, daß der Christ sich nur deshalb weigert, Gewalt anzuwenden, weil er weiß, daß diese Gewalt ihn von seinem Zweck entfernt, daß sie nicht vernünftig ist. Also, wenn er sie zurückweist, so ge-

schieht das nicht ohne inneren Kampf, im Gegenteil, sein Vorhaben wird nur dadurch erleichtert, daß er sicher weiß, daß er thut, was er kann, und den Willen des Vaters, nach den Worten Christi, erfüllt, wenn er dem Bösen nicht durch Gewalt widersteht, sondern es nur durch das Gute und die Wahrheit bekämpft. Man kann nicht das Feuer löschen durch das Feuer, noch das Wasser eintrocknen durch das Wasser, noch das Böse bekämpfen durch das Böse. Man hat es immer gethan. Man hat es gethan, seit die Welt besteht und man hat es fortgesetzt, bis wir in die Lage geraten sind, in der wir uns jetzt befinden.

Es ist Zeit, diese alte Methode aufzugeben und die neue anzunehmen, welche außerdem weiser ist. Wenn bis jetzt einige Fortschritte erreicht worden sind, so sind dieselben nur denjenigen zu verdanken, welche Böses mit Gutem vergalten. Und wenn nur ein Millionstel der Anstrengungen, welche der Mensch anwendet, um das Böse durch die Gewalt zu besiegen, darauf verwendet worden wäre, das Böse zu ertragen, ohne daran sich zu beteiligen und ohne die Welt aufzuklären!

Wenn man doch hier die Methode des Versuchs anwenden wollte! Man hat mit dem ersten System nichts erreicht, warum also versucht man nicht das neue, das wenigstens den Vorzug hat, augenscheinlich klar und so wohlthätig zu sein?

Nehmen wir ein Beispiel. Betrachten wir Rußland in diesen letzten zwanzig Jahren.

Unsere gebildete Jugend hat ihre Zeit mit dem Wunsch zugebracht, das Gute zu thun, sich selbst aufzuopfern, um das Reich der Wahrheit herbeizuführen. Was war das Resultat? Nichts! Man hat große moralische Kräfte unnütz verschwendet.

Wenn diese Leute anstatt der schrecklichen Opfer, welche diese Jugend gebracht hat, anstatt der Revolverschüsse, der Explosionen, der geheimen Buchdruckereien die Lehre Christi ausüben wollten, das heißt, wenn sie einsehen würden, daß das christliche Leben das einzig vernünftige ist, wenn anstatt dieser Anspannung von unzähligen Kräften nur zwei oder drei Dutzend oder auch vielleicht hundert Menschen auf die Einberufung zum Militär ganz einfach antworten würden: „Wir können nicht als Mörder dienen, denn wir glauben an die Lehre Christi, die auch Ihr bekennt und die Ihr verteidigt.“ Wenn sie nur ebenso antworten würden, auf das Verlangen

den Eid zu leisten, und ebenso dem Gericht und ebenso der Gewalt, welche das Eigentum heiligt! Was daraus folgen würde, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß uns das dem Zweck entgegenführen würde und daß es die einzige Art von fruchtbarer Thätigkeit wäre: Nichts zu thun, was der Lehre Christi widerspricht und frei und offen es zu erklären, und nicht, um nur ein oberflächliches Resultat zu erreichen, sondern, weil man deren nichts Böses zufügen soll, so lange man noch die Kraft hat, ihnen Gutes zu erweisen.

Das ist meine Antwort auf Ihre Fragen, was man thun soll. Übrigens ist das alles noch besser erklärt im Evangelium (Matth. V, 13–16).

Ich sehe noch eine Einwendung voraus. Sie werden mir sagen, daß Sie nicht einsehen können, wie man diese Grundsätze anwenden soll und wohin sie uns führen werden, wie man nach diesen Vorschriften die Armut, die Gewalt, die internationalen Beziehungen ansehen soll.

Glauben Sie nicht, daß man irgend etwas Dunkles im Christentum finden könne, alles ist darin klar wie der Tag.

Die Haltung, die man gegenüber der Macht beobachten soll, ist darin angedeutet, in dem Gleichnis vom Heller. Das als Eigentum zurückgehaltene Geld kann von den Christen nicht anerkannt werden, die Staatsgewalt hat es geschaffen und der Staatsgewalt muß man es zurückgeben. Aber Deine Seele ist frei, sie hängt nur vom Gott der Wahrheit ab und darum hängen Deine Handlungen, Deine weise Freiheit nur von Gott ab. Man kann Dich töten, aber man kann Dich nicht zwingen zu töten und eine unchristliche Handlung zu begehen.

Nach dem Evangelium kann es kein Eigentum geben und unglücklich sind die Besitzenden! Wehe ihnen! Denn in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, so können doch die Christen in Bezug auf das Eigentum nichts anderes thun, als an den in Christi Namen begangenen Gewaltthaten sich nicht zu beteiligen, sondern zu predigen, daß das Eigentum ein Mythus ist, daß es nicht existiert, daß es aber nur eine Gewalt giebt, durch welche man sich die Gegenstände aneignet und welche die Menschen das Eigentum nennen.

Der Mensch, der seinen Rock hingiebt, wenn man ihm den Mantel nimmt, kann das Dasein des Eigentums nicht zugestehen, es kann auch für ihn keine internationale Beziehungen geben, weil alle

Menschen gleiche Brüder sind. Und wenn Zulus zu mir kämen, um meine Kinder zu morden, so könnte ich nichts anderes thun, als ihnen begreiflich zu machen, daß das böse ist und ihnen in keiner Weise Vorteil bringt. Ich würde es ihnen verständlich machen, indem ich mich zugleich unterwerfen würde, um so mehr, als ich kein Interesse habe, gegen die Zulus zu kämpfen. Entweder würden sie mich besiegen und dann wären sie noch grausamer gegen meine Kinder, oder ich würde sie besiegen, aber meine Kinder könnten dann doch schon am nächsten Tage unter schrecklichen Qualen sterben. Ich habe kein Interesse, zu kämpfen, weil ich sicherlich eine gute Handlung thue, indem ich mich unterwerfe, während das Resultat zweifelhaft ist, wenn ich Widerstand leiste.

Das ist also meine Antwort. Das beste, was wir thun können, ist, die Ermahnungen Christi zu befolgen, und um seine Gebote zu befolgen, müssen wir sicher sein, daß sie die Wahrheit sind, ebensowohl für die ganze Menschheit als für jeden von uns. Haben Sie diesen Glauben?

Ich sehe noch zwei Einwendungen voraus. Die erste ist folgende: Wenn man sich, wie ich gesagt habe, den Zulus, den Vertretern der Autorität unterwirft, wenn man den Bösen alles giebt, was sie nehmen wollen, wenn man sich weigert, an den öffentlichen Festen sich zu beteiligen und das Eigentum anzuerkennen, wird man dann nicht auf die letzte Stufe der sozialen Leiter hinabgleiten, wird man nicht zurückgewiesen, verachtet, verschrieen und als Landstreicher behandelt werden und wird dann nicht das geistige Licht, das man besitzt, untergehen, ohne daß das alles irgend jemand Nutzen bringt? und so weiter. Wäre es unter diesen Umständen nicht besser, sich mit einer gewissen Unabhängigkeit zu bewaffnen, welche erlaubt, unseresgleichen zu unterrichten und sich mit der größten möglichen Anzahl von ihnen in Verbindung zu setzen?

Das ist alles nur Illusion. Uns erscheint das weit vorzuziehen, weil uns zu sehr gelegen ist an den Bequemlichkeiten unseres Lebens, an unserer Aufklärung und an den vorgeblichen Freuden, die sie uns verschafft. Aber wie tief auch die soziale Stufe sei, die der Mensch einnimmt, immer ist er von Mitmenschen umgeben und daher imstande, ihnen Gutes zu erweisen.

Die Frage, ob die Professoren der Universitäten oder die Bewohner der Nachtasyle dem christlichen Werk mehr Dienste leisten,

könnte ich genau beantworten. Mein eigenes Gefühl und das Beispiel Christi sprechen zu Gunsten der Demütigen und der Armen. Nur die Armen können die gute Neuigkeit verkündigen. Wenn ich noch so gelehrt und aufrichtig predige, wird mir doch niemand glauben, solange ich in einem Schloß wohne und mit meiner Familie an einem Tage mehr ausgebe, als für eine arme Familie auf ein ganzes Jahr genügt.

Was die Bildung betrifft, so wäre es Zeit, daß man nicht länger davon als von einem Glück spricht. Ihre ganze Wirkung besteht darin, daß sie neunzig Menschen von hundert schlecht macht, sie gut zu machen, dazu ist sie vollständig unfähig.

Sie haben wahrscheinlich von Sutajew gehört. Das ist ein ganz ungebildeter Bauer, aber sein Einfluß auf das Volk und selbst auf unsere gebildeten jungen Leute ist größer und mächtiger als der aller russischen Schriftsteller und Gelehrten.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Einwendung, welche ganz natürlich aus der vorstehenden hervorgeht.

„Und Sie, Leo Nikolajewitsch," werden Sie mich fragen, „leben Sie auch selbst nach den Grundsätzen, die Sie predigen?"

Diese Frage ist sehr natürlich und immer setzt sie mich in Verlegenheit und besiegt mich gänzlich.

„Sie predigen und wie leben Sie?"

Ich predige nicht. Ich kann nicht predigen, obgleich ich es heiß wünschte. Ich kann nur durch mein Beispiel predigen und meine Handlungen sind schlecht.

Was ich aber schreibe, ist nicht eine Predigt, das ist nur ein Widerspruch gegen diejenigen, welche die christliche Lehre falsch auslegen, und eine Erklärung ihrer wahren Bedeutung. Sie sucht nicht die Gesellschaft durch die Gewalt zu erneuern, ihr Zweck ist es, den Sinn des Lebens auf dieser Erde anzugeben. Dieser Sinn liegt in der Erfüllung der fünf Gebote. Wenn Sie Christ sein wollen, so müssen Sie diese Gebote erfüllen, wenn nicht, so sprechen Sie auch nicht wahr vom Christentum.

„Aber," wird man mir einwenden, „wenn Sie finden, daß es außer der Erfüllung der christlichen Lehre kein vernünftiges Leben giebt, und da Ihnen an diesem vernünftigen Leben gelegen ist, warum erfüllen Sie dann nicht die fünf Gebote?" Darauf kann ich nur erwidern: „Ich bin strafbar und verdiene Verachtung." Aber ich füge

hinzu, weniger, um mich zu rechtfertigen, als um meine Inkonsequenz zu erklären: „Vergleicht mein ehemaliges Leben mit meinem heutigen, und Ihr werdet sehen, daß ich danach strebe, nach dem Gesetz Gottes zu leben. Ich habe noch nicht den tausendsten Teil von dem gethan, was ich thun muß und ich bedauere das tief, aber der Grund davon ist nicht, daß ich es nicht wollte, sondern, daß ich es nicht konnte. Lehrt mich, wie ich mich den Versuchungen, die mich umgeben, entziehen kann, lehrt mich das, und ich werde die Gebote erfüllen. Beschuldigt mich, wenn Ihr wollt, ich klage mich auch schon selbst an, aber beschuldigt nicht den Weg, auf dem ich wandle und den ich denjenigen zeige, die mich nach dem rechten Wege fragen."

Daß ich die Straße kenne, die zu meinem Hause führt, und daß ich sie wie ein Betrunkener schwankend verfolge, daraus folgt noch nicht, daß der Weg schlecht ist. Zeigt mir entweder einen anderen, oder stützt mich auf dem wahren Weg, wie ich Euch zu stützen bereit bin. Aber stoßt mich nicht zurück, freut Euch nicht über meine üble Lage und ruft nicht mit Entzücken aus: „Seht, er sagt, er gehe nach dem Hause und er wird in den Sumpf fallen!" Nein, freut Euch nicht darüber, sondern helft mir und unterstützt mich!

Helft mir! Mein Herz ist verzweifelt darüber, daß wir alle verirrt sind, und während ich alle meine Kräfte anstrenge, um aus dieser Lage herauszukommen, zeigt Ihr, anstatt Mitleid zu haben, bei jeder meiner Verirrung mit dem Finger aus mich und ruft: „Er wird mit uns in den Sumpf fallen!" Auf diese Weise also sehe ich die christliche Lehre an und den Weg, sie zu befolgen. Ich thue, was ich kann, um dahin zu gelangen, und bei jedem Fehltritt bereue ich nicht nur, sondern bitte um Hilfe, um ihn wieder gut zu machen. Mit Freuden finde ich, daß noch andere denselben Weg verfolgen wie ich, und dankbar höre ich ihre Ratschläge an.

———

Leo N. Tolstoi

Die Enthaltsamkeit, eine Forderung wider den Luxus unserer Zeit

(Pervaja stupen', 1891)

Renatus-Verlag | 1931[1]

I.

Schafft der Mensch ein Werk nicht bloß zur Schau, sondern mit dem ernsthaften Willen, es zu verrichten, so wird er sich notgedrungen einer gewissen, durch das Wesen der Sache bestimmten Folgerichtigkeit bei seinem Tun befleißigen. Verrichtet der Mensch dasjenige nachher, was, um das Werk zu fördern, der Natur der Sache gemäß vorher hätte geschehen sollen, so ist er gewiß nicht ernstlich bei der Sache, sondern gibt sich nur den Anschein. Diese Regel bewährt sich mit gleicher Kraft bei materiellen, wie bei unmateriellen Geschäften. Wie man nicht ernsthaft Brot backen kann, ohne vorher das Mehl zu Teig verarbeitet und nachher den Ofen geheizt zu haben, ebenso kann man nicht ernsthaft bemüht sein, ein tugendhaftes Leben zu führen, ohne in Erwerbung der dazu erforderlichen Eigenschaften eine gewisse Folgerichtigkeit zu beobachten.

Diese Regel ist in Sachen eines tugendhaften Lebens von besonderer Wichtigkeit, denn bei materiellen Geschäften, als zum Beispiel Brotbacken, ist an Resultaten der Tätigkeit leicht zu erkennen, ob der Mensch mit Ernst bei der Sache ist, oder sich nur so anstellt; hinsichtlich der Führung eines tugendhaften Lebens hingegen ist eine solche Kontrolle nicht wohl möglich. Wenn Leute, ohne den Teig zu kneten, ohne den Ofen zu heizen, wie auf dem Theater nur so agieren, als wollten sie Brot backen, so erhellt aus den Folgen – Fehlen

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: Die Enthaltsamkeit, eine Forderung wider den Luxus unserer Zeit. Lorch: Renatus 1931. [64 Seiten; keine Angabe zur Urheberschaft der Übersetzung (*Die erste Sprosse* 1894); Original: *arabische* Kapitelziffern.]

des Brotes – für jedermann, daß sie eben nur geschauspielert haben. Gibt aber ein Mensch sich den Anschein, als führe er ein Tugendleben, so fehlen uns sichere Merkzeichen, ob er im Ernst nach solchem Lebenswandel hinstrebt, oder sich nur den Schein gibt, weil eben die Ergebnisse eines Tugendlebens nicht allein nicht immer für die Umgebung fühlbar, merklich, augenfällig, sondern oft der Mitwelt als etwas Schädliches erscheinen. Schätzung und Anerkennung der Nützlichkeit oder Annehmlichkeit des Tuns eines Menschen für die Mitwelt ist noch lange kein Kriterium für die Wahrhaftigkeit seines Tugendstrebens.

Darum ist zur Unterscheidung der Wirklichkeit eines tugendhaften Lebens von dessen Scheinbarkeit von besonderem Wert jenes Merkmal, welches in strenger Folgerichtigkeit bei Erwerbung der zu solchem Leben nötigen Eigenschaften besteht. Von Wert ist dieses Merkmal weniger dafür, daß man die Wahrhaftigkeit des Strebens anderer erkenne, als vornehmlich für das Durchschauen des eigenen Tugendstrebens, da wir in dieser Beziehung sehr geneigt sind, uns selbst noch mehr als andere zu betrügen.

Folgerichtigkeit im Erwerben guter Eigenschaften, das ist die notwendige Bedingung aller Bewegung zu sittlich gutem Leben. Darum wird von allen Lehrmeistern der Menschheit eine gewisse unabänderliche Aufeinanderfolge in Gewinnung guter Eigenschaften vorgeschrieben.

In allen Lehren der Moral steht obenan jene Leiter, welche, wie die Weisheit der Chinesen lautet, von der Erde zum Himmel ragt, und deren Ersteigung nicht anders möglich ist, als mit fleißigem Anheben bei der untersten Sprosse. Wie in der Lehre der Brahmanen, Buddhisten, Konfuzianer, so ist auch in der Lehre der Weisen Griechenlands von Stufen oder Sprossen der Tugend die Rede, deren oberste unmöglich gewonnen werden kann, ohne daß vorher die unterste erstiegen wäre. Alle Sittenlehrer der Menschheit, gleichviel ob Religionslehrer oder nicht, anerkannten die Notwendigkeit einer bestimmten Aufeinanderfolge in Erwerbung guter Eigenschaften, welche das Tugendleben bedingen. Solche Notwendigkeit fließt aus dem Wesen der Sache selbst, und demnach, sollte man denken, muß sie von allen Menschen als ein Unbestreitbares erkannt werden.

Doch sonderbar! Seit der weiten Ausbreitung des kirchlichen Christentums scheint die Erkenntnis dieser notwendigen Aufein-

anderfolge von guten Eigenschaften und Werken, welche zusammen das Tugendleben ausmachen, mehr und mehr sich zu verlieren und nur noch bei Mönchen und Asketen fortzudämmern. In Kreisen der weltlichen Christen wird unterstellt und fest behauptet, daß man die erhabensten Eigenschaften eines sittlich guten Lebens sich erringen könne – nicht allein bei gänzlichem Mangel gewisser niederer Tugenden, welche die höheren bedingen, sondern gar bei weitester Entfaltung des Lasters.

Die Folge davon ist, daß die Vorstellung von dem, worin ein sittlich gutes Leben zu bestehen habe, in unserer Zeit bei der großen Masse der Weltkinder zu einem erschrecklichen Wirrsal sich verdunkelt. Man hat allen Begriff davon verloren, was denn ein Tugendleben sei.

II.

Das ist nun, wie ich mir denke, aus folgenden Ursachen hervorgegangen. Das Christentum, indem es das Heidentum verdrängte, stellte höhere sittliche Forderungen als die heidnischen auf, und wie es nicht anders sein konnte, bestimmte, den heidnischen Vorbildern folgend, eine gewisse Aufeinanderfolge in Erwerbung der Tugenden – eine Tugendleiter, auf deren Sprossen man aufzuklimmen hatte zu sittlicher Vollkommenheit.

Die Tugenden des Plato, mit der Enthaltsamkeit beginnend, steigen durch Tapferkeit und Weisheit zu der Gerechtigkeit; die christlichen Tugenden, mit der Selbstverleugnung beginnend, erheben sich durch Ergebung in den Willen Gottes zu der Liebe.

Menschen, die ernsthaft das Christentum angenommen hatten und sich bestrebten, ein wahrhaft christliches Leben zu gewinnen, faßten die neue Lehre auch so auf und begannen das Christenleben mit Absagung der Fleischeslust, was die heidnische Enthaltsamkeit schon in sich begriff. – Man denke übrigens nicht, daß das Christentum in diesem Fall nur dasjenige wiederholt, was schon das Heidentum gesprochen hat. Man werfe mir nicht vor, daß ich das Christentum erniedrige, seine hohe Lehre auf das Niveau der heidnischen Anschauungen herabsetze; solcher Tadel wäre ungerecht. Ich erachte die christliche Lehre als die erhabenste der Welt, als eine

Lehre, die von der heidnischen sich wesentlich unterscheidet.

Darum eben trat die christliche Lehre an die Stelle der heidnischen, weil sie anders und höher als diese geartet ist. Indessen die christliche Lehre will, ebenso wie die heidnische, die Menschheit zum Guten und Wahren leiten, und da das Gute und Wahre sich allezeit gleich bleibt, so muß auch der Weg zu dieser Höhe einerlei sein, müssen die ersten Schritte auf diesem Wege notwendig die gleichen sein für Christen wie für Heiden.

Der Unterschied der christlichen von der heidnischen Lehre von dem sittlich Guten liegt nur darin, daß diese zu einer endlichen, jene zu einer unendlichen Vollkommenheit aufweist. Plato zum Beispiel stellt als Muster der Vollkommenheit die Gerechtigkeit auf; Christus stellt als Vorbild die unendliche Vollkommenheit der Liebe hin. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel." – Das ist der Unterschied; daher auch die verschiedene Beziehung der heidnischen und der christlichen Lehre zu den verschiedenen Sprossen der Tugendleiter. Nach der heidnischen Auffassung ist das Ersteigen der höchsten Sprosse möglich, und jede einzelne Sprosse hat ihre relative Bedeutung: je höher die Sprosse, um so größer die Würde, so daß die Menschen vom heidnischen Gesichtspunkte aus in tugendhafte, nicht tugendhafte und mehr oder weniger tugendhafte zerfallen. Nach der christlichen Lehre hingegen, welche das Ideal einer unendlichen Vollkommenheit aufstellt, kann von einer solchen Teilung keine Rede sein. Es kann da auch keine höheren und niedereren Stufen geben. Nach der christlichen Lehre, die zur unendlichen Vollkommenheit aufweist, sind alle Sprossen der Tugendleiter gleichwertig -im Hinblick auf das absolute Ideal. Im Heidentum bemißt sich der Grad der Würde nach derjenigen Sprosse, welche der Mensch erklommen hat; im Christentum besteht die Würde lediglich im Prozeß des Aufsteigens, in der größeren oder geringeren Schnelligkeit der Bewegung. Nach heidnischer Auffassung steht ein Mensch, welcher die Tugend der Überlegung sich aneignet, sittlich höher, als einer, dem diese Tugend abgeht; ein Mensch, der außer Überlegung noch die Tapferkeit besitzt, steht noch höher; ein Mensch, der außer Überlegung und Tapferkeit noch die Gerechtigkeit besitzt, steht wieder höher … Der Christ kann sich in sittlicher Beziehung weder höher noch niedriger als irgend ein Mitchrist erachten; der Christ ist nur um so mehr Christ, je schneller er aufstrebt

zur unendlichen Vollkommenheit, ganz unabhängig von der Stufe oder Sprosse, auf welcher er sich im gegebenen Augenblicke befindet. So kommt es, daß die starre, unfruchtbare Rechtlichkeit des Pharisäers tiefer steht, als die bußfertige Bewegung des Schächers am Kreuze.

Darin liegt der Unterschied zwischen der christlichen und der heidnischen Lehre. Darum hat jede Sprosse der Tugendleiter, als zum Beispiel Enthaltsamkeit, Tapferkeit, welche im Heidentum eine Würde bildet, im Christentum gar keine Bedeutung der Würde. Darin jedoch, daß die Bewegung zur Tugend, zur Vollkommenheit sich unmöglich vollziehen kann, ohne Berührung der unteren Sprossen der Tugendleiter (im Heidentum wie im Christentum), darin kann kein Unterschied bestehen.

Ob Christ, ob Heide, der Mensch kann die Arbeit der Selbsterziehung nur von unten auf beginnen, das heißt bei dem, womit auch der Heide anfing, bei der Enthaltsamkeit, gerade so wie einer, der eine Leiter erklimmen will, mit der untersten Stufe anheben muß. Der Unterschied liegt nur darin, daß für den Heiden die Enthaltsamkeit an sich eine Tugend vorstellt, für den Christen aber nur einen Teil der Selbstverleugnung bildet, welche die notwendige Bedingung des Strebens zur Vollkommenheit ist. Und darum konnte das Christentum in seiner wahren Betätigung jene Tugenden, welche das Heidentum hervorgehoben hat, nicht verwerfen.

Allein nicht alle Bekenner verstanden das Christentum im Sinne des Aufstrebens zur Vollkommenheit des Vaters im Himmel. Die Mehrzahl verstand das Christentum als eine Lehre der Rettung, das heißt der Erlösung von der Sünde durch Gnadenmittel, welche, dargereicht durch die Kirche bei Rechtgläubigen und Katholiken, errungen durch den Glauben an die Erlösung bei Protestanten, Reformierten, Kalvinisten, den beladenen armen Sünder aller Not entheben. Diese Lehre nun untergrub die Treue und den Ernst des Verhaltens der Menschen zu der Moral des Christentums. Was immer Vertreter der Konfessionen darüber predigten, daß solche Gnadenmittel den Menschen nicht abhalten sollen, zu tugendhaftem Leben aufzustreben, sondern im Gegenteil ihn noch dazu anfeuern – sie predigten tauben Ohren. Denn aus gewissen Thesen fließen naturgemäß gewisse Folgerungen und Schlüsse, und keine Überredungskunst der Welt vermag die Menschheit daran zu hindern, solche

Folgerungen einzuholen, sobald einmal die Hauptsätze, aus welchen sie hervorgehen, unverrückbar feststehen. Wenn der Mensch glaubt, daß er durch ein Gnadenmittel der Kirche das Heil gewinnen kann, so kommt er naturgemäß auf den Gedanken, daß seine Anstrengungen, ein guter Mensch zu werden, überflüssig seien, und das um so eher, wenn man ihn obendrein belehrt, daß selbst sein Bauen und Hoffen darauf, daß er aus eigener Kraft sich bessern werde, eine Sünde sei.

Demnach kann ein Mensch, welcher an Gnadenmittel der Kirche glaubt, unmöglich mit der Energie und vollen Hingabe an seiner sittlichen Selbsterziehung arbeiten, wie einer, der gar keine anderen Mittel kennt, als seine eigene Bemühung. Wer aber auf solche Gnadenmittel baut, wird gewißlich jene unabänderliche Ordnung vernachlässigen, in welcher die guten Eigenschaften zu erwerben sind – die Faktoren eines Tugendlebens … So geriet die Mehrzahl der Menschen, welche sich zum Christentum bekennen, auf den Irrweg.

III.

Die Lehre, nach welcher der Mensch zur Gewinnung geistiger Vollkommenheit persönlicher Anstrengungen nicht bedarf, da ihm andere Mittel dazu verhelfen, ist der Beweggrund zur Abschwächung des Strebens nach Tugendleben, sowie der Abkehr von der zur Erreichung solches Lebens unerläßlichen Folgerichtigkeit.

Die große Masse der Menschen, welche das Christentum nur äußerlich angenommen hatten, benützten den Übergang vom Heidentum zum Christentum dazu, von den Forderungen des heidnischen Tugendweges sich loszusagen, da dieselben im Christentum entbehrlich wären, und somit aller Not des Kampfes gegen die Fleischeslust sich zu entledigen.

Das Gleiche taten auch diejenigen Leute, welche den Glauben an die Kirchenlehre hinter sich geworfen. Dem Beispiel der Gläubigen folgend, erhoben diese Leute – anstatt der Gnadenmittel der Kirche und des Glaubens an die Erlösung – irgend ein von der Mehrheit anerkanntes, vorgeblich Gutes, als Wirken und Dienen im Interesse der Wissenschaft, der Kunst, der Menschheit und so weiter auf ihren Schild, um sich, gedeckt von diesem gleißenden Tugendmantel,

aller Folgerichtigkeit in Gewinnung guter Eigenschaften zu entäußern, darin getrost und befriedigt, daß sie, wie auf dem Theater, sich den Schein eines tugendhaften Lebens gaben.

Solche Leute, dem Heidentum ab- und dem Christentum in seiner wahren Bedeutung nicht zugewendet, fingen nun an, die Liebe zu Gott und den Menschen laut zu predigen – und schwiegen ganz still von der Selbstverleugnung, von der Enthaltsamkeit, von der Gerechtigkeit das heißt sie predigten die oberste, die erhabenste Tugend mit Überspringung aller niederen, sie gaukelten und prunkten vor der Welt mit einem lügnerischen Schein.

Diese predigen die Liebe zu Gott und Menschen ohne die Selbstverleugnung; andere predigen Humanität, hohe Dienste der ganzen Menschheit – ohne Enthaltsamkeit.

Da nun solche Lehre unter dem trügerischen Schein, den Menschen nach den höchsten Sphären der Sittlichkeit aufzuleiten, seine sinnliche Natur anspornt, indem sie ihn von den elementaren, von altersher durch heidnische Lehrer ausgesprochenen und in der Folge keineswegs widerlegten, sondern im wahren Christentum noch verschärften Forderungen der Sittlichkeit befreit, so ward sie mit Freuden angenommen von Gläubigen und Nichtgläubigen.

Jüngst hat der Papst eine Encyklika über den Sozialismus in die Welt geschickt. Darin ist, nach einer Scheinwiderlegung der sozialistischen Lehre vom Unrecht des Eigentums, ganz offen ausgesprochen, daß sicherlich niemand verpflichtet sei, dem Nächsten so weit zu helfen, daß er auch das für sich und seine Familie Nötige angreife (*Nul assurément n'est tenu de soulager le prochain en prenant sur son nécessaire ou sur celui de sa famille*); ja selbst das, was der Anstand von ihm verlangt, soll er nicht verkürzen. Denn niemand soll der hergebrachten Ordnung zuwiderleben. (*Nullus enim inconvenienter debet vivere*.) „Aber nachdem der Notdurft und dem Anstand das Schuldige zuerteilt", fährt die päpstliche Encyklika fort, „soll jedermann verpflichtet sein, seinen Überschuß den Armen zuzuwenden."

So predigt das Haupt einer der verbreitetsten Kirchen der Jetztzeit; so predigten alle Kirchenlehrer, welche das Heilsuchen in guten Werken für ungenügend erkannten. Und in einem Atem mit dieser Predigt des Egoismus, welche vorschreibt, dem Nächsten nur das hinzugeben, was uns überflüssig ist, singt man das hohe Lied der Bruderliebe und zitiert alle Finger lang mit ernsthaftem Pathos die

Worte St. Pauli aus dem dreizehnten Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. – Unbekümmert darum, daß die ganze Lehre des Evangeliums erfüllt ist von Forderungen der Selbstverleugnung, von Andeutungen, daß diese Tugend die erste Bedingung der christlichen Vollkommenheit; unbeirrt durch so klare Aussprüche, als: „Wer nicht sein Kreuz nimmt …“ „Wer sich nicht lossagt von Vater, Mutter …“ „Wer nicht sein Fleischesleben ertötet …“ beteuern die Leute sich und anderen ganz ernsthaft, man könne den Nächsten sehr wohl lieben, ohne sich der lieben Gewohnheiten und alles dessen zu entäußern, was der Anstand erfordert, der selbsterklügelte Anstand.

So reden die Kirchlichen, und genau ebenso denken, reden, schreiben und handeln diejenigen Leute, welche nicht allein die kirchliche, sondern auch die christliche Lehre verwerfen, die sogenannten Freidenker. Diese Leute machen sich und der Mitwelt den blauen Dunst vor, daß man ohne alle Einschränkung seiner Bedürfnisse, ohne alle Bezähmung der sinnlichen Begierden, der Menschheit dienen und ein tugendhaftes Leben führen könne.

Alle diese Leute haben die heidnische Aufeinanderfolge der Tugenden verworfen, haben die christliche Lehre in ihrer wahren Bedeutung sich nicht zu eigen gemacht, wissen nichts von der christlichen Tugendleiter – stehen ohne Halt und Leitung in der Welt.

IV.

Im Altertum, da es noch keine christliche Lehre gab, stand bei allen Lehrern des Lebens, insbesondere bei Sokrates, als erste Tugend die Enthaltsamkeit – *enkráteia* (Selbstbeherrschung) oder *sophrosyne* (Überlegung) – und es verstand sich von selbst, daß jede andere Tugend mit dieser zu beginnen, durch sie sich heranzubilden habe. Es herrschte volle Klarheit darüber, daß ein Mensch, der sich selbst nicht beherrschte, eine Menge von sinnlichen Begierden in sich nährte und hegte, unmöglich ein tugendhaftes Leben führen konnte. Es war kein Zweifel darüber, daß der Mensch, bevor er daran denken konnte, Großmut, Liebe, Uneigennutz und Gerechtigkeit zu erringen, die Selbstbeherrschung sich aneignen mußte. Nach unseren Anschauungen ist von alledem nichts nötig. Wir sind vollkommen

überzeugt, daß ein Mensch, der seine sinnlichen Begierden bis zu dem hohen Grad entwickelt hat, wie sie in unserer Welt entwickelt sind, ein Mensch, der gar nicht leben mag ohne Befriedigung von hundert ganz unnötigen, ihn zum erbärmlichen Sklaven erniedrigenden Gewohnheiten, sehr wohl ein tugendhaftes Leben führen könne.

Aus jedem Gesichtspunkte, sollte man denken: – dem niedersten-utilitären, dem höheren-heidnischen, welcher die Gerechtigkeit fordert, und vollends dem höchsten-christlichen Gesichtspunkt, welcher die Liebe erfordert – muß doch für jedermann klar sein, daß ein Mensch, welcher zu seinem Vergnügen (das er leicht missen könnte, wenn er nur ernstlich wollte) die Mühen, oft die qualvollsten Mühen seiner Mitmenschen ausnützt, ein Böses tut, und daß es, will er im Ernst ein Tugendleben führen, sein erstes sein müsse, solches Böse abzustellen. Vom utilitären Standpunkt ist es ein Böses, weil der Mensch, welcher andere für sich arbeiten läßt, immer auf schwankendem Boden sich befindet, denn er gewöhnt sich an eine Befriedigung der weichlichen Leibesbedürfnisse, begibt sich in eine Art Sklaverei. Die Menschen aber, welche für ihn arbeiten und sich abquälen, verrichten ihr Tagewerk mit Neid und Groll, immer auf eine passende Gelegenheit auflauernd, den bitteren Zwang von sich abzuschütteln. Somit läuft ein solcher Mensch alle Stunde Gefahr, mit seinen eingefleischten Bedürfnissen aufs Trockene gesetzt zu werden, in die Wüste des Hungers und Jammers zu geraten. – Vom Standpunkt der Gerechtigkeit ist es ein Böses, weil es ein offenbares Unrecht ist, die Mühen anderer Menschen auszunützen, welche sich auch nicht den hundertsten Teil von jenen Genüssen verschaffen können, die wir dank ihrer Arbeit alle Tage uns gewähren. – Vom Standpunkt der christlichen Liebe endlich scheint es ja überflüssig, zu beweisen, daß ein Mensch, welcher die Brüder lieb hat, ihnen seine Mühen nicht zuwenden, viel weniger noch die ihren ausnützen und die Erzeugnisse ihrer harten Arbeit zur Befriedigung seiner sinnlichen Genüsse beanspruchen möchte.

Diese Forderungen des Nutzens, der Gerechtigkeit, der Liebe werden völlig ignoriert in der heutigen Gesellschaft. In unserer Welt und Zeit gilt das Bestreben nach Einschränkung der materiellen Bedürfnisse weder als erstes noch als letztes, sondern als gänzlich unnötiges Ding in Sachen der sittlichen Lebensführung.

Nach der beherrschenden und heutzutage am weitesten verbreiteten Lehre über gute Lebensführung wird die Erhöhung der Bedürfnisse sogar als ein Erstrebenswertes, als Zeichen hoher Bildung, der Zivilisation, der Kultur, Verfeinerung der Sitten herausgestrichen. Die sogenannte gebildete Welt huldigt der Ansicht, daß die Gewöhnungen des Komforts, das heißt der Verweichlichung, Verzärtelung, nicht allein unschädliche, sondern gar lobenswerte Gewohnheiten seien, daß sie eine gewisse sittliche Höhe des Menschen, fast eine Tugend bedeuten.

Je mehr Bedürfnisse, desto feiner, durchgeistigter seien dieselben, desto höher stehe der Eigner dieser Bedürfnisse.

Nichts bestätigt dieses so nachdrücklich als die beschreibende Poesie, besonders die Romane des verflossenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts. Wie werden die Helden und Heldinnen geschildert, welche Ideale der Tugenden in sich verkörpern? – In der Mehrzahl der Fälle sind die Männer, die etwas Erhabenes und Wohledles repräsentieren sollen – angefangen bei dem „Childe Harold" und aufwärts zu den neuesten Hervorbringungen der Julian, Trollope, Maupassant – nichts anderes als verlasterte Freischlucker, die mit all ihrem verfeinerten Luxus die Mühen Tausender verschlingen, selbst aber zu gar nichts nütze sind. Und die Heldinnen – sind so oder anders, mehr oder weniger Geschöpfe, welche den Männern die Genüsse der sinnlichen Liebe verschaffen, im übrigen aber gerade so eitle, müßige, nichtsnutzige Wesen, die fremde Mühen mit ihrer Üppigkeit verzehren. Ich schweige hier von gewissen, hie und da in der Literatur wohl aufsprießenden Darstellungen von wahrhaft enthaltsamen und arbeitsliebenden Charakteren; ich rede hier eben von dem gewöhnlichen Typus, welcher der Masse als Ideal vorschwebt, von solchen Erscheinungen, welchen die große Masse der Männer und Frauen ähnlich zu werden sich beeifert. – Ich entsinne mich, daß sich mir, als ich Romane schrieb, eine ganz eigentümliche Schwierigkeit entgegenstellte, mit der ich allerlei Kämpfe zu bestehen hatte, – eine Schwierigkeit, mit der auch heute, ich weiß es gut, alle Romanschriftsteller kämpfen, sofern sie nur einen dunklen Begriff davon haben, was eigentlich die wahre sittliche Schönheit bildet. Ich meine die Schwierigkeit, eine typische Figur aus den höheren Klassen als ideal gut und edel darzustellen, zugleich aber das Bild so zu malen, daß es der Wirklichkeit getreu bleibe. Das letztere kann eben

nur der Fall sein, wenn diese Männer und Frauen der höheren gebildeten Klassen in ihrer alltäglichen Umrahmung dargestellt werden, das heißt in ihrem Luxus, ihrem Müßiggang, all ihren gesteigerten Ansprüchen an das Leben … Aus dem moralischen Gesichtspunkt ist eine derartige Erscheinung unzweifelhaft unschön. Man ist aber gehalten, die Person so darzustellen, daß sie fein, anziehend und liebenswert erscheine. Die Romanschreiber geben sich alle Mühe, dieses fertig zu bringen. Auch ich habe mich bemüht in dieser Richtung. Und sonderbar! eine solche Darstellungsweise, das heißt das Herausstreichen des sittenlosen Wüstlings, des Mörders (Duellisten oder Kriegers), des müßig herumschwankenden modernen Windbeutels zu einer anziehenden Persönlichkeit erfordert gar nicht viel Aufwand von Kunst und Mühe. Die Romanleser sind ja in der großen Mehrzahl auf der gleichen Spur hinwandelnde Leutchen und glauben daher ganz gern und froh, daß derartige Childe Harolds, Onjegins, Mr. de Camors und so weiter ganz vortreffliche Menschen sind.

V.

Ein unzweifelhafter Beweis dafür, daß in der Tat die Menschheit unserer Tage nicht nur bestreitet, daß die heidnische Enthaltsamkeit oder die christliche Selbstverleugnung gute und erstrebenswerte Eigenschaften, sondern im Gegenteil die Erhöhung ihrer Bedürfnisse für etwas Edles und Erhabenes hält, liegt ferner darin, in welcher Weise die Kinder unserer Welt durch alle Schichten der Gesellschaft auferzogen werden. Weit entfernt, sie zur Enthaltsamkeit anzugewöhnen, wie es bei den Heiden der Brauch war, und zur Selbstverleugnung, wie es bei den Christen sein soll, impft man den lieben Kleinen wissentlich und mit grausamer Konsequenz die Gewohnheiten des weichlichen Lebens, des physischen Müßiggangs, der modernen Üppigkeit ein.

Mich treibt es schon lange, ein Märlein etwa des folgenden Inhalts zu schreiben: Eine Frau, von einer andern schwer beleidigt und darum auf Rache sinnend, raubt das Kind ihrer Feindin, geht zu einem Zauberer und bittet um Belehrung, womit sie die Verhaßte an deren einzigem Kinde, dem geraubten, wohl am giftigsten verletzen

möchte. Der Zauberer instruiert nun die Räuberin, das Kind an einer Stelle, die er angeben werde, auszusetzen, und versichert die Frau, daß ihre Rache die allergrausamste sein werde. Die böse Frau folgt dieser Weisung, überwacht jedoch die Schritte des ausgesetzten Kindes – und zu ihrer Bestürzung wird sie gewahr, daß dasselbe von einem kinderlosen Millionenmann aufgehoben und an Kindesstatt angenommen wird. Spornstreichs geht sie zu dem Zauberer und überhäuft ihn mit den bittersten Vorwürfen; der aber heißt sie geduldig warten. Das Kind wächst heran in Weichlichkeit und Luxus. Der bösen Frau geht das Ding über den Verstand, allein der Zauberer heißt sie warten, immer noch warten. Und endlich kommt wirklich ein Tag, an welchem die böse Frau nicht nur ihren Rachedurst vollauf befriedigt, sondern gar ihr Opfer von ganzem Herzen bedauert. Das Kind ist im Luxus, aber auch in der Lockerheit des Reichtums groß geworden, und bei seinem schwachen Charakter verfällt es dem Ruin. Damit hebt eine Reihe physischer Martern an; der Arme schleppt sich durch allen Schmutz der Armut und Verkommenheit – das Kreuz ist viel zu schwer, er muß zusammenbrechen unter dieser Last. Das Streben nach tugendhaftem Leben und die Ohnmacht des verzärtelten, in Luxus und Müßiggang verwöhnten Leibes, eitles Ringen – Sinken von Stufe zu Stufe, Trunksucht, im Rausch sich zu vergessen … endlich Verbrechen, Wahnsinn oder Selbstmord.

Wahrlich, man kann nicht ohne ein Gefühl des Grauens hinblicken auf die Kindererziehung in den begüterten Klassen unserer Welt. Nur der grimmigste Feind möchte dem Kinde so eifrig und beharrlich jenes süße Gift der Laster einflößen, welches ihm von den Eltern, besonders von der Mutter eingegeben wird. Es faßt einen Schauder und Entsetzen, wenn man das ansieht und die traurigen Folgen davon erwägt, so man herauszufühlen weiß, was in den Seelen der besten dieser von den Eltern so emsig ins Verderben gelockten Kleinen vorgeht.

Eingeimpft sind die Gewohnheiten der Weichlichkeit, eingeimpft zu einer Zeit, da das zarte junge Wesen von deren sittlicher Bedeutung noch keine Ahnung hat. Vernichtet ist nicht allein die Gewöhnung der Enthaltsamkeit und der Selbstbeherrschung, sondern – dasjenige ins Gegenteil verkehrt, was bei der Erziehung in Sparta und überhaupt in der alten Welt das Grundgesetz war – es

ist die Fähigkeit dieser Tugend ins Schwinden gesetzt. Der Mensch ist nicht allein unvorbereitet und ungeschickt zur Arbeit, zu aller Betätigung eines fruchtbringenden Wirkens, zu konzentrierter Aufmerksamkeit, Anstrengung, Ausdauer, Begeisterung für das Werk, Verständnis Fehlerhaftes zu bessern, Freude am Gelingen und so weiter … sondern im Gegenteil gründlich geschult in Müßiggang und Geringschätzung aller Erzeugnisse der Arbeit, fein abgerichtet, alles zu verderben, zu verschleudern, für Geld wieder neu anzuschaffen, was nur das liebe Herz begehrt, ohne jemals darüber nachzudenken, wie denn alle die Herrlichkeiten gemacht werden. Der Mensch ist der Fähigkeit beraubt, die erste Tugend, die erste Sprosse der Tugendleiter zu gewinnen, welche als Stützpunkt dient für alle anderen, und hinausgelassen in eine Welt, in welcher man predigt und lügnerisch hochschätzt die erhabenen Tugenden der Gerechtigkeit, der Förderung des Menschenwohls, der Liebe. – Das geht so leidlich, wenn der junge Mensch, – eine sittlich schwache Natur, ohne feines Gefühl, unfähig, den Unterschied zwischen dem Schein eines guten Lebens und einem wirklich guten herauszumerken, in dem herrschenden gegenseitigen Trugspiel seine Befriedigung findet. Ist das der Fall, so macht sich alles ganz nett, wenigstens äußerlich, und mit dem unerwachten Sittlichkeitsgefühl lebt so ein Mensch geruhig bis ans Grab. Indessen, nicht immer läuft es so ab, besonders in jüngster Zeit, wo das Erkennen der Unsittlichkeit solchen Lebens gleichsam in der Luft schwebt und ungebeten auf die Seelen fällt. Oft, ja immer öfter und öfter kommt es vor, daß die Forderungen der wahren, untrüglichen Sittlichkeit erwachen, und dann beginnt ein innerer qualvoller Kampf, welcher nur in seltenen Fällen mit dem Sieg des sittlichen Gefühls endet. Der Mensch fühlt heraus, daß er ein schlimmes Leben führt, daß er es von Grund aus ändern muß, und er bemüht sich, dieses zu vollbringen; aber da fallen andere Menschen, welche den gleichen Kampf in sich durchgemacht haben, doch ohne allen Sieg, ohne den geringsten Erfolg, von allen Seiten über den Tugendstreber her und geben sich jede erdenkliche Mühe, ihn zu belehren, daß alles das gar nicht vonnöten, daß Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung nicht erforderlich sei, um zu tugendhaftem Leben zu gelangen, daß man bei Unmaß im Essen und Trinken, Putzsucht, Müßiggang, sogar Unzucht ein vollkommen gutes und nützliches Glied der Menschengesellschaft sein könne. Und

der Kampf endet in der Regel mit einem kläglichen Mißerfolg. Entweder fügt sich der Mensch, von seiner Schwäche übermannt, dem allgemeinen Urteil, die Stimme des Gewissens in sich betäubend: er heuchelt gegen seine Vernunft, um sich zu rechtfertigen, er taumelt fort in der alten Bahn des Lasters, darin Heil und Trost suchend, daß er das Böse ja loskaufe – mit seinem Glauben an die Erlösung und die Sakramente, oder mit seinen Diensten an den Staat, an die Wissenschaft, die Kunst … oder aber er setzt den Kampf fort trotz aller Anfeindung, er ringt unter namenloser Marter – und verliert darüber den Verstand oder jagt sich eine Kugel in den Kopf. Selten ist es wohl der Fall, daß mitten in diesem verführerischen Taumel, der von allen Seiten auf ihn einstürmt, der Mensch unserer Welt dasjenige begreift, was schon vor Jahrtausenden als das Alphabet der Wahrheit für alle vernünftig Denkenden galt und heute noch in der gleichen Kraft und Klarheit dasteht: daß man zur Gewinnung eines tugendhaften Lebens vor allen Dingen darauf bedacht sein muß, das Lasterleben von sich zu werfen, und daß es zur Erreichung irgend einer höheren Tugend unerläßlich ist, zuerst die Tugend der Enthaltsamkeit oder Selbstbeherrschung, wie sie die Heiden kannten, oder die Tugend der Selbstverleugnung, wie sie das Christentum hervorhebt, sich anzueignen – und demgemäß nach und nach die Mühen und Opfer sich abringt, welche zu diesem Ziele leiten.

VI.

Ich habe soeben die Briefe eines unserer hervorragenden und hochgebildeten Vorkämpfer der vierziger Jahre, des Verbannten Ogarow, an einen andern, noch höher gebildeten, noch reicher begabten Mann jener Zeit – an Herzen – gelesen. In diesen Briefen spricht Ogarow seine intimsten Gedanken aus, stellt seine erhabensten Bestrebungen ins Licht, und es ist unverkennbar, daß er, wie es die Art der jungen Streber ist, sich ein wenig herausstreicht vor dem Freunde. Er spricht da von Selbsterziehung, von heiligem Feuer der Freundschaft, der Liebe, von Dienen und Sichhingeben an die Wissenschaft, an das Wohl der Menschheit und dergleichen mehr. Und hart daneben fährt er gelassenen Tones fort, daß er oft einen guten Freund, mit dem er zusammen wohne, zu heftigen Zornesaus-

brüchen reize und zwar dadurch, „daß ich“, schreibt er weiter, „nicht selten in angeheitertem Zustande nach Hause komme, oder auf lange Stunden mit einem verlorenen, doch unbeschreiblich süßen und lieben Geschöpf ins Dunkel verschwinde …“ Hier sieht man klar, daß der äußerst gutherzige, reich begabte und gebildete Mann sich gar nicht einmal vorstellen konnte, daß irgend etwas Anstößiges darin läge, wenn er, ein verheirateter Mann, noch dazu der Niederkunft seiner Gattin entgegensehend (im nächstfolgenden Brief schreibt er, daß die Geburt glücklich erfolgt sei), betrunken nach Hause kommt oder mit einer Buhldirne geht … Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er vor Beginn eines ernstlichen Kampfes, vor einigen geringen Erfolgen des Kampfes gegen seinen Hang zu Völlerei und Unzucht – an Freundschaft, Liebe und heilige Dienste an die Menschheit gar nicht denken durfte. Es lag ihm übrigens nichts ferner, als das Verlangen, gegen diese Laster anzukämpfen, er hielt dieselben offenbar für etwas ganz Nettes und Liebes, das seinem Streben zu den sittlichen Idealen keinerlei Abbruch tue, weshalb er auch dem Freunde gegenüber gar kein Hehl daraus machte, diesem Freunde, welchem er so gern im allerbesten Lichte erscheinen wollte.

So stand es in der Welt vor einem halben Jahrhundert. Ich habe mich unter den Menschen jener Zeit bewegt. Ich kannte Herzen und Ogarow, auch viele diesen Geistesverwandte, welche in den gleichen Traditionen aufgewachsen waren. Ein ganz erstaunlicher Mangel an Folgerichtigkeit in Sachen der Lebensführung machte sich an diesen Leuten bemerklich. Sie vereinigten in sich das aufrichtige und heiße Verlangen nach dem sittlich Guten mit der äußersten Zügellosigkeit der fleischlichen Begierden, welch letztere in ihren Augen einem tugendhaften Leben, der Vollbringung guter, ja erhabener Werke durchaus nicht im Wege stehen konnte. – Sie schoben ungeknetete Brote in den ungeheizten Ofen und glaubten getrost, die Brote würden schon fertig backen. Wie sie aber gegen das Alter zu der Einsicht kamen, daß aus ihren Broten doch nichts Rechtes geworden, das heißt, daß aus ihrem Leben nichts Gutes für die Welt hervorgegangen war, ersahen sie darin eine besondere Tragödie des Schicksals.

Das Tragische eines solchen Lebens ist in der Tat erschrecklich. Und diese Tragödie, wie sie vor Jahrzehnten in Herzen, Ogarow und

anderen sich abspielte, spielt noch heutzutage genau in der gleichen Weise in einer Unzahl von sogenannten gebildeten Leuten unserer aufgeklärten Zeit, welche an der nämlichen Anschauung festhalten. Der Mensch ist bestrebt, ein sittlich gutes Leben zu führen, doch jene unerläßliche Folgerichtigkeit, welche dazu nötig ist, ist in der Gesellschaft, der er zugehört, gänzlich verloren gegangen. Wie vor fünfzig Jahren Herzen und Ogarow, so ist heute noch die große Masse der Gebildeten überzeugt, daß ein weichliches, in allem Komfort gebettetes Leben, gut Essen und Trinken, alle Genüsse auskosten, seiner Fleischeslust auf jede Weise frönen – mit einem sittlich guten Lebenswandel sehr wohl vereinbar ist. Allein es ist doch sonnenklar: dieses Tugendleben wird nicht fertig, will nicht gelingen, und da ergibt man sich dem Pessimismus und spricht: „Das ist das tragische Geschick des Menschen."

Verwunderlich ist dabei noch der Umstand, daß diese Leutchen, wohl wissend, daß die Verteilung der irdischen Genüsse unter die Menschen eine ungleichmäßige ist, diese Ungleichmäßigkeit als ein Übel, als einen Fehler erkennen und sich die Köpfe zerbrechen, wie dieses Schlimme aus der Welt zu schaffen sei, zugleich indessen keineswegs ablassen von ihrem Taumel nach Erhöhung der Genüsse, das heißt nach Verschärfung und Verschlimmerung jener Ungleichmäßigkeit. Bei diesem Verfahren kommen mir die Leute vor, etwa wie solche, die, früher als andere in einen Obstgarten gekommen, sich überstürzen und wetteifern, alle Früchte, die ihnen unter die Hände kommen, abzureißen und zugleich den Wunsch hegen, eine gerechtere Verteilung der Früchte zwischen sich und den nachfolgenden Besuchern des Gartens herbeizuführen, ohne jedoch im mindesten von ihrem habsüchtigen Treiben abzulassen.

VII.

Die Verranntheit darin, als ob Menschen, die ihrer Fleischeslust frönen und ihr lüsternes, nach immer neuen Genüssen jagendes Leben für ein sittlich gutes erachten, daneben ein wahrhaft tugendhaftes, nützliches, gerechtes, von Liebe durchdrungenes Leben zu führen vermöchten, ist so befremdlich, daß Menschen künftiger Generationen, denk ich mir, gar nicht begreifen werden, was eigentlich die

Menschheit unserer Tage unter dem Worte Tugendleben verstanden, da sie doch offenbar behauptet, daß auch die Schlemmer und Prasser, alle die verzärtelten und lüsternen Freischlucker unserer begüterten Klassen ein Tugendleben geführt. In der Tat, nur auf Augenblicke braucht man sich frei zu machen von dem gewohnten Hinblick auf das Leben unserer begüterten Klassen und dasselbe anzuschauen – ich will nicht sagen, aus dem Gesichtspunkte wahren Christentums, sondern aus einem heidnischen Gesichtspunkt, aus dem Gesichtspunkte der allerniedrigsten Forderungen der Gerechtigkeit, so wird man sich leicht überzeugen, daß bei so gröblicher Verletzung der schlichtesten Satzungen der Gerechtigkeit (deren Übertretung selbst Kinder bei ihren Spielen für ein unverzeihliches Unrecht erkennen), wie sie die Gesellschaft, in deren Mitte wir leben, wir, die Kinder der begüterten Klassen, sich gestattet – von einem tugendhaften Lebenswandel gar keine Rede sein kann.

Jeder Mensch in unserer Welt, will er ein tugendhaftes Leben beginnen, wenigstens die ersten schüchternen Schritte und Versuche zu einem solchen Wandel tun, muß vor allen Dingen aufhören, ein Lasterleben zu führen, alle jene Bedingungen und Faktoren des bösen, verderbten Lebens, in welchem er sich befindet, mit fester Hand zerstören.

Wie oft hört man als Rechtfertigung dessen, daß wir unser schlimmes Leben nicht verändern, die Behauptung aufstellen, daß eine Handlungsweise, welche sich gegen das Hergebrachte auflehnt, etwas Unnatürliches und Lächerliches an sich habe, meist auch das eitle Bestreben verrate, sich vor der Welt zur Schau zu stellen, und darum gewiß kein löbliches Beginnen sei. Solches Räsonnement scheint eigens dazu gemacht zu sein, um die Menschheit niemals aus ihrem bösen Leben herauskommen zu lassen. Ja, wäre unser ganzes Leben ein sittlich gutes, gerechtes, maßvolles, dann freilich wäre jedes Verfahren, das mit dem Hergebrachten, Allgemeinen in Einklang stände, ein wirklich gutes. Ist aber das Leben zur einen Hälfte gut, zur andern schlimm, so hat ein Verfahren, welches sich gegen die Allgemeinheit in Widerspruch setzt, gerade so viel Wahrscheinlichkeit für das Gute, als für das Schlimme in sich. Ist aber das Leben ganz und gar verderbt und ungerecht, wie das Leben unserer begüterten Klassen, so kann der Mensch, welcher inmitten dieses Lebens steht, nicht eine einzige gute Handlung begehen, ohne gegen

die allgemeine Strömung anzukämpfen. Er kann wohl eine schlechte Handlung begehen, ohne gegen den Strom zu schwimmen, doch keineswegs eine gute.

Der Mensch, welcher das Leben unserer begüterten Klassen führt, kann unmöglich zu einem Tugendleben gelangen, wenn er nicht damit beginnt, aus all den Bedingungen des Bösen sich herauszulösen, in welchen er gefangen sitzt; er kann unmöglich anfangen, das Gute zu tun, ehe er aufgehört, dem Bösen nachzuhängen. Wie soll ein in Luxus lebender Mensch ein tugendhaftes Leben führen? Alle seine Anläufe zu guten Werken sind vergeblich, so lange er sein Leben nicht von Grund aus ändert, so lange er nicht der Ordnung gemäß jenes Erste und Grundlegende vollbringt, welches allein zum Guten aufführt. Das Tugendleben, wie nach der heidnischen, so in noch höherem Grade nach der christlichen Weltanschauung, bemißt sich immer nur nach einem, kann sich nur nach dem einen bemessen: nach dem Verhältnis (mathematisch gedachten Verhältnis) der Eigenliebe zu der Liebe gegen andere. Je weniger Liebe zu sich selber und der daraus fließenden Sorgfalt um das Ich, sowie demgemäß der von anderen verlangten Mühen – je mehr Liebe zu den anderen und der daraus fließenden Sorgfalt und Bemühung um dieselben, desto besser, tugendhafter ist das Leben.

So verstanden und verstehen das Tugendleben alle Weisen der Welt, alle wahren Christen, und gerade so verstehen es die allereinfachsten Leute. Je mehr der Mensch anderen gibt, je weniger er für sich beansprucht, desto besser ist er; je weniger er anderen gibt, je mehr er für sich fordert, desto schlimmer ist er.

Verrückt man den Stützpunkt eines Hebebaums vom langen Ende zum kurzen, so wird dadurch nicht nur der lange Hebearm verlängert, sondern der kurze noch verkürzt. Hat ein Mensch, dem ein Gegebenes an Fähigkeit der Liebe zu eigen, die Liebe und Sorgfalt um sich selbst vergrößert, so verkleinert er damit die Möglichkeit seiner Liebe und Sorgfalt für andere nicht nur um dasjenige Maß der Liebe, welches er auf sich übertragen hat, sondern noch um vieles darüber. Anstatt andere zu nähren und zu erquicken, hat er selbst mehr zu sich genommen, als ihm gut ist, und dadurch nicht allein sich die Möglichkeit genommen, von seinem Überfluß abzugeben, sondern obendrein, zufolge des überladenen Magens, sich der Fähigkeit beraubt, für andere zu sorgen.

Um aber in Wahrheit, nicht bloß in Worten, fähig zu sein, die Mitmenschen zu lieben, muß man zuerst sich selbst nicht lieben – und zwar wieder nicht in Worten, sondern in der Tat. Gewöhnlich ist es aber so damit bestellt: wir bilden uns ein, die Mitmenschen zu lieben, beschwören es hoch und teuer gegen uns und andere, lieben dieselbe jedoch bloß in Worten, uns selbst hingegen sehr in der Tat. Wie gern vergessen wir, die anderen zu nähren und zur Ruhe zu betten, uns selbst aber sicherlich niemals! Darum soll man, um wahrhaft und tatkräftig die Mitmenschen zu lieben, zunächst es über sich gewinnen, sich selber in der Tat nicht zu lieben, vergessen lernen, sich selbst zu speisen und zu betten, gerade so, wie wir das den Mitmenschen gegenüber so leicht vergessen.

Wir sprechen: „ein guter Mensch“ und „er führt einen sittlichen Lebenswandel“, von einem verweichlichten, in Behaglichkeit und Luxus dahinlebenden Menschen. Aber dieser Mensch, Mann oder Frau, kann die liebenswürdigsten Charakterzüge haben, ein Muster von Sanftmut und Herzensgüte sein, aber dabei doch nicht ein sittlich reines Leben führen, gerade so wenig, als ein Messer, obschon von allerbestem Stahl und ganz vorzüglicher Arbeit, nicht scharf sein, nicht schneiden kann, wenn es nicht geschliffen ist. Ein guter Mensch sein und einen sittlich reinen Lebenswandel führen, das ist: anderen mehr geben, als man von ihnen nimmt. Ein verzärtelter, an Luxus gewöhnter Mensch kann das nicht über sich gewinnen; und zwar erstens darum, weil er allzeit für sich selbst sehr viel beansprucht (nicht gerade aus Egoismus, sondern durch den Zwang der Gewohnheit, weil es ihm Leiden verursacht, das Gewohnte zu entbehren); und zweitens aus dem Grunde, weil er im Verbrauch aller jener überflüssigen Dinge, die er von anderen empfängt, sich selber schwächt, sich der Arbeitsfähigkeit beraubt und sich ganz unfähig macht, den anderen zu dienen. So ein verzärtelter Mensch, der weich und lange schläft, gut und reichlich ißt und trinkt, je nach der Jahreszeit warm oder leicht und jederzeit reich und sauber gekleidet ist, zu nichts weniger geschickt, in nichts weniger geübt als in angestrengter Arbeit – wie wenig kann der ausrichten!

Wir sind so daran gewöhnt, uns selbst und andere zu belügen, – es ist uns so bequem, die Lügen der anderen zu übersehen, und von ihnen dafür das Übersehen unserer Lüge zu gewinnen, daß wir uns gar nicht wundern, auch nicht zweifeln an der Wahrhaftigkeit der

Behauptung, wenn uns jemand weis macht, der oder jener sei ein guter, tugendhafter, ja fast ein heiliger Mensch, während derselbe offenkundig ein Lasterleben führt. Der Mensch, Mann oder Frau, schläft in einem Federbett und auf doppelten Matratzen, zwischen zwei schneeweißen, sorgfältig geglätteten Leintüchern und auf schwellenden, duftig überzogenen Daunenkissen. An seiner Bettstatt liegt ein Fußteppich, daß er ja nicht mit bloßen Füßen die Diele betrete, obwohl da auch noch Pantoffeln bereit stehen. Gleich nebenan steht allerlei unentbehrliches Geräte, welches ihn der Not überhebt, das Schlafzimmer zu verlassen. Er darf alle Unsauberkeiten an Ort und Stelle verrichten, man räumt das wieder auf, man trägt es hinaus. Die Fenster sind mit Vorhängen verhangen, damit das Tageslicht ihn nicht vorzeitig aus dem Schlaf wecke und er fortschlummern möge in den lieben Tag hinein, so lange es ihm gefällig ist. Außerdem sind Einrichtungen getroffen, welche die Luft im Winter warm, im Sommer kühl erhalten, auch daß er nicht durch Straßenlärm, Fliegen und andere Insekten belästigt werde. Da schläft er nun ganz süß, und das erwärmte und das kalte Waschwasser, nicht selten auch Wasser für ein Sitz- oder ein Vollbad, für das Rasieren und so weiter steht schon bereit. Der Tee oder Kaffee wird bereitet, auch verschiedene Reizmitteltränklein, welche gleich nach dem Aufstehen genommen werden. Stiefel, Schuhe, Überschuhe, etliche Paare, die er gestern beschmutzt hat, werden so nachdrücklich gebürstet, daß sie blank werden wie Glas und kein Stäubchen daran haftet. Ebenso werden die verschiedenen am vorigen Tage getragenen Kleidungsstücke gereinigt und gebürstet; er besitzt eine Unmasse Kleider, welche nicht allein für Winter und Sommer, sondern auch für Frühling, Herbst, Regen-, Schnee- und Hitzewetter von besonderem Stoff und Schnitt sind.

Bereit liegt auch schon die sauber gewaschene, gestärkte und gebügelte schneeige Leibwäsche mit allerlei Knöpfchen, Spangen, Schlingen, und all das muß von eigens dazu angestellten Leuten gesäubert und in Ordnung gehalten werden. Ist der Mensch an eine regelmäßige Tätigkeit gewöhnt, so steht er früh auf, das heißt um sieben Uhr, also immer zwei bis drei Stunden später als seine Dienerschaft, die all das Unentbehrliche für ihn zugerichtet hat. Außer der Herrichtung der Kleider für den Tag, sowie der Hüllen für die Nacht, sind da noch allerlei Überwürfe und Schuhzeug für die

Stunde des Ankleidens, als Schlafrock, Pantoffeln und da geht der Mensch ans Waschen, Reinigen, Rasieren, Kämmen seiner geliebten Oberfläche, wozu wieder etliche Sorten Bürsten, Kämme, Tücher, Seifen und vor allem eine gewaltige Flut Wasser nötig ist. (Viele Engländer, besonders Frauen, sind ganz wunderlich stolz darauf, daß sie Unmengen von Seife an sich verwaschen und ganze Kübel voll Wasser über sich vergießen.) Darauf kleidet der Mensch sich an, frisiert sich vor einem besonderen Spiegel, welcher von denen, die in allen Zimmern an den Wänden hängen, wesentlich verschieden ist, bewaffnet sich mit allerhand unentbehrlichen Sächelchen, als Brille, Nasenkneifer, Lorgnetten, und packt endlich in seine Taschen: ein reines Tuch zum Schnauben der Nase, eine Uhr nebst Kette, ungeachtet dessen, daß überall, wo er hinkommt, fast in jedem Zimmer eine Uhr sich findet, nimmt auch Geld verschiedener Sorten, besonders Kleingeld (nicht selten in ein besonders dazu eingerichtetes Maschinchen, das ihn der Mühe enthebt, das Nötige lange herauszusuchen), auch allerhand Papiere, Visitenkarten, auf welchen sein Name gedruckt steht, was ihm die Mühe des Sprechens oder Schreibens abnimmt, – endlich noch ein Notizbuch mit einem Bleistift … Für die Frauen ist das Ankleiden noch viel umständlicher: das Korsett, das Ordnen und Frisieren der langen Haare, das Putzen und Schminken, alle die unzähligen Fädchen, Bändchen, Läppchen, Spitzen, Borten, Steck- und Haarnadeln, Spangen, Ringe, Kettchen, Broschen.

Aber endlich ist man darüber hinweg, und es beginnt das Tagewerk gewöhnlich mit dem Morgenimbiß; man schlürft den bereiteten Kaffee oder Tee mit sehr viel Zucker und genießt dazu ein feines Weißbrot, ein Brot, das aus der feinsten Sorte Weizenmehl bereitet ist, und nimmt dazu noch sehr viel Butter, mitunter auch Schweinefleisch. Die Männer paffen dann gewöhnlich ihre Zigarren oder Zigaretten und lesen dabei das frische, soeben eingetroffene Zeitungsblatt. Das alles bringt nun wieder allerlei Unrat in die Zimmer, dessen Fortschaffung wieder die Dienenden besorgen müssen. Sodann kommt der Ausgang nach dem Dienst, zu den Geschäften, oder die Ausfahrt in verschiedenartigen Equipagen, welche eigens zum Herumführen dieser Leute eingerichtet sind. Darauf das Frühstück, aus geschlachteten Tieren bestehend, Vögeln, Fischen, und etliche Stunden später das Mittagsmahl von gleicher Beschaffenheit und in

bescheidenen Verhältnissen aus drei Gerichten bestehend, welchen noch eine süße Speise zu folgen pflegt, – dann Kaffee, Kartenspiel, Musik, Theater, Lektüre oder Plauderei, wobei man sich in weichen Polstersesseln rekelt, angenehm beleuchtet von weichem und hellstrahlendem Licht der Kerzen, des Gases, der Elektrizität, – wiederum ein Essen mit dem Abendtee, zum Schluß noch ein Nachtessen, und endlich begibt sich der Mensch zu Bett, welches schön gelüftet und mit sauberen Linnen und Decken bezogen ist, von all dem nötigen Geschirre und Geräte, dem blank geputzten und gescheuerten, umgeben, welches zur Aufnahme der Unsauberkeiten bestimmt ist.

So gestaltet sich der Tag eines Menschen von „bescheidener Lebensweise", von dem, wenn er einen weichen Charakter und nicht gerade ausnahmsweise anstößige Gewohnheiten hat, es in der Regel heißt, daß er ein sittlich gutes Leben führe.

Aber ein sittlich gutes Leben ist nur das Leben eines Menschen, welcher seinen Mitmenschen Gutes erweist. Wie kann ein Mensch, der solchen Lebenswandel führt, ein solches Leben von klein auf gewöhnt ist, seinen Mitmenschen Gutes erweisen? Muß er nicht, ehe er nur daran denken darf, der Menschheit Gutes zu tun, ernstlich davon ablassen, ihr Böses anzutun? Zählet es doch zusammen, all das Böse, welches er, oft selbst nichts davon wissend, den Menschen zufügt, und ihr werdet zugeben, daß er, weit davon entfernt, der Mitwelt Gutes zu tun, viele, sehr große Werke und Heldentaten verrichten muß, um das von ihm gestiftete Böse auszutilgen, daß er jedoch von solchen Werken und Taten, schlaff und entkräftet durch sein weichliches Genußleben, gar nicht das Geringste verrichten wird, noch zu verrichten vermag. Schlafen könnte er ja viel gesünder, physisch und moralisch, in einen Mantel gehüllt, auf dem kahlen Boden liegend, wie Mark Aurel zu schlafen pflegte, und demzufolge könnten all die unendlichen Mühen und Arbeiten für Matratzen, Federbetten, Daunenkissen – auch das harte Tagewerk der Wäscherin, eines armen Weibes, eines gebrechlichen Wesens mit allen weiblichen Schwächen, das Kinder gebären und nähren muß und für ihn, den gesunden, kräftigen Mann, das gebrauchte Weißzeug ausspült, – alle diese Mühen, sage ich, könnten dann wegfallen. Er könnte sich früher zur Ruhe begeben, früher aufstehen und die Mühen, welche an Gardinen und Abendbeleuchtung hängen, fielen auch weg. Er könnte im gleichen Hemde schlafen, in welchem

er sich den Tag über bewegt, könnte barfuß gehen, im Hause und im Freien, könnte sich waschen am Brunnen mit dem frischen Quellwasser – mit einem Worte, er könnte so leben wie alle die armen Leute, welche die Gegenstände des Luxus für ihn erarbeiten, er könnte dadurch diesen Leuten alle die sauren Plagen und Mühen um seine Person ersparen. Ebenso könnten alle Mühen und Lasten wegfallen, welche erforderlich sind zur Herstellung seiner Kleidung, seiner verfeinerten Nahrung, seiner Lustbarkeiten … Weiß er doch recht wohl, was diese Mühen bedeuten, wie unsäglich viel Jammer und menschliches Elend an diesen Arbeiten hängt; daß Menschen in diesem Joch sich zu Tode quälen, erfüllt von Grimm und tödlichem Haß gegen alle die, welche, ihre Not benützend, sie zu solcher Zwangsarbeit erniedrigen.

Wie kann nun also ein Mensch von dem oben geschilderten Lebenswandel seinen Mitmenschen Gutes erweisen und sich der Tugenden befleißigen, ohne sein weichliches Luxusleben verändert zu haben? – Ganz abgesehen übrigens davon, in welchem Licht uns andere erscheinen, muß doch wohl jeder Mensch alles dieses in sich selbst erkennen und empfinden. Ich kann nicht umhin, immer wieder auf das Alte zurückzukommen, unbekümmert um das kühle und feindselige Schweigen, womit man dieser Kundgebung begegnen wird. Ein Mensch von sittlichem Gehalt, welcher alle die Annehmlichkeiten des Luxus genießt, – nur einer aus den mittleren Klassen, denn ich will hier absehen von den höheren und höchsten, welche zur Befriedigung ihrer Lüste und Launen alltäglich Hunderte von Arbeitstagen verschlingen, – ein solcher Mensch kann doch wohl nicht gelassen dahinleben, wenn er weiß, daß alle jene guten Dinge, deren er sich erfreut, die Frucht der Mühen von zertretenen Existenzen, von ganzen Arbeitergenerationen, von geistig lichtlos hinsterbenden, in Roheit, Trunksucht und viehischen Lastern verkommenden, halbwilden menschlichen Wesen sind, die in Bergwerken und Fabriken, in Dörfern bei den Mühen des Landbaues, in Werkstätten und Qualstätten ohne Zahl für die Luxusbedürfnisse der Reichen arbeiten. – Blicken wir einmal auf uns selbst. Ich, der ich dieses eben niederschreibe, und du, werter Leser, der du meinem Gedankengang folgst, wer immer du seist – wir beide erfreuen uns einer gesunden, reichlichen, oft überreichen Nahrung, einer reinen, angenehm durchwärmten Zimmerluft, der Winter- und

Sommerkleidung, vieler Zerstreuungen und Lustbarkeiten und, was die Hauptsache ist, der Muße bei Tag, der vollen Ruhe bei Nacht. Und neben uns her lebt die große Masse der Arbeiter, die weder gesunde Nahrung, noch gesunde Behausung, noch genügende Kleidung haben, auch nichts von Zerstreuungen und Lustbarkeiten irgend welcher Art und, was das Schlimmste ist, keine Stunde der Muße, nicht einmal die nötige Leibesrast genießen darf. Greise, Kinder und Frauen, welk und abgezehrt durch harte Arbeit, schlaflose Nächte, Elend, Mangel und Krankheit, verbringen ihr Leben mit rastlosem Schaffen für uns, jene Dinge des Luxus und der Weichlichkeit hervorzubringen, welche für sie selbst ganz unerschwinglich, für uns jedoch nicht zum Überfluß, sondern zur Notdurft des Tages gehören. Muß denn nicht jeder moralische Mensch, ich will nicht sagen Christ, sondern nur einer, der sich zur Humanität oder selbst nur zur Gerechtigkeit bekennt, den Trieb in sich fühlen, solches Leben abzustellen, nicht mehr die Gegenstände des Luxus zu gebrauchen, die unter so schreienden Verhältnissen der Arbeit hergestellt werden?

Hat der Mensch wahres Mitgefühl für die Mitmenschen, die den Tabak bearbeiten, so wird er keinen Augenblick zögern, die Gewohnheit des Rauchens von sich zu werfen, denn im Fall er solche Gewohnheit beibehält und sich Tabak kauft, leistet er der Fabrikation des Tabaks Vorschub und sündigt damit gegen die Gesundheit seiner Mitmenschen.

Das Gleiche gilt für alle übrigen Gegenstände des Luxus. Wenn der Mensch des Brotes nicht entraten kann, trotzdem er die Härten der Arbeit herausfühlt, welche es hervorbringt, so ist das, weil er unter den obwaltenden Verhältnissen ohne dieses notwendigste Nahrungsmittel gar nicht bestehen kann. Hingegen bezüglich der Gegenstände, die nicht allein unnötig, sondern überflüssig sind, kann nur die eine Beurteilung stattfinden, daß ich, woferne ich die Menschen bemitleide, welche solche Gegenstände hervorbringen, mich gewiß nicht daran gewöhnen möchte, solcher Dinge zu bedürfen.

Indessen, die Menschheit unserer Zeit beurteilt das ganz anders. Die allerverschiedensten und künstlichsten Unterstellungen klügelt man sich heraus, nur beileibe nicht dasjenige, was jedem schlichten Manne naturgemäß einleuchtet. Nach der Lebensweisheit dieser

Leute ist Entsagung der Gegenstände des Luxus durchaus unnötig. Man kann der Lage der arbeitenden Klasse sein Beileid bezeugen, Reden halten, dicke Bände schreiben zum Besten dieser Menschenklasse, zugleich aber fortfahren, auf jenen Mühen, die man für so mörderisch erkennt, sich's in der alten Weise bequem zu machen. Aus den Betrachtungen eines Teils dieser Genußmenschen geht hervor, daß man diese mörderischen Mühen ausnützen dürfe, weil jedenfalls, wenn wir uns dieselben nicht zunutze machten, andere es tun würden. – Das ist etwa so wie die Behauptung, ich müsse einen mir schädlichen Wein trinken, weil er einmal gekauft ist, denn es würden ihn doch andere trinken, wenn ich das nicht besorgte.

Nach anderen geht die Lehre dahin, daß die Ausnützung jener Mühen der Arbeiter für diese selbst von erheblichem Wert, da ihnen solcherweise die nötigen Geldmittel, das ist die Existenzmittel zugeflossen kamen, als könnten wir den Arbeitern durch nichts sonst die Möglichkeit verschaffen, ihr Dasein zu fristen, als indem wir sie nötigen, allerlei Gegenstände hervorzubringen, welche für sie vom Übel, für uns aber vom Überfluß sind.

Nach einer dritten Lehre, welche die allerverbreitetste ist, wird uns das Folgende vorgehalten: Da einmal eine Teilung der Arbeit besteht, so erscheint ein jedes Werk, mit welchem sich der Mensch beschäftigt, und jeder tätige Mensch überhaupt, als der Beamte, der Geistliche, der Landwirt, der Fabrikant, der Kaufmann gerade so nützlich, daß er alle jene Mühen der Arbeiter, aus denen er Nutzen zieht, redlich wieder einlöst. Einer dient dem Staate, der andere der Kirche, der dritte der Wissenschaft, der vierte der Kunst und der fünfte demjenigen, welcher seine Dienste dem Staat, der Wissenschaft, der Kunst gewidmet, und alle sind der festen Überzeugung, daß ihr an die Menschheit Gegebenes dem von derselben Empfangenen sicherlich die Waage hält. Das Merkwürdige dabei ist, daß diese Leute, die ohne Ruhe und Rast ihre Ansprüche an Wohlleben und Luxus in die Höhe steigern, ohne ihre Leistungen dementsprechend zu vermehren, unerschütterlich feststehen in dem Wahn, daß ihre Tätigkeit alles, was sie von der Welt empfangen, vollauf begleiche.

Hört man indessen an, wie diese Leute über einander urteilen, so erhellt, daß jeder einzelne bei weitem nicht nach der Größe seines Verbrauchs wertgeschätzt wird. Die Beamten urteilen, daß die

Leistungen der Landwirte lange nicht das wert seien, was diese verbrauchen; die Landwirte urteilen in ähnlicher Weise über die Kaufleute, die Kaufleute über die Beamten und so weiter. Allein das macht die Leute durchaus nicht irre, sie versichern einander nach wie vor, daß jeder einzelne gerade so viel von den Mühen anderer Vorteil ziehe, als er anderen durch seine Leistungen gewähre. Das führt uns auf den Schluß, daß nicht nach der Leistung sich der Lohn bestimme, sondern nach dem Lohn die angebliche Leistung. – So reden die Leute aufeinander los, doch in der Tiefe ihrer Seele wissen sie sehr wohl, daß alle diese Rechtfertigungen sie nicht rein waschen; daß sie für das Volk der Arbeiter ganz und gar unnötig, daß sie nicht von Rechts wegen aus den Mühen der Arbeiter Vorteil ziehen, auch nicht dank jener Teilung der Arbeit, sondern einzig daher, weil sie die Macht in den Händen haben, so zu handeln, und weil sie so tief in der Verderbnis stecken, daß sie von solchem Tun nicht abzulassen vermögen.

Alles das kommt nun einzig und allein von jenem Grundübel, daß die Leute sich einbilden, man könne ein sittlich gutes Leben führen, ohne der Ordnung gemäß die erste dazu erforderliche Eigenschaft sich angeeignet zu haben.

Diese erste Eigenschaft ist die Enthaltsamkeit.

VIII.

Ein sittlich gutes Leben ohne die Enthaltsamkeit hat es niemals gegeben, kann es niemals geben. Ohne Enthaltsamkeit ist ein solches Leben gar nicht denkbar. Jedes Streben nach sittlicher Veredlung muß mit der Enthaltsamkeit beginnen.

Es gibt eine Leiter der Tugenden, und der Mensch muß mit der ersten Sprosse dieser Leiter beginnen, will er die folgenden erklimmen. Die erste Tugend, welche der Mensch sich aneignen muß, um andere zu erringen, ist das, was bei den Alten *enkráteia* oder *sophrosyne* hieß, das ist Überlegung oder Selbstbeherrschung.

Wenn in der christlichen Lehre Enthaltsamkeit in den Begriff der Selbstverleugnung eingeschlossen ist, so bleibt nichtsdestoweniger die Aufeinanderfolge der Tugenden immer die gleiche, und ohne

Enthaltsamkeit ist eine Gewinnung von christlichen Tugenden ganz unmöglich – nicht etwa darum, weil irgend ein Schlaukopf sich das herausgeklügelt hat, sondern weil es in der Natur der Sache liegt.

Enthaltsamkeit ist der erste Schritt zu allem Tugendleben. Allein auch die Enthaltsamkeit erreicht man nicht auf einmal, sondern stufenweise. Enthaltsamkeit ist die Befreiung des Menschen von der Fleischeslust, ist die Unterwerfung in die Gebote der Überlegung – *sophrosyne*. Doch der Mensch hat sinnliche Begierden der verschiedensten Art, und um den Kampf gegen dieselben mit Erfolg zu bestehen, muß er denselben mit den elementaren, zu Grunde liegenden Begierden anfangen, das heißt mit solchen, auf welchen andere, zusammengesetzte sich aufbauen, nicht aber mit den zusammengesetzten, welche auf den elementaren beruhen. Es gibt zusammengesetzte Regungen der Sinneslust, als die Lust der Ausschmückung des Leibes, der Spiele, der Lustbarkeiten, des müßigen Geplauders, der Neugier und eine Unzahl anderer, und es gibt andererseits einfache, elementare Regungen der Fleischeslust, als Völlerei, Müßiggang, Wollust. Im Kampfe gegen die sinnlichen Regungen soll der Mensch nicht beim Ende anheben, bei den zusammengesetzten Begierden, er soll mit den elementaren Begierden den Anfang machen, und das in einer bestimmten Ordnung. Diese Ordnung aber bestimmt sich durch die Natur der Dinge und durch Überlieferung der menschlichen Weisheit.

Ein der Völlerei ergebener Mensch ist nicht imstande, gegen die Trägheit anzukämpfen; ein der Völlerei und dem Müßiggang Ergebener wird es nicht über sich gewinnen, gegen die Wollust anzukämpfen. Darum hat nach den Lehren der Weisen aller Zeiten das Streben nach Enthaltsamkeit mit dem Kampf gegen die Fleischeslust der Völlerei – mit dem Fasten zu beginnen.

In unserer Welt, wo in so hohem Grade und seit undenklichen Zeiten alle ernsthafte Beziehung zur Erwerbung eines Tugendlebens verloren ist, daß die allererste Tugend, die Enthaltsamkeit, ohne welche keine andere möglich, für überflüssig gilt, weiß man auch nichts mehr von jener Folgerichtigkeit, jenem stufenweisen Aufgang, welcher zur Gewinnung dieser ernsten Tugend nötig ist. Ganz und gar vergessen und vernachlässigt ist das Fasten; das Urteil der Welt lautet: „Fasten ist ein dummer Aberglaube, Fasten ist nichts weniger als nötig." Indessen gerade so, wie die erste Bedingung

eines sittlich guten Lebens die Enthaltsamkeit, so ist die erste Bedingung der Enthaltsamkeit – das Fasten.

Man kann wohl suchen und trachten, ein guter Mensch zu werden, von den Höhen der Sittlichkeit träumen, ohne zu fasten; doch in Wirklichkeit ein guter Mensch sein, ohne zu fasten, das ist gerade so undenkbar als Gehen, ohne sich auf die Füße zu stellen.

Fasten ist notwendige Bedingung eines sittlich guten Lebens. Völlerei war jederzeit und ist auch heute das erste Kennzeichen von dem Gegenteil – von lasterhaftem Leben. Und leider haftet dieses Kennzeichen in hohem Grade an dem Wandel der Mehrzahl unserer Zeitgenossen. Blicken Sie auf die Gesichtsbildung und den Körperbau der Leute unserer Kreise und unseres Zeitalters – überall fallen Ihnen Gesichter mit herabhängendem Kinn und Wangen auf, überall sehen Sie schwerfällige Körper mit verfetteten Gliedmaßen und stark entwickelten Bäuchen – Menschen, die sich durch ihren Wandel den Stempel niedriger Laster aufgedrückt haben. Es kann auch gar nicht anders sein. Betrachten Sie nur unsere Lebensweise, ergründen Sie, was die meisten Leute unserer Welt in Bewegung setzt; fragen Sie sich, worin das Hauptinteresse dieser Menschen besteht? Wie wunderlich das auch erscheinen mag – uns, die wir gewohnt sind, unsere wahren Interessen zu verstecken und nur die falschen, künstlichen herauszukehren, – das Hauptinteresse des Lebens bei der Mehrzahl unserer Zeitgenossen geht auf Befriedigung des Geschmacks, auf Essen – Fressen. Von den ärmsten an bis zu den begütertsten Klassen der Gesellschaft auf ist meines Erachtens die Gefräßigkeit das verbreitetste Laster unseres Lebens. Der unbemittelte Arbeiterstand bildet nur insoweit eine Ausnahme, als Not und Mangel ihn zwingend abhalten, diesem Laster zu frönen. Sobald er jedoch Zeit und Mittel dazu findet, geht er, den Begüterten eifrig nachäffend, die allerfettesten und teuersten Leckerbissen sich einzukaufen, um auch einmal nach Herzenslust zu essen und zu trinken. Je mehr er verschlingt, für um so glücklicher hält sich der arme Narr, ja auch für um so kräftiger und gesünder. Und in solchem Wahne bestärken ihn die höheren Klassen, welche Speise und Trank gerade aus dem gleichen Gesichtspunkt betrachten. Die Vertreter dieser Klassen verstehen unter Glück und Gesundheit (darin bestärkt durch die Lehren der Ärzte, die behaupten, daß die allerteuerste Nahrung, das Fleisch, auch die gesündeste sei) nichts anderes als

eine nahrhafte, wohlschmeckende, leichtverdauliche Kost – gutes Freßmaterial – obwohl sie sich alle erdenkliche Mühe geben, das vor der Welt zu verhehlen.

Blicken Sie auf das Leben der reichen Leute, lauschen Sie auf ihre Gespräche. Was für erhabene Gegenstände sind es, mit welchen diese Leute sich vorgeblich befassen: Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Poesie, auch die Verteilung der Erdengüter, der Wohlstand des Volkes, die Erziehung der Jugend – aber alles das ist bei der gewaltigen Mehrzahl – Lüge; all das dient nur zur Ausfüllung der Lücken, der Zwischenstunden, welche die verschiedenen Hauptstücke des Tagewerks von einander trennen: zur Ausfüllung der Pausen zwischen Frühstück und Mittag, so lange der Magen noch voll ist und man nicht mehr essen kann. Das wahre, lebendige, eingefleischte Interesse der Mehrheit unserer Zeitgenossen, der Männer wie der Frauen, ist immer das Essen, besonders bei der heranreifenden Jugend. Wie werden wir essen, was werden wir essen, wann, wo? Nicht eine Festlichkeit, nicht ein freudiges Ereignis, nicht eine Einweihung, Eröffnung irgend einer beliebigen Anstalt kann ohne ein Essen gefeiert werden.

Blicken Sie auf die reifende Menschheit. An ihr ist dieses Laster am deutlichsten ausgeprägt. „Museen, Bibliotheken, Parlament – wie interessant! Aber wo sollen wir speisen? Wer hat die beste Küche? Ja, schauen Sie nur auf diese Leute, wie sie zur Mahlzeit erscheinen: herausgeputzt, frisiert und parfümiert zu der mit Blumen geschmückten Tafel heran – wie man sich so vergnügt die Hände reibt, wie man da tänzelt und schmunzelt Könnte man einen Blick in ihre Seelen werfen – worauf zielt denn bei diesen Menschen alles hin? – Appetit zum Frühstück und zum Mittag. Was ist die härteste Strafe von Kindheit auf? Auf Wasser und Brot gesetzt werden. Welche unter allen Handwerkern erhalten die höchsten Löhne? Die Köche. Worauf konzentriert sich das Interesse der Hausfrau? Was bildet den Hauptgegenstand der Gespräche und Plaudereien der Hausfrauen aus dem Mittelstand? Und wenn die Gespräche in höheren Ständen nicht diesem Gegenstande zuneigen, so liegt der Grund davon keineswegs darin, daß diese Höheren höher gebildet und mit ihren höheren Interessen beschäftigt sind, sondern einzig darin, daß sie eine Haushälterin, einen Haushofmeister haben, welche dafür einstehen, daß die herrschaftliche Tafel immer aufs aller-

beste bestellt sei. Versuchen Sie doch mal, sie dieser Bequemlichkeit zu berauben, und Sie werden bald sehen, was diesen Herrschaften Sorge bereitet. Alles läuft immer hinaus auf die Frage des Essens; man vertieft sich in Betrachtungen über die Preise des Geflügels, über die beste Methode, Kaffee zu kochen, Pasteten und süße Kuchen zu backen und so weiter.

Kommen die Leute zusammen, sei der Anlaß ihrer Vereinigung Taufe, Leichenfeier, Hochzeit, Einweihung einer Kirche, feierliches Geleit oder Empfang, Fahnenweihe, Feier eines denkwürdigen Tages, etwa des Todes oder der Geburt eines großen Gelehrten, Denkers, Sittenlehrers, so ist die versammelte Gesellschaft dem Schein und dem Wortgepränge nach mit den allererhabensten Dingen beschäftigt. Aber sie stellen sich nur so an, sie wissen alle sehr wohl, daß da noch ein Essen bevorsteht, ein kostbares, delikates „Material", auch gute Getränke dazu, und das ist das Hauptmotiv, welches sie zusammenführt. Schon viele Tage vorher hat man zu diesem Zweck allerlei Tiere geschlachtet, ganze Körbe voll Delikatessen aus den gastronomischen Magazinen herbeigeschleppt, und die Köche nebst Gesellen und Küchenjungen, sowie die Einschenker und Buffetdiener, welche als Uniform steife Schürzen und weiße Nachtmützen tragen, haben „gearbeitet". Auch der Chef dieses Heeres von Dienern hat seine Arbeit getan, der Planer und Schlachtendenker, wofür er seine fünfhundert Rubel und dariiber monatlich bezieht. Geschlachtet, gemartert, gerührt, geknetet, gebraten, gebacken, angerichtet und verziert haben die Köche ihre Sachen, und mit besonderer Vornehmheit und Würde hat ferner der Chef des Servierens gearbeitet, fein berechnend, überlegend, mit künstlerischem Blick das Große und Ganze umfassend. Gearbeitet hat auch der Gärtner mit seinen Gehilfen, den reichen Blumenschmuck der Tafel herzustellen. Und die Geschirrspülerinnen … Es arbeitet eine Armee von Leuten, es werden verschlungen die Früchte von tausend Arbeitstagen, und alles zu dem Ende, daß die versammelte Gesellschaft über einen denkwürdigen großen Mann, Lehrer der Wissenschaft oder Moral, über einen verstorbenen Freund sich unterhalte, oder einem neuvermählten Paar, das zu den Pforten des Ehelebens einzieht, ein freundschaftliches Geleit erteile.

In den Lebensformen der unteren und mittleren Stände ist klar zu erkennen, daß jede Festlichkeit, Leichenfeier, Hochzeit Taufe –

nur eine Gelegenheit zum Schmausen ist. So wird die Sache in diesen Kreisen auch aufgefaßt. Das Essen vertritt dermaßen die Stelle des eigentlichen Motivs der Versammlung, daß im Griechischen und Französischen Hochzeit und Gastmahl sinnverwandte Begriffe sind. Doch in den höheren Ständen, vornehmlich unter den „verfeinerten" Menschen der reichen Klassen, geht man mit einer gewissen Kunst zu Werke, um diese Freßgier nach Möglichkeit zu verbergen und sich den Schein zu geben, als sei das Essen Nebensache, eine Sache, die nur so anstandshalber mitlaufe. Sie haben's auch sehr bequem, diese Herrschaften, sich das so vorzustellen, da sie ja jederzeit im brutalsten Sinne des Wortes gesättigt sind und niemals Hunger spüren.

Sie geben sich den Schein, als sei das Essen, das üppige Mahl, für sie ein Nebending, sogar eine Last; aber das ist Lüge. Versuchen Sie einmal, diesen Leuten anstatt der fein zubereiteten Speisen – ich will nicht sagen Wasser und Brot, aber doch Nudelsuppe und Grützebrei vorzusetzen, und schauen Sie an, was für einen Sturm das hervorrufen, wie sich da herausstellen wird, daß auch in der Gesellschaft dieser Menschen nicht dasjenige das Hauptinteresse bildet, was sie heuchlerisch herauskehren, sondern die Fleischeslust – gut Essen und Trinken.

Betrachten Sie, womit die Leute Handel treiben, gehen Sie durch die Straßen der Stadt und sehen Sie an, was verkauft und gekauft wird: Kleidungsstücke, Vorräte für Küche und Speisekammer. Das muß auch so sein, kann nicht wohl anders sein. Nicht an das Essen denken, diese Begierde des Fleisches im Zaum halten, ist nur für denjenigen möglich, welcher der Notdurft des Essens sich ergibt; wo aber der Mensch nur seinem vollen Magen nachgibt, wenn er aufhört zu essen, da kann von solcher Bezähmung nicht die Rede sein. Hat der Mensch einen Hang zu den Genüssen der Tafel, erlaubt er sich, diesem Hang nachzuleben, findet er solches Genießen recht und gut (wie es die ungeheure Mehrheit unserer Zeitgenossen findet, auch die gebildeten Leute, die in dieser Hinsicht den Ungebildeten gar nichts nachgeben), so gibt es keine Grenze für die Erhöhung der Genüsse, keine Schranke, über welche diese nicht hinauswachsen dürften. Die Befriedigung eines Bedürfnisses hat ihre Grenze; Genuß und Vergnügen gehen ins Unbegrenzte. Zur Befriedigung des Bedürfnisses ist es notwendig und genügend, Brot zu

essen, Reis zu essen; die Erhöhung und Verfeinerung des Genusses ist ohne Ende, da gibt's immer neue Zugaben, immer neue Arten der Zubereitung.

Das Brot ist die notwendige und genügende Nahrung (Beweis dafür sind die Millionen gesunder, kräftig gebauter, beweglicher Menschen, welche bei ausschließlicher Brotnahrung unendlich viel Arbeit leisten). Besser ist freilich, das Brot mit einer Zugabe zu genießen. Gut ist es, das Brot mit Wasser zu netzen, das mit einem Stück Fleisch abgekocht ist. Besser noch, in solches Wasser Gemüse einzulegen. Gut ist auch, Fleisch zu essen. Und das Fleisch ist besser, wenn es nicht abgekocht, sondern über schnellem Feuer geröstet ist – mit etwas Butter und Salz, frisch mit dem Blut, besonders gewisse Teile des Fleisches. Dazu noch Gemüse und Senf. Wein dazu trinken ist auch nicht übel, vorzüglich den roten. Der Hunger ist nun gestillt, aber man kann noch etwas Fisch nehmen, besonders wenn er mit einer Sauce bereitet ist, auch ein Glas Weißwein. Jetzt, sollte man denken, geht von dem Fetten und Gewürzten nichts mehr in den Menschen. Aber Süßes kann man noch essen, im Sommer Gefrorenes, im Winter Kompott, Eingemachtes … Das ist das Mittagessen, ein bescheidenes Essen. Die Genüsse desselben lassen sich sehr in die Höhe steigern. Und man steigert denn auch fleißig, und dieses Haschen nach Genüssen ist ohne Maß und Ziel. Da sind allerlei appetitreizende Vorgenüsse (russisch *Sakuski*) und die sogenannten *entremets*; der Nachtisch mit unzähligen Anhängseln für die Leckermäuler, allerlei Zusammenstellungen wohlschmeckender Sachen und Sächelchen, auch Blumen und sonstige Verzierungen, Tafelmusik …

Wahrhaft erstaunlich ist, daß Menschen, die alle Tage in derartigen Tafelgenüssen schweigen, gegen welche das Gastmahl des Belsazar, das jene wunderbare Drohung hervorrief, ein Nichts bedeutet, in allem Ernst behaupten, man könne dabei sehr wohl ein tugendhaftes Leben führen.

IX.

Fasten ist die notwendige Bedingung eines tugendhaften Lebens. Aber auch im Fasten, wie in der Enthaltsamkeit überhaupt, stößt uns die Frage auf, womit das Fasten beginnen, wie sich da einrichten – wie oft essen, was essen und was nicht essen? Und wie man nicht ernsthaft an einem Werke schaffen kann, ohne sich einer gewissen, durch das Wesen der Sache bestimmten Folgerichtigkeit in seinem Tun zu befleißigen, ebenso kann man auch nicht fasten, ohne vorher zu wissen, womit das Fasten anzufangen, was in Absagung der Nahrungsmittel voranzugehen habe.

Fasten. Auch noch im Fasten diese Peinlichkeit, dieses Suchen nach dem Anfang. Der Gedanke scheint der großen Masse unserer Zeitgenossen lächerlich, absurd.

Ich entsinne mich, wie eines Tages, ganz stolz auf seinen originellen Einfall, ein gegen die asketische Richtung der Klostergeistlichkeit eifernder Evangelischer zu mir sagte: „Unser Christentum steht nicht auf Fasten und Entsagen, es besteht mit Beefsteaks." Christentum, Tugend überhaupt – mit Beefsteaks!

Durch eine lang andauernde Finsternis mit haltlosem Schwanken zwischen Heidentum und Christentum, haben sich so viele wüste, sittenrohe Begriffe in unser Leben eingefressen, besonders in jener niedersten Region der ersten Schritte, daß es uns schwer fällt, die ganze Frechheit und Tollheit zu erfassen, welche in solchem Hinweis auf ein Christentum mit Beefsteaks sich herauswagt. Warum schrecken wir nicht zurück vor einer so wahnsinnigen Behauptung? – Weil sich an uns jenes Wundersame vollzogen hat, daß wir schauen und nicht sehen, daß wir hören und nicht merken. Es gibt keinen Gestank in der Welt, an welchem der Mensch nicht schon herumgeschnuppert, keinen Klang, auf den er nicht gelauscht, keine Mißgestalt, die er nicht schon ins Auge gefaßt hätte, so daß er endlich dasjenige ganz übersieht, was dem Neuling als ein Wunderding erscheinen muß. Das Nämliche haben wir im Reich der Sittlichkeit. – Christentum und Moral mit Beefsteaks!

Unlängst besuchte ich ein Schlachthaus in unserer Stadt Tula. Dieses Schlachthaus ist nach dem neuesten System erbaut und eingerichtet, wie solche Häuser gegenwärtig in allen größeren Städten

zu finden sind – mit Einrichtungen, welche die Quälereien und Grausamkeiten gegen das Schlachtvieh nach Möglichkeit verringern sollen. Es war an einem Freitag, zwei Tage vor dem Pfingstfest. Eine Menge Vieh stand da im Hof bereit. – Schon lange vorher, als ich das vortreffliche Buch *„Ethics of Diet"* gelesen habe, stieg in mir der Wunsch auf, einmal ein Schlachthaus zu besuchen, um mit eigenen Augen das Wesen jener Sache anzuschauen, von welchem bei Beurteilung der Vegetarierlehre notwendig die Rede ist. Allein eine gewisse Scheu hielt mich immer wieder ab, dieses Vorhaben auszuführen, etwas wie Scham und Skrupel des Gewissens, hinzugehen in der Absicht, Quälereien und Grausamkeiten anzusehen, welche sicherlich geschehen mußten und welche abzuwenden ich ganz und gar nicht in der Lage sein würde.

Doch da führte mir eines Tages ein böses Geschick einen Fleischer in den Weg. Der Mann, welcher seine Heimat besucht hatte und jetzt nach Tula zurückging, war noch wenig geübt in seinem Fach; seine Obliegenheit war das Stechen mit dem Dolchmesser. Ich fragte ihn, ob es ihm nicht wehe tue, das Vieh zu schlachten; und wie die Antwort auf solche Frage in der Regel ausfällt, fiel auch die seine aus: „Was soll mir das wehe tun? Es muß ja sein." Als ich ihm darauf auseinandersetzte, daß Fleischnahrung durchaus nicht notwendig sei, sondern nur zu den Gewöhnungen des Luxus gehöre, gab er mir bald zu, daß die Sache bedauerlich erscheine. „Was soll man machen, die Menschen wollen genährt sein", sagte er. „Früher, habe ich mich gefürchtet, zu schlachten. Mein Vater, der hat in seinem ganzen Leben kein Huhn abgetan." Die große Masse des russischen Volkes hat einen ausgesprochenen Widerwillen gegen das Schlachten, ein herzliches Bedauern mit den armen Tieren, welches Gefühl der gemeine Mann mit dem Ausdruck „Fürchten" bezeichnet. Auch mein Weggenosse hatte dieses Fürchten gehabt, aber es war ihm vergangen. Er belehrte mich, daß die heißeste Arbeit allemal auf den Freitag falle, wo es bis an den späten Abend keine Ruhe gebe.

Neulich plauderte ich über den gleichen Gegenstand mit einem Soldaten, welcher ebenfalls das Fleischerhandwerk ausübt; auch er tat ganz erstaunt über meine Äußerung, daß Schlachten etwas Bedauerliches sei, und erwiderte mir tapfer, daß es nötig, gesetzlich, also ganz in der Ordnung sei. Doch im weitern Verlaufe des Gesprä-

ches zeigte sich klar, daß auch in ihm jenes Mitgefühl noch rege war: „Besonders wenn es ein folgsames, gutartiges Vieh ist“, stimmte er mir bei. „Es geht den bösen Weg, das herzliebe Tier, und ist voll Vertrauen auf seinen Führer. Das tut weh.“

Schauderhaft! … Entsetzlich sind weniger die Leiden und der Tod der Tiere als der Umstand, daß der Mensch ohne Not die edelste Regung seiner Seele, das Mitleid für die Mitgeschöpfe, in sich unterdrückt, mit Gewalt sein Herz dagegen verhärtend. Und wie tief ist es eingegraben in das Menschenherz, das Verbot, die Tiere zu töten!

Wir wanderten einmal auf einer Straße unweit Moskau, und Lastführer, welche von Serpuchoff nach einem Walde fuhren, um Holz zu führen, nahmen uns eine Strecke Weges auf ihre Wagen. Ich saß auf dem vordersten neben dem Fuhrmann, einem kräftigen, ungeschliffenen Bauersmann mit blaurotem Gesicht, aus dessen Zügen das Laster der Trunksucht schaute. In einem Dorf einkehrend, bemerkten wir, daß an einem der letzten Gehöfte ein wohlgemästetes, rosig behäutetes Schwein zur Schlachtbank gezerrt wurde. Das Tier kreischte mit verzweiflungsvoller Stimme, was dem menschlichen Schrei sehr ähnlich gellte. Just in dem Augenblick, als wir vorüberfuhren, begannen die Leute das Schwein zu schlachten. Einer derselben zückte ein langes Messer und stach damit in den Hals des Tieres. Es kreischte noch lauter auf, riß sich los und sprang davon, von Blut überströmt. Da ich kurzsichtig bin, konnte ich nicht alle Einzelheiten der Handlung wahrnehmen; ich sah nur den rosigen Körper, der in seiner Hautfarbe dem menschlichen so ähnlich, hörte das herzzerreißende Geschrei; der Lastfuhrmann aber sah jedes einzelne ganz genau und blickte unverwandt nach der Schlachtstätte hin. Das Schwein ward eingefangen, niedergezwungen und fertig geschlachtet. Als sein Geschrei verstummte, stieß mein Nebenmann einen schweren Seufzer aus. „Soll man denken, daß der Mensch so was nicht zu verantworten hat?“ murmelte er in seinen Bart.

Wie mächtig, wie tief eingewurzelt ist in den Menschen der Abscheu gegen alles Töten! – Indessen böses Beispiel, Aufmunterung der menschlichen Freßgier, die Behauptung, daß solches Morden von Gott eingesetzt und erlaubt sei, und am meisten die Gewohnheit haben den Menschen bis zum völligen Verlust dieses natürlichen Gefühls herabgeführt.

An einem Freitag ging ich nach Tula. Unterwegs traf ich einen

Beamten, einen sanften und herzensguten Menschen; den überredete ich, mit mir zu gehen.

„Ja, ich habe davon gehört, soll eine vorzügliche Einrichtung sein, möchte mir das Ding wohl einmal ansehen, aber an einem Tage, wo geschlachtet wird, bleibe ich weg."

„Warum denn? Das will ich mir eben ansehen! Wer Fleisch genießt, muß auch mal ansehen können, wie man schlachtet."

„Nein, nein, ich kann das nicht …"

Hierbei ist bemerkenswert, daß dieser Mann ein eifriger Jäger ist, der Vögel und allerlei Wild erlegt.

Wir waren am Ziel. Ein schwerer, ekelerregender Fäulnisgeruch, wie der Gestank von Tischlerleim, füllte die Luft vor der Einfahrt des Hauses. Je näher wir herankamen, desto empfindlicher ward der Geruch. Das Gebäude, blutrot, von Ziegelsteinen errichtet, sehr groß, mit Gewölben und hohen Essen, war nichts weniger als anmutig. Wir schritten durch das Tor. Rechts eröffnete sich ein weiter Hof, etwa eine Viertel-Dessjatine, von einem Zaun umgeben. Dies ist der Platz, nach welchem an zwei bestimmten Wochentagen verkäufliches Vieh angetrieben wird; im Hintergrunde des Hofes steht das Aufseherhäuschen. Links zogen sich in langer Reihe die Schlachtkammern, die „Kamori", wie sie der Russe heißt, Gelasse mit hohen Bogentüren, mit etwas gehöhlten Fußböden von Asphalt und verschiedenartigen Vorrichtungen zum Aufhängen, Ausweiden und Fortschaffen der geschlachteten Tiere. An der Wand des Hauses saßen sechs Mann Fleischer auf einer Bank; alle trugen bluttriefende Schürzen und hatten die mit Blut bespritzten Hemdärmel hoch über die muskelkräftigen Arme aufgestreift. Sie hatten ihr Tagewerk vor einer halben Stunde beendigt, so daß wir an diesem Tage nur die leeren Kamori besichtigen konnten. Obgleich an zwei Seiten die Türen weit aufgesperrt waren, erfüllte diese Gelasse ein schwerer Geruch von warmen Blut, der Fußboden war braunrot überglänzt und in den Vertiefungen desselben stand das schwarze geronnene Blut.

Einer von den Fleischern schilderte uns die Prozedur des Schlachtens und zeigte den Schauplatz seiner Heldentaten. Ich verstand den Mann nur halb und machte mir eine falsche, ganz fürchterliche Vorstellung von den Einzelheiten dieses rohen Handwerks, wobei ich mir dachte, daß die Wirklichkeit, wie das so zu gehen pflegt, einen minder tiefen Eindruck auf mich machen werde als das

Grauenbild meiner Phantasie. Doch darin irrte ich.

Das nächstemal kam ich zu rechter Zeit in das Schlachthaus. Es war am Freitag vor dem Pfingstfest – ein heißer Junitag. Die Gerüche von Leim und Blut waren am frühen Morgen noch intensiver als während meines ersten Besuches. Die Arbeit war in vollem Gange. Der ganze staubüberwehte Platz war angefüllt mit Schlachtvieh, und dieses ward eben eingetrieben zu den Hürden der Kamori. Auf der Straße, vor der Einfahrt, standen Fuhrwerke, an deren Leiter- und Deichselstangen Ochsen, Kälber und Kühe angebunden waren. Fleischerkarren mit kräftigen Rossen bespannt, beladen mit lebender Ware, bei der stumpf glotzende Augen und wackelnde Köpfe zum Vorschein kamen, rollten heran und wurden entladen; ebensolche Karren mit aufragenden oder herumbaumelnden Füßen bereits geschlachteter Tiere, mit deren Köpfen, hellroten Lungen, dunkelbraunen Lebern rasselten vom Schlachthaus ab. An der Verzäunung standen Reitpferde der Viehhändler. Diese Großherren des Handels, in langen schwarzen Röcken stolzierend, mit Gerten oder Peitschen bewaffnet, schritten im Hofe umher, hier das Vieh eines Verkäufers mit einer schwarzen Schmiere von Birkenteer bezeichnend, dort feilschend und prüfend, oder den Antrieb der Ochsen nach den Hürden überwachend, aus welchen das Schlachtvieh nach den Kamori abgeführt wurde. Alle diese Herren waren augenscheinlich ganz und gar von Geldspekulationen, Berechnungen, geschäftlichen Erwägungen hingenommen, und der Gedanke, ob es recht oder unrecht sei, die unschuldigen Tiere zur Schlachtbank zu liefern, lag ihnen wohl gerade so fern, als eine Untersuchung der chemischen Bestandteile des Blutes, welches an den Asphaltböden der Kamori klebte.

Von den Fleischern war im Hofe niemand zu sehen, sie waren alle in den Kamori bei der Arbeit. An die hundert Stück Ochsen wurden an dem Tage geschlachtet. Ich betrat eine Kamora und blieb an der Türe stehen. Weiter konnte ich nicht wohl hinein, denn von geschäftigem Hinundher mit der geschlachteten Ware ging es eng her in dem Raume, und da das Blut unten in Strömen floß, von oben herabtropfte, alle die Fleischer von Kopf bis zu den Füßen umtroff, so lief ich Gefahr, bei kühnerem Vordringen auch mit diesem Blutzeichen gebrandmarkt zu werden. Hier ward ein ausgespannt hängender Tierkörper herabgenommen, dort einer zum Ausgang ge-

führt, ein dritter – ein eben geschlachteter Ochse – lag mit den weißen Füßen nach oben, und ein Fleischer trennte mit starker Faust das durchschnittene Fell auf. Durch eine Tür, welche derjenigen, an der ich Fuß gefaßt hatte, gegenüber lag, führte man jetzt einen großen, fetten Stier herein. Zwei Mann zerrten ihn vor. Und kaum hatten sie ihn herein, da sah ich, wie einer der Messerhelden sein blankes Instrument gegen den Hals des Tieres zückte und wuchtig zustieß. Der Stier, als hätte man ihm mit einem Schlage alle vier Füße abgeschmettert, brach zusammen, schlug hin auf den Bauch, wälzte sich auf die Seite und begann mit den Füßen und dem ganzen Hinterteil zu schlagen. Wie der Blitz fiel einer der Fleischer über das Vorderteil des Tieres, wo er sicher war vor den ausschlagenden Füßen, packte die Hörner, drückte den Kopf zu Boden und ein anderer Fleischer durchschnitt mit einem kurzen Messer den Hals, worauf unter dem Kopf des Stieres ein Strom von schwarzrotem Blut hervorschoß, welches von einem blutbesudeltem Bürschchen in ein blechernes Becken aufgefangen wurde. Die ganze Zeit, während dies geschah, zuckte und zerrte das Tier unablässig mit dem Kopf, als wollte es aufstehen, und zappelte mit allen vier Füßen in der Luft. Das Becken füllte sich rasch, doch der Stier blieb lebendig und schlug so heftig mit den Vorder- und Hinterfüßen, daß selbst die Fleischer zurückwichen. Als das Becken voll war, trug es der Bursche auf dem Kopf nach einer Anstalt für Albuminbereitung, während ein anderer Bursche ein zweites Becken unter den Strom hielt. Auch dieses füllte sich rasch an. Immer noch dauerten die gräßlichen Bewegungen des Tieres fort. Als der Blutstrom nachließ, erhob ein Fleischer den Kopf des Stieres und begann ihm das Fell abzuziehen. Immer wieder schlug das Tier mit den Füßen. Der Kopf, schon seiner Haut entblößt, blutigrot und weißgeädert, nahm jede Lage an, die man ihm gab; sein Fell hing an beiden Seiten herab. Das Aufzucken und Schlagen hörte nicht auf. Endlich packte ein Fleischer ein Bein des Tieres, brach es und hieb es ab. Wieder ein leises Schüttern durch Rumpf nach einer horizontal liegenden Winde und spannte ihn auf. Jetzt endlich war's mit den Bewegungen zu Ende.

So schaute ich von meinem Standpunkt an der Tür noch auf ein zweites, drittes und viertes Schlachtopfer. An allen wiederholten sich die eben geschilderten Erscheinungen. Ein Unterschied lag nur darin, daß der Zustecher nicht jedesmal gleich die Stelle traf, von

welcher das Tier zu Falle kam. Nicht selten tat dieser Vorfechter einen Fehlstoß, und das Tier bäumte sich auf, brüllte in schauerlichen Tönen und riß sich, von Blut überströmt, aus den Händen los. In solchem Fall zerrte man das Vieh unter ein Eckholz, stach oder schlug noch einmal, und das Opfer brach zusammen.

Ich näherte mich sodann auch jener Tür, durch welche man die Tiere hereinzog. Da schaute ich das Nämliche, nur näher und darum deutlicher. Ich richtete mein Augenmerk hauptsächlich auf das, was mir an der ersten Tür entgangen war: womit sie die Ochsen zwangen, durch die Bluttür hereinzugehen. Jedesmal, wenn sie einen Stier aus der Hürde nahmen und ihn an einem über die Hörner gebundenen Strick voranzerrten, sperrte sich das Blut witternde Tier, brüllte heiß auf und riß zurück. Zwei Mann wären nicht imstande gewesen, das Vieh mit Gewalt hereinzuschaffen. Darum ging allemal ein Fleischer von hinten heran, nahm den Schwanz des Tieres, drehte ihn wie zur Schraube, brach den Schwanzknoten, daß die Knorpeln rasselten, – und das Tier brach reißend vor.

Mit dem Vieh eines Herrn zu Ende, ging man an dasjenige eines zweiten. Das erste Stück aus dieser Partie war ein prächtiger Stier. Herrlich gebaut, von Rasse, schwarz mit weißen Flecken, die Füße schneeweiß – ein junges, muskulöses, energisches Tier. Man zerrt es vor; es senkt den Kopf und sperrt sich mit aller Kraft. Da packt der von hinten zutappende Fleischerknecht – etwa wie der Maschinist nach der Klappe einer Dampfpfeife hinlangt – den Schwanz des Tieres, dreht ihn zusammen, daß die Knorpeln krachen, und der Stier bricht vor, die am Strick ziehenden Leute umreißend. Wieder stemmt er sich trotzig auf, mit seinen schwarzen, blutunterlaufenen Augen von unten hervorblitzend. Aber aufs neue jenes Rasseln im Schwanz, einen Satz macht der Stier – und ist schon da, wo ihn die Leute haben wollen. Rasch tritt der Zustecher vor, zielt, fährt zu … Er hat einen Fehlstoß getan. Der Stier prallt hoch auf, wirft den Kopf hin und her, brüllt entsetzlich, reißt sich, in Blut gebadet, los und bricht aus. Alles Volk in den Türen fährt auseinander. Aber die geschulten Fleischer werfen sich mit einer Bravour, wie sie nur aus täglichem Bestehen solcher Gefahren sich herausbildet, rasch auf ihr Opfer, fassen den Strick – zum drittenmal jenes abscheuliche Schwanzdrehen, herein mit dem Tier in die Kamora und sofort unter das Eckholz, aus welchem alles Entkommen unmöglich. Nun

zielt der Fechter scharf nach jener Stelle, wo die Härchen sternförmig auseinanderstehen, findet sie trotz der Blutflüsse heraus, stößt zu, und das schöne, von blühendem Leben erfüllte Tier fällt zu Boden, schlägt heftig mit Kopf und Füßen, während man ihm das Blut abläßt und die Kopfhaut abzieht.

„Schau, schwarzer Teufel, bist mir nicht gefallen, wo ich dich haben wollte", brummte der Messerheld, sein Opfer bearbeitend.

Nach fünf Minuten starrt da ein roter Kopf an Stelle des schwarzen, ohne Haut, mit gläsern stierenden Augen, denselben Augen, aus welchen eben noch ein so mutig helles und warmes Leuchten hervorgestrahlt hatte.

Nach diesem begab ich mich in die Abteilung, wo man das Kleinvieh schlachtet. Eine große, längliche Kamora, Asphaltboden, Tische mit Rücklehnen, auf welchen Schafe und Kälber geschlachtet werden. Hier war die Arbeit schon beendigt. In dem von Blutgeruch erfüllten Raum befanden sich nur zwei Fleischerknechte. Einer hielt ein eben geschlachtetes Lamm an einem Fuß und klopfte mit der Hand über den geblähten Leib des Tieres; ein anderer, ein junger Pausback mit blutbefleckter Schürze, saß daneben und rauchte eine Zigarette. Sonst war niemand zugegen. bald nach mir trat ein entlassener Soldat herein; er trug einen an den Füßen geknebelten Hammel und legte ihn auf einen der Tische gerade wie auf ein Bett. Dieser Mann, offenbar gut bekannt mit den Fleischern, knüpfte sogleich ein Gespräch an, fragte unter anderem, wie oft der Meister Ausgang bewillige. Der Bursche mit der Zigarette trat herzu mit einem Messer, schärfte es am Tischrand, wobei er die Frage des Soldaten beantwortete. Der Hammel lag so still, als wäre er schon maustot, nur das kurze Schwänzchen wedelte gar lebhaft und in den Seiten war ein leises Zucken. Der Soldat hielt den aufstrebenden Kopf des Tieres ohne Anstrengung nieder. Die begonnene Plauderei fortsetzend, griff der Fleischerbursch mit der Linken an des Hammels Kopf und schnitt ihm in den Hals. Das Tier zitterte heftig auf, das Schwänzchen strammte sich an und hörte auf zu wedeln. Der junge Mensch begann nun, während das Blut auslief, die erloschene Zigarette wieder anzustecken. Hin floß das rote Blut, und der Hammel zuckte und zerrte unter den mörderischen Händen. Die Plauderei nahm ihren Fortgang ohne die geringste Unterbrechung … Mich faßte Grauen und Ekel.

Und alle die Hühner und Hähnchen, welche täglich in viel tausend Küchen mit halb durchschnittenen Hälsen, blutüberströmt so „drollig“ in die Höhe zappeln, so wild und schrecklich mit den Flügeln schlagen? … Da sieht man hernach, wie irgend ein zartes, feines Fräulein diesen Tierkörper mit Appetit verspeist, ohne die mindeste Regung eines Skrupels hinsichtlich der Rechtmäßigkeit ihres Tuns. Dabei stellt so ein Persönchen gewöhnlich zwei Behauptungen auf, welche sich gegenseitig ausschließen. Die erste: man sei, wie auch der Arzt bestätige, von so zarter Gesundheit, daß man bei ausschließlicher Pflanzenkost unmöglich bestehen könne; man bedürfe eben zur Kräftigung seines schwachen Organismus durchaus einer regelmäßigen Fleischnahrung; und die andere: man sei so zartfühlend und empfindsam, daß man nicht nur ganz unfähig sei, einem Tiere Leiden zu verursachen, sondern auch unvermögend, dergleichen nur anzusehen.

Indessen, geht man der Sache auf den Grund, so besteht die Schwäche dieser empfindsamen Dame nur darin, daß ihr anerzogen ist, eine dem Menschen unnatürliche Nahrung zu gebrauchen; den Tieren keine Leiden zu verursachen, kann ihr ernstliches Bestreben nicht wohl sein, sonst würde sie die Tiere nicht verspeisen.

X.

Man stelle sich nur nicht an, als wisse man nichts von diesen Dingen. Wir sind keine Vogel Strauße und können uns nicht einbilden, daß, wenn wir nur nicht hinschauen, dasjenige nicht geschehen werde, was wir nicht sehen wollen. Das geht hier um so weniger an, als wir dasjenige nicht sehen wollen, was wir essen wollen. Und dann noch eins: wenn Fleischnahrung dem Menschen notwendig wäre! … Aber sagen wir nicht notwendig, sagen wir nur, zu irgend etwas nütze – zu gar nichts.[2] Kann es ihm förderlich sein, wenn in ihm

[2] Diejenigen, welche daran zweifeln, mögen die zahlreichen, von Ärzten und Sittenlehrern über diesen Gegenstand geschriebenen Bücher lesen, in welchen bewiesen wird, daß das Fleisch für die Ernährung des Menschen unnötig ist. Man lasse sich nicht beirren durch die Stimmen der Ärzte und Lehrer des alten Testaments, welche die Notwendigkeit der Fleischnahrung predigen, immer darauf

tierische Gefühle großgezogen werden, wenn er zu Völlerei, Wollust, Trunksucht angespornt wird? – Wie aber jenes Licht der Menschheit leuchtet, zeigt sich in der immer häufiger auftretenden Erscheinung, daß junge, unverdorbene Menschen, besonders Frauen und Mädchen, ohne klar zu fassen, wie eins aus dem andern hervorgeht, im Herzensgrund spüren, daß wahre Tugend mit Beefsteaks unvereinbar und darum, sobald sie ernstlich nach einem guten Lebenswandel streben, der Fleischnahrung entsagen.

Was will ich denn hier sagen? Eben dieses, daß der Mensch, um sittlich gut zu werden, aufhören müsse, Fleisch zu essen? Ganz und gar nicht. Nur einschärfen möchte ich, daß zur Gewinnung eines sittlich guten Lebens eine gewisse Ordnung oder Reihenfolge guter Werke und Handlungen nötig ist; daß, wo das Trachten nach solchem Leben ein ernsthaftes ist, es notwendig in einer gewissen Ordnung sich bewegen wird; daß in solcher Ordnung die erste Tugend, um welche der Mensch zu werben und sich zu bemühen hat, die Enthaltsamkeit, die Selbstverleugnung ist. Aber auch in seinem Streben nach Enthaltsamkeit wird der Mensch unzweifelhaft wieder eine gewisse Ordnung zu beobachten haben, und in dieser Ordnung wird ihm als erster Gegenstand die Enthaltung von Dingen der Leibesnahrung – das Fasten – sich darstellen. Im Fasten endlich, wenn der Mensch ernsthaft und aufrichtig zum Guten strebt, wird immer das erste, wovon er zu lassen hat, der Gebrauch animalischer Nahrung sein; denn abgesehen von der durch solche Nahrung bewirkten Aufreizung der Lüste und Leidenschaften ist der Fleischgenuß auch unsittlich, indem er eine dem moralischen Gefühl widerstrebende Handlung – das Töten – erfordert und nichts anderes bezweckt, als eine Gier nach leckerer Speise zu befriedigen.

Warum nun eben die Enthaltung von animalischer Nahrung der erste Schritt im Fasten und im sittlich guten Leben überhaupt bedeutet, ist mit vorzüglicher Klarheit dargetan in dem Buche *„Ethics of Diet“*, und zwar nicht durch einen einzelnen Menschen, sondern durch die gesamte Menschheit in deren edelsten Vertretern, welche

---

pochend, daß ihre Vorfahren und sie selbst so lange an diesem Brauche festgehalten haben. Es ist ein Starrsinn, eine böswillige Intoleranz in diesem Sichanklammern an das Böse, wie solches bei Verfechtung des Alten und Überlebten in der Regel zu Tage tritt.

durch alle Dauer eines bewußten Lebens der Menschheit auf diese Wahrheit hinweisen.

„Wie kommt es denn aber, daß bis in unsere Tage, wenn doch die Unnatur und Unsittlichkeit animalischer Nahrung aus ältester Zeit erwiesen, der Menschheit immer bekannt war, die Leute nicht zur Erkenntnis dieses Gesetzes durchdringen?“ werden diejenigen fragen, deren Art es ist, nicht sowohl von ihrer Vernunft als von der öffentlichen Meinung sich leiten zu lassen. Die Antwort auf diese Frage lautet dahin, daß aller sittliche Fortschritt der Menschheit, welcher die Grundlage eines jeden Fortschritts bildet, immer nur langsam sich vollzieht; daß aber das Merkmal eines wahren Fortschritts (Gegenteils einer zufälligen Bewegung) in seiner Stetigkeit und seiner fortwährenden Beschleunigung liegt.

Solcher Art ist die Bewegung des Vegetariertums. Dieselbe findet ihren Ausdruck sowohl in allen Grundgedanken jener Schriftsteller, welche in dem genannten Buche angeführt sind, als auch in den Lebensformen der Menschheit selbst, welche mehr und mehr, ohne sich dessen bewußt zu werden, von der animalischen Nahrung ab- und der vegetabilischen zustrebt. Vollkommen klar und bewußt äußert sich dieses Streben in der mit bewundernswerter Kraft aufsprießenden und immer weiter um sich greifenden Bewegung des Vegetariertums. Diese Bewegung vollzieht sich in den letzten zehn Jahren mit stetig wachsender Geschwindigkeit; immer größer und bedeutender wird von Jahr zu Jahr der Schatz von Büchern und Zeitschriften, welche sich diesem Gegenstande widmen, immer ansehnlicher das Häuflein der Menschen, welche der Fleischnahrung entsagen, und im Ausland, vornehmlich in Deutschland, England, Amerika, mehren sich mit jedem Jahr die schon in stattlicher Zahl vorhandenen vegetarischen Herbergen und Gasthäuser.

Mit besonderer Freude muß diese Bewegung alle die Menschen erfüllen, welche ihren Lebenszweck darin finden, die Erfüllung des Reiches Gottes hier auf Erden anzustreben, und zwar nicht allein darum, weil das Vegetariertum ein wichtiger Schritt zu diesem Reiche ist (alle wahren Schritte sind wichtig) und nicht wichtig, sondern darum vorzüglich, weil darin ein deutliches, untrügliches Merkzeichen ist, daß das Streben nach sittlicher Vervollkommnung des Menschen ernst und aufrichtig unter uns lebt, da es die ihm eigene,

unabänderliche Ordnung angenommen hat, welche bei der ersten Sprosse anhebt.

Man hat sich dessen ebenso warm zu erfreuen, als etwa Leute sich freuen würden, welche nach eitlem Bemühen, durch halsbrecherisches Wändeklettern den obersten Stock eines Hauses zu gewinnen, endlich an der untersten Stufe der Haustreppe sich zusammenfinden, in stürmischen, froh bewegten Gruppen zur Höhe blicken, nun klar erkennend, daß der Aufstieg nach oben nicht ohne Gewinnung der ersten Stufe dieser Treppe auszuführen ist.

———

Diese Übersetzung ist Peter Brang zufolge textidentisch mit der Edition unter dem Titel *„Die erste Sprosse“* (Deutsche Verlags-Anstalt 1893).

Über den Gebrauch von Betäubungsmitteln

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoj

Warum die Menschen sich betäuben

(Dlja čego ljudi odurmanivajutsja? 1890)

Mit Anhang: Zuschriften von Dumas, Zola, Daudet, Jules Simon, Claretie, Charcot – Conrad Ferdinand Meyer, Möbius, Preyer, Büchner, Carrière.

Übersetzt von
Raphael Löwenfeld | 1891[1]

EINFÜHRUNG
(des Übersetzers)

Die Abhandlung „Warum die Menschen sich betäuben" ist eine Vorrede, die Leo Tolstoj zu dem Buche eines befreundeten Arztes verfaßt hat. Dr. Aleksejew hat eine umfangreiche Arbeit: „Die Geschichte des Kampfes gegen die Trunksucht" (*Istorija borby protiw pijantwa*) in russischer Sprache geschrieben und den Dichter um eine Einführung des Buches gebeten. Aleksejew, jetzt Arzt in Sibirien, hat vor Jahren Tolstoj bei der Bearbeitung seiner Volksbücher mit seinen Kenntnissen unterstützt, und dieser trug ihm um so lieber seinen Dank ab, als er dadurch auch Gelegenheit fand, einer Lieblingsidee Ausdruck zu geben, der nämlich, daß viele der Hauptübel, an welchen die Menschheit heute leidet, die Folgen eines geistigen Zustandes sind, den eine falsche Lebensweise erzeugt hat. In diesem

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOJ: Religiös-ethische Flugschriften Band II. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke: Gesammelte Werke. II. Serie, Band 11. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld). Jena: Eugen Diederichs 1911. [Eigene Paginierung jeder enthaltenen ‚Flugschrift']. – Die erste Auflage dieser Übersetzung von R. Löwenfeld ist 1891 in Berlin erschienen.

geistigen Zustande ordnen sie nicht ihre Handlungen den natürlichen Gesetzen der Moral unter, ihre Moral paßt sich vielmehr ihren Handlungen an. Es ist derselbe leitende Gedanke, der in Tolstojs christlich-philosophischen Schriften zum Ausdruck kommt. Nicht das christliche Ideal ist es, dem die christliche Menschheit nachstrebt, sondern ein der eigenen Schwäche angepaßtes Christenthum. –

Die folgende Übersetzung ist aus den Correcturbogen gemacht, die mir Graf Tolstoj selbst während meines Aufenthaltes auf seinem Gute zur Verfügung gestellt hat.

Berlin, im Juli 1891
R[aphael]. L[öwenfeld][2].

[2] [Vgl. zu ihm Helmut SCHALLER: Raphael Löwenfeld (1854-1910) – sein Weg von der slawischen Philologie in Breslau zum Theater in Berlin. In: K. Harer /H. Schaller (Hg.): Festschrift für Hans-Bernd Harder zum 60. Geburtstag. (= Marburger Studien, Band 36). München / Berlin: Verlag Otto Sagner, S. 489-499.]

Leo N. Tolstoi

Warum die Menschen sich betäuben

I.

Was bedeutet der Genuß betäubender Stoffe, des Schnapses, des Weins, des Biers, des Haschischs, des Opiums, des Tabaks und anderer, weniger verbreiteter, des Aethers, des Morphiums, des Fliegenschwammes? Wie hat er begonnen und sich so schnell verbreitet, und wie verbreitet er sich auch heute noch in gleicher Weise unter Menschen jeder Art, Wilden und Zivilisierten? Was bedeutet es, daß überall da, wo man nicht Schnaps, Wein und Bier genießt, Opium und Haschisch, Fliegenschwamm und andere herrschen und der Tabak überall?

Warum haben die Menschen das Bedürfnis sich zu betäuben?

Fragen wir einen Menschen, warum er angefangen hat, Wein zu trinken und warum er trinkt. Er wird uns antworten: „So, aus Langeweile, alle trinken" und wird noch hinzufügen „zum Vergnügen". Mancher, der sich nie die Mühe genommen hat, darüber nachzudenken, ob es gut oder schlecht ist, daß er Wein trinkt, wird noch hinzufügen: „der Wein ist gesund und giebt Kräfte", d. h., er wird etwas sagen, was längst als unrichtig erwiesen ist.

Fragen wir einen Raucher, warum er angefangen hat, Tabak zu rauchen und warum er raucht, und er wird ebenfalls antworten: „So, aus Langeweile, alle rauchen." Und ebenso antworten die Menschen, die Opium, Haschisch, Morphium, Fliegenschwamm genießen.

„So, aus Langeweile, zum Vergnügen." Aber dieses „so, aus Langeweile, zum Vergnügen, weil es alle thun", mag man gelten lassen für Fingerdrehen, Pfeifen, Liedersingen, die Sackpfeife spielen oder dergleichen, d. h. für Handlungen, bei denen man nicht nötig hat, natürliche Reichtümer zu vergeuden oder großartige Arbeitskräfte zu zerstören, für Handlungen, die weder uns selbst noch anderen offenbaren Schaden bringen. Zur Produktion des Tabaks, des Weins, des Haschischs, des Opiums aber werden oft mitten unter einer Bevölkerung, der es an Acker fehlt, Millionen und Abermil-

lionen der besten Landstrecken für Roggen, Kartoffeln, Flachs, Mohn, Wein und Tobak in Anspruch genommen. Und Millionen von Arbeitern – in England ein Achtel der gesamten Bevölkerung– sind ihr ganzes Leben hindurch mit der Produktion dieser betäubenden Stoffe beschäftigt. Überdies ist der Genuß dieser Stoffe sichtlich schädlich und erzeugt schreckliche, allen bekannte und von allen anerkannte Übel, an welchen mehr Menschen zu Grunde gehen, als an allen Kriegen und Seuchen zusammen. Und die Menschen wissen das, es ist daher unmöglich, daß sie es thun „so, aus Langeweile, zum Vergnügen, nur weil es alle thun."

Es muß etwas anderes dahinter stecken. Stets und überall begegnet man Menschen, die ihre Kinder lieb haben, die für ihr Glück jegliches Opfer zu bringen bereit sind und die doch dabei für Schnaps, Wein, Bier Geld ausgeben oder in Opium und Haschisch und selbst in Tobak soviel in die Luft blasen, als nötig wäre, um ihre Not und Hunger leidenden Kinder reichlich zu ernähren oder wenigstens vor Mangel zu bewahren. Es leuchtet ein, daß, wenn ein Mensch vor die Notwendigkeit der Wahl zwischen Mangel und Leiden seiner Familie, die er liebt, und der Enthaltung von betäubenden Stoffen gestellt wird und trotzdem das erste wählt, ihn dazu etwas Gewichtigeres veranlassen muß, als das: „alle thun es, und zum Vergnügen". Es leuchtet ein, daß dies nicht geschieht: „so, aus Langeweile, zum Vergnügen", sondern daß es eine gewichtigere Ursache hat.

Die Ursache ist, soweit ich sie aus dem, was ich über diesen Gegenstand gelesen und was ich an andern Menschen, besonders aber an mir selber, als ich noch Wein trank und rauchte, beobachtet, verstehe – diese Ursache ist nach meinen Beobachtungen folgende:

In der Periode, in der der Mensch mit Bewußtsein lebt, kann er in sich häufig zwei getrennte Wesen wahrnehmen. Das eine ist blind, sinnlich, das andere sehend, geistig. Das blinde tierische Wesen ißt, trinkt, atmet, schläft, pflanzt sich fort und bewegt sich, wie sich eine in Betrieb gesetzte Maschine bewegt; das sehende, geistige Wesen, das an das tierische gebunden ist, thut selbst nichts. Es beurteilt nur die Thätigkeit des tierischen Wesens, indem es sich mit ihm deckt, wenn es seine Thätigkeit gutheißt und von ihm abweicht, wenn es sie nicht gutheißt.

Dieses sehende Wesen kann man mit der Nadel des Kompasses vergleichen, die mit dem einen Ende nach Norden, mit dem andern

nach dem gegenüberliegenden Süden zeigt, und die in ihrer ganzen Länge von einer kleinen Platte überdeckt ist, die solange nicht sichtbar wird, als der Träger der Nadel sich in ihrer Richtung bewegt, die aber hervortritt und sichtbar wird, sobald der Träger der Nadel von der Richtung abweicht, die diese zeigt.

Ebenso zeigt sich das sehende geistige Wesen, dessen Äußerungen wir gemeinhin das Gewissen nennen, immer mit dem einen Ende auf das Gute, mit dem andern gegenüberliegenden auf das Böse und ist so lange für uns nicht sichtbar, als wir von der Richtung, die es anzeigt, nicht abweichen, d. h. der Richtung vom Bösen zum Guten. Man braucht aber nur eine Handlung zu begehen, welche der Richtung des Gewissens widerstrebt, und sogleich äußert sich das Bewußtsein des geistigen Wesens und zeigt die Abweichung der tierischen Thätigkeit von der Richtung, die das Gewissen anzeigt. Und wie der Seefahrer so lange nicht fortfahren dürfte mit dem Ruder, der Maschine oder den Segeln zu arbeiten, wenn er weiß, daß er nicht dorthin fährt, wo er hin muß, bis er seiner Bewegung die Richtung gegeben hat, die der Nadel des Kompasses entspricht oder so lange er sich seine Abweichung verhehlt, ebenso kann auch kein Mensch, wenn er den Zwiespalt seines Gewissens mit seiner tierischen Thätigkeit empfindet, diese Thätigkeit länger fortsetzen, als er sie entweder in Einklang gebracht hat mit dem Gewissen oder sich die Mahnungen des Gewissens über die Unrichtigkeit seines tierischen Lebens verborgen hält.

Das ganze menschliche Leben, kann man sagen, besteht nur aus diesen zwei Thätigkeiten: 1) seine Thätigkeit mit dem Gewissen in Übereinstimmung zu bringen und 2) sich die Mahnungen seines Gewissens zu verbergen, um so das Leben fortsetzen zu können.

Die einen thun das eine, die andern das andere. Zur Erreichung des ersteren giebt es nur ein Mittel: sittliche Erleuchtung – die Verstärkung des Lichts im eignen Innern und Aufmerksamkeit für das, was es beleuchtet; zur Erlangung des zweiten – zur Unterdrückung der Mahnungen des Gewissens giebt es zwei Mittel, ein äußeres und ein inneres. Das äußere besteht in Beschäftigungen, welche die Aufmerksamkeit von den Mahnungen des Gewissens abziehen, das innere besteht in der Verdunkelung des Gewissens selber.

Wie der Mensch einen vor seinem Gesicht befindlichen Gegenstand seinem Blick auf zweierlei Art verbergen kann: durch die

äußere Ablenkung des Blickes auf andere mehr in die Augen fallende Gegenstände und durch Trübung der Augen, ganz so kann auch der Mensch die Mahnungen seines Gewissens auf zweierlei Art vor sich verbergen: durch die äußere Ablenkung der Aufmerksamkeit durch jegliche Beschäftigung, Sorge, Unterhaltung, Spiel, und durch eine innere, durch Trübung des Organs der Beobachtung selber. Für Menschen mit stumpfem, beschränktem Sittlichkeitsgefühl genügen häufig äußere Ablenkungen vollkommen, um die Mahnungen des Gewissens über die Unrichtigkeit des Lebens nicht zu sehen. Aber für sittlich feinfühlende Menschen sind diese Mittel oft nicht genügend.

Äußere Mittel ziehen nicht vollständig die Aufmerksamkeit von dem Bewußtsein des Zwiespalts des Lebens mit den Forderungen des Gewissens ab; dieses Bewußtsein verhindert uns zu leben; und um die Möglichkeit zu haben, fortzuleben, greifen die Menschen zu dem sicheren inneren Mittel der Verdunkelung des Gewissens selber. Das besteht in der Vergiftung des Gehirns durch betäubende Stoffe.

Unser Leben ist nicht, wie es nach den Forderungen des Gewissens sein sollte. Das Leben diesen Forderungen entsprechend umzugestalten, fehlt die Kraft. Die Zerstreuungen, die von dem Bewußtsein dieses Zwiespalts ablenken könnten, sind nicht genügend oder man hat sie im Übermaß genossen. Um nun die Möglichkeit zu haben, das Leben fortzusetzen, ohne Rücksicht auf die Mahnungen des Gewissens wegen der Unrichtigkeit des Lebens, vergiften die Menschen, indem sie auf eine gewisse Zeit seine Thätigkeit unterbinden, *das* Organ, vermöge dessen die Mahnungen des Gewissens sich äußern, sowie ein Mensch, der sich absichtlich die Augen trübt, seinen Blicken das verbergen würde, was er nicht sehen möchte.

II.

Nicht im Geschmack, nicht im Genuß, nicht in der Zerstreuung, nicht in der Erheiterung liegt die Ursache der universellen Verbreitung des Haschischs, des Opiums, des Weins, des Tabaks, sondern lediglich in dem Bedürfnis, sich die Mahnungen des Gewissens zu verbergen.

Eines Tages gehe ich über die Straße und komme bei plaudernden Kutschern vorüber. Da höre ich, wie der eine zum andern sagt: „Natürlich, den Nüchternen plagt das Gewissen!“

Dem Nüchternen verbietet das Gewissen, was es dem Betrunkenen nicht verbietet. Mit diesen Worten ist die wesentliche, grundlegende Ursache ausgesprochen, welche die Menschen veranlaßt, nach betäubenden Stoffen zu greifen. Die Menschen greifen nach ihnen, entweder damit sie das Gewissen nicht plage, nachdem sie eine Handlung begangen haben, die dem Gewissen widerstrebt, oder um sich von vornherein in einen Zustand zu versetzen, in dem man eine Handlung begehen kann, die dem Gewissen widerstrebt, zu der aber den Menschen seine tierische Natur hinzieht.

Dem Nüchternen verbietet das Gewissen, liederliche Frauen zu besuchen, verbietet es zu stehlen, verbietet es zu töten; dem Betrunkenen verbietet es von alledem nichts. Wenn daher der Mensch eine Handlung begehen will, welche ihm sein Gewissen verbietet, so betäubt er sich.

Ich erinnere mich der überraschenden Aussage eines angeklagten Kochs, der meine Verwandte, ein altes Fräulein, getötet hatte, bei der er in Diensten stand. Er erzählte: Als er seine Geliebte, die Köchin, fortgeschickt hatte, und die Zeit zum Handeln gekommen war, sei er mit dem Messer in das Schlafzimmer gegangen, aber er habe gefühlt, daß er nüchtern die geplante That nicht ausführen könne … „Den Nüchternen plagt das Gewissen!“ Er ging noch einmal zurück, trank zwei Glas Schnaps, die er schon zurechtgestellt hatte, herunter, da fühlte er sich vorbereitet und vollführte die That.

Neun Zehntel aller Verbrechen werden so ausgeführt. „Man muß sich Mut trinken!“

Die Hälfte der gefallenen Frauen ist unter dem Einflusse des Weines gefallen. Fast alle Besuche liederlicher Häuser vollziehen sich in trunkenem Zustande. Die Menschen kennen diese Eigenschaft des Weines, die Stimme des Gewissens zu betäuben, und genießen ihn mit Bewußtsein zu diesem Zwecke.

Nicht genug, daß die Menschen selbst sich betäuben, um die Stimme des Gewissens zu unterdrücken; sie betäuben auch, da sie wissen, wie der Wein wirkt, absichtlich andere Menschen, wenn sie sie zu einer Handlung veranlassen wollen, welche dem Gewissen widerspricht, sie organisieren eine Betäubung der Menschen, um sie

des Gewissens zu berauben. Im Kriege macht man die Soldaten stets trunken, wenn es sich darum handelt, im Handgemenge zu kämpfen. Alle französischen Soldaten bei den Stürmen von Sewastopol hatten bis zum Rausch getrunken. Als nach der Einnahme von *Geok-Tepe* die Soldaten keine Miene machten, die wehrlosen Greise und Kinder zu plündern und zu töten, befahl *Skobelew*, ihnen Schnaps zu geben, bis sie betrunken waren, dann gingen sie vorwärts.

Jedermann weiß, daß sich Menschen infolge von Verbrechen, die ihr Gewissen peinigen, sinnlos betrinken. Jedermann kann beobachten, daß unsittlich lebende Menschen mehr als andere zum Gebrauche betäubender Stoffe geneigt sind. Räuber-, Diebesbanden, Prostituierte können nicht ohne Branntwein leben.

Jedermann weiß und erkennt an, daß der Gebrauch betäubender Stoffe die Folge von Gewissensbissen zu sein pflegt; daß bei bestimmten unsittlichen Berufen betäubende Stoffe zur Unterdrückung der Stimme des Gewissens gebraucht werden. Jedermann weiß ferner und erkennt an, daß der Gebrauch betäubender Stoffe die Stimme des Gewissens unterdrückt, daß ein betrunkener Mensch zu Handlungen fähig ist, die er in nüchternem Zustande nicht zu denken gewagt hätte. Jedermann giebt das zu und doch, sonderbar! – wenn nicht solche Handlungen wie Diebstahl, Mord, Gewaltthätigkeit u. a. sich als Folge des Gebrauches betäubender Stoffe äußern, wenn die betäubenden Stoffe nicht nach entsetzlichen Verbrechen genossen werden, sondern von Menschen solcher Berufe, die wir nicht für verbrecherisch halten, und wenn diese Stoffe nicht auf einmal in großer Menge, sondern regelmäßig mit Maß genossen werden, so glaubt man, daß die betäubenden Stoffe nicht mehr auf das Gewissen einwirken und seine Stimme unterdrücken.

So glaubt man, wenn der wohlhabende Russe täglich vor jeder Mahlzeit ein Gläschen Schnaps und nach der Mahlzeit ein Glas Wein trinkt, der Franzose seinen Absynth, der Engländer seinen Portwein und Porter, der Deutsche sein Bier, wenn der reiche Chinese seine mäßige Portion Opium verschmaucht und dabei Tobak raucht, es geschehe dies nur zum Vergnügen und habe nicht den geringsten Einfluß auf das Gewissen der Menschen.

Man glaubt, wenn nach dieser gewohnten Betäubung keine Verbrechen begangen werden, kein Diebstahl, kein Mord, sondern die bekannten Handlungen, die thöricht und häßlich sind, diese Hand-

lungen seien von selbst geschehen und nicht durch die Betäubung hervorgerufen. Man glaubt, wenn diese Menschen keine Kriminalverbrechen begangen haben, hätten sie keine Ursache, die Stimme ihres Gewissens zu unterdrücken, und das Leben, das die Menschen führen, die sich einer ständigen Betäubung ergeben, sei ein völlig gutes und wäre ganz eben ein solches, wenn diese Menschen sich nicht betäubten. Man glaubt, der beständige Gebrauch betäubender Stoffe trübe nicht im geringsten ihr Gewissen.

Abgesehen davon, daß jeder Mensch aus eigener Erfahrung weiß, daß der Genuß von Wein und Tabak die Stimmung verändert, und daß man aufhört sich gewisser Dinge zu schämen, deren man sich ohne die Erregung geschämt hätte; daß es uns nach jedem, auch dem kleinsten Vorwurf des Gewissens mächtig zu einem Betäubungsmittel hinzieht, daß man unter dem Einflusse betäubender Stoffe mit Mühe sein Leben und seine Lage überdenken kann, und daß der wiederkehrende und ständige Gebrauch betäubender Stoffe dieselbe physiologische Wirkung hervorruft wie ein einmaliger, unmäßiger – abgesehen davon glauben die Menschen, die mit Maß trinken und rauchen, sie gebrauchten die betäubenden Stoffe keineswegs, um die Stimme ihres Gewissens zu unterdrücken, sondern nur um des Geschmackes und des Behagens willen.

Aber man braucht nur ernst und unparteiisch und ohne Nachsicht für sich selbst darüber nachzudenken, um folgendes zu begreifen: 1. wenn der Genuß von betäubenden Stoffen auf einmal in großen Mengen das Gewissen des Menschen verstummen macht, muß auch der ständige Gebrauch dieser Stoffe dieselbe Wirkung hervorrufen, da betäubende Stoffe stets dieselbe physiologische Wirkung haben, indem sie stets die Thätigkeit des Gehirns anreizen und dann abstumpfen, ob sie nun in größeren oder kleineren Dosen genommen werden; 2. wenn die betäubenden Stoffe die Eigenschaft besitzen, das Gewissen verstummen zu machen, so haben sie sie auch dann immer, wenn unter ihrem Einfluß ein Diebstahl, ein Mord, eine Gewaltthätigkeit ausgeführt wird, oder wenn unter ihrem Einfluß ein Wort gesprochen wird, das man sonst nicht gesprochen hätte, wenn man denkt und fühlt, was man sonst nicht denken und fühlen würde; 3. wenn der Gebrauch betäubender Stoffe notwendig ist, um die Stimme des Gewissens bei Dieben, Räubern, Prostituierten zu unterdrücken, er auch solchen Leuten nötig ist, deren Beruf

von ihrem Gewissen verurteilt wird, wenn dieser Beruf auch von anderen Menschen als gesetzlich und ehrenhaft anerkannt wird.

Man braucht, mit einem Worte, nur zu begreifen, daß der Gebrauch betäubender Stoffe in größeren oder kleineren Mengen, periodisch oder ständig, in höheren oder niederen Kreisen, durch eine und dieselbe Ursache hervorgerufen wird: durch das Bedürfnis, die Stimme des Gewissens zu unterdrücken, um den Zwiespalt des Lebens mit den Forderungen des Bewußtseins nicht zu sehen.

III.

Hierin allein liegt die Ursache der Verbreitung aller betäubenden Stoffe, unter andern auch des Tabaks, der wohl der verbreitetste und schädlichste ist.

Der Tabak, meint man, erheitere, kläre die Gedanken, er habe nur die Anziehungskraft einer jeden Gewohnheit und bringe in keinem Falle die Wirkung der Unterdrückung des Gewissens hervor, die man dem Weine zuerkennt. Man braucht aber nur aufmerksam die Umstände zu betrachten, unter welchen sich·das besondere Bedürfnis zu rauchen äußert, um sich zu überzeugen, daß die Betäubung durch Tabak ganz wie die durch Wein auf das Gewissen einwirkt, und daß die Menschen besonders dann mit Bewußtsein zu diesem Betäubungsmittel greifen, wenn sie es zu diesem Zwecke brauchen. Hätte der Tabak nur die Eigenschaft, die Gedanken zu klären und uns zu erheitern, dann wäre das leidenschaftliche Bedürfnis nach ihm nicht vorhanden, besonders nicht in den bekannten, bestimmten Fällen; dann würden die Menschen nicht sagen, sie wollten lieber Brot als Tabak entbehren und würden dem Rauchen in der That nicht den Vorzug vor dem Essen geben.

Der Koch, der seine Herrin ermordete, erzählte: Als er ins Schlafzimmer kam und das Messer an ihren Hals legte und sie röchelnd zurückfiel und das Blut strömend hervorquoll, habe ihn Furcht erfaßt. „Ich konnte den Schnitt nicht weiter führen“, sagte er, „und ging aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer, setzte mich dort auf den Stuhl und rauchte eine Cigarette.“ Erst nachdem er sich durch den Tabak betäubt hatte, fühlte er wieder die Kraft in sich, in

das Schlafzimmer zurückzugeben, seine Mordthat fortzusetzen und die Habseligkeiten der alten Frau zu durchsuchen.

Das Bedürfnis zu rauchen war in diesem Augenblick offenbar nicht durch den Wunsch, seine Gedanken zu klären oder sich zu erheitern, hervorgerufen, sondern durch die Notwendigkeit, ein Etwas zu unterdrücken, das ihn verhinderte, das geplante Werk zu Ende zu führen.

Ein solches bestimmtes Bedürfnis, sich in besonders schwierigen Augenblicken mit Tabak zu betäuben, kann jeder Raucher an sich wahrnehmen. Ich denke zurück an die Zeit, wo ich rauchte – wann empfand ich das besondere Bedürfnis nach Tabak?

Es geschah das immer in solchen Augenblicken, wenn ich nicht gern an das denken wollte, was mir durch den Sinn ging – wenn ich vergessen wollte, nicht denken. Ich sitze allein, müßig, ich weiß aber, ich muß an die Arbeit gehen, ich habe nur keine rechte Lust dazu. Ich zünde eine Cigarette an und sitze weiter müßig da. Ich habe Jemandem versprochen, um 5 Uhr bei ihm zu sein und habe mich an einem andern Orte versäumt; es fällt mir ein, daß ich mich verspätet habe, aber ich mag nicht daran denken und – ich rauche. Ich bin erregt und sage meinem Nebenmenschen unangenehme Dinge. Ich weiß, daß ich schlecht handle und sehe ein, daß ich aufhören muß; aber ich möchte gerne meiner Erregung freien Lauf lassen – ich rauche, und meine Erregung dauert fort. Ich spiele Karten und verspiele mehr als die Summe, auf die ich mich beschränken wollte – ich rauche. Ich habe mich in eine unbehagliche Lage gebracht, ich habe schlecht gehandelt, ich habe mich geirrt, und ich muß mir meine Lage eingestehen, um mich aus ihr zu befreien, aber ich kann sie mir nicht eingestehen, ich beschuldige die Andern und – rauche. Ich schreibe und bin nicht ganz zufrieden mit dem, was ich schreibe. Ich muß abbrechen, aber ich möchte gern niederschreiben, was ich mir in Gedanken vorgenommen habe – ich rauche. Ich streite und sehe, daß zwischen meinem Gegner und mir ein Mißverständnis herrscht und daß wir uns nicht verständigen können; aber ich möchte meine Gedanken aussprechen, ich fahre fort zu sprechen und – rauche.

Eine Eigentümlichkeit des Tabaks, die er vor andern betäubenden Stoffen neben der Leichtigkeit der Betäubung und seiner scheinbaren Unschädlichkeit voraus hat, besteht ferner in seiner Tragbar-

keit, wenn ich so sagen darf, in der Möglichkeit ihn bei jeder geringfügigen Gelegenheit anzuwenden. Während der Gebrauch von Opium, Haschisch, Wein mit mancherlei Vorrichtungen verknüpft ist, die man nicht immer haben kann, kann man Tabak und Papier immer bei sich führen, und während der Opiumraucher, der Alkoholiker Abscheu erregen, bietet der Tabakraucher nichts Abstoßendes. Der Vorzug des Tabaks vor den anderen Betäubungsmitteln besteht darin, daß die Betäubung durch Opium, Haschisch, Wein sich über alle Eindrücke und Wirkungen erstreckt, die man während einer bestimmten ziemlich langen Zeitperiode empfängt und hervorbringt, die Betäubung durch Tobak aber auf jeden besondern Fall gerichtet sein kann: will man thun, was man nicht thun soll, so raucht man eine Cigarette, betäubt sich soviel als nötig, um das zu thun, was nicht geschehen sollte, und ist wieder frisch und kann klar denken und sprechen; oder man fühlt, daß man gethan hat, was man nicht thun sollte – und greift wieder zur Cigarette. Das unangenehme Bewußtsein der schlechten oder ungeschickten Handlung schwindet, und wir können uns wieder mit etwas Anderem beschäftigen und vergessen.

Abgesehen aber von den häufigen Fällen, in welchen jeder Raucher zum Rauchen greift nicht zur Befriedigung einer Gewohnheit und zu einem Zeitvertreibe, sondern als zu einem Mittel, sein Gewissen zu betäuben zum Zwecke von Handlungen, welche geschehen sollen oder schon geschehen sind – ist die deutliche, bestimmte Beziehung zwischen der Lebensweise der Menschen und ihrer Leidenschaft für das Rauchen nicht einleuchtend?

Wann beginnen Knaben zu rauchen? Fast immer dann, wenn sie ihre kindliche Unschuld verlieren. Warum können Raucher zu rauchen aufhören, sobald sie in sittlichere Lebensbedingungen eintreten, und warum beginnen sie andererseits wieder zu rauchen, sobald sie in einen liederlichen Kreis hineinkommen? Warum rauchen die Spieler fast alle? Warum rauchen Frauen stets desto mehr, je unsittlicher sie sind? Warum rauchen die Prostituierten und Wahnsinnigen ***alle***? Die Gewohnheit ist Sache für sich, aber es leuchtet ein, daß das Rauchen sich in einem bestimmten Verhältnisse zu dem Bedürfnisse der Betäubung des Gewissens befindet, und daß es dieses sein Ziel erreicht.

Die Beobachtung, daß das Rauchen in einem gewissen Grade die

Stimme des Gewissens unterdrückt, kann man fast bei jedem Raucher machen. Jeder Raucher vergißt oder vernachlässigt, wenn er sich seiner Leidenschaft hingiebt, die ersten Forderungen des gesellschaftlichen Verkehrs, die er an andere stellt und die er selbst in allen andern Fällen, so lange sein Gewissen nicht durch den Tabak unterdrückt ist, zu beobachten pflegt. Jeder Mensch von unserer durchschnittlichen Bildung hält es für unerlaubt, ungebildet und inhuman, um seines Vergnügens willen, die Ruhe und die Bequemlichkeit und um so mehr noch die Gesundheit der Nebenmenschen anzutasten. Niemand wird sich erlauben ein Zimmer zu verunreinigen, in welchem Menschen sitzen, Lärm zu machen, zu schreien, kalte, warme oder übelriechende Luft einzulassen, Handlungen zu begehen, die für die andern störend oder schädlich sind. Von 1000 Rauchern aber macht sich nicht Einer etwas daraus, ein Zimmer, in welchem nichtrauchende Frauen und Kinder atmen, mit ungesundem Rauch anzufüllen. Wenn auch die Raucher, bevor sie die Cigarette in den Mund stecken, gewöhnlich die Anwesenden fragen: „Ist es gestattet?“ so wissen doch Alle, daß die übliche Antwort lautet: „Bitte sehr!“ (obgleich es dem Nichtraucher unmöglich angenehm sein kann, verpestete Luft einzuatmen und übelriechende Cigarrenstümpfchen in Gläsern, Tassen, Tellern, Leuchtern, oder auch in Aschbechern zu finden). Wenn aber selbst die nichtrauchenden Erwachsenen den Tobak vertrügen, kann er doch unmöglich den Kindern, die doch Niemand um Erlaubnis fragt, angenehm und nützlich sein. Und doch empfinden ehrenhafte, in jeder andern Hinsicht humane Menschen in Gegenwart von Kindern, bei Tische, in kleinen Zimmern, wenn sie die Luft mit Tabakrauch verpesten, dabei nicht den geringsten Vorwurf des Gewissens.

Gewöhnlich sagt man und ich habe es auch gesagt: Rauchen fördere die geistige Arbeit. Und es ist gewiß so, wenn man nur die Menge der geistigen Arbeit im Auge hat. Der Mensch, welcher raucht und dabei aufhört, strenge seine Gedanken zu schätzen und zu wägen, glaubt, ihm seien plötzlich viele Gedanken gekommen. Aber die Sache liegt ganz anders. Nicht viele Gedanken sind ihm gekommen, er hat vielmehr die Kontrolle über seine Gedanken verloren.

Wenn der Mensch arbeitet, wird er sich stets zweier Wesen in seinem Innern bewußt: eines arbeitenden und eines die Arbeit ab-

schätzenden. Je strenger die Schätzung ist, desto langsamer, aber besser wird gearbeitet, und umgekehrt. Befindet sich aber das abschätzende Wesen unter dem Einflusse eines Betäubungsmittels, so wird die Arbeit reichlicher, aber in ihrem Werte geringer sein. – „Wenn ich nicht rauche, kann ich nicht schreiben. Ich komme nicht vorwärts. Ich fange an und weiß nicht weiter", heißt es gewöhnlich. Was aber bedeutet das? Es bedeutet, daß man entweder nichts zu schreiben hat, oder daß das, was man eben schon niederschreiben wollte, im Bewußtsein noch nicht ausgetragen ist, daß es uns nur verworren vorschwebt, und dies sagt uns der in uns lebendige schätzende Kritiker, der nicht vom Tabak betäubt ist. Würden wir nicht rauchen, so würden wir entweder das Angefangene liegen lassen und eine Zeit abwarten, wo das, was wir denken, uns klarer geworden ist, oder wir würden uns bemühen, uns tiefer in das hineinzudeuten, was uns verworren vorschwebt, wir würden die Einwendungen, die uns kommen, überdenken und unsere ganze Aufmerksamkeit anspannen, um uns unsere Gedanken klar zu machen. So aber rauchen wir eine Cigarette, der in unserem Innern richtende Kritiker wird betäubt, und das Hindernis unserer Arbeit ist beseitigt. Was uns, da wir vom Tabak nüchtern waren, nichtig und unnütz erschien, erscheint uns wieder bedeutend, was uns unklar erschien, erscheint es nicht mehr, die Einwendungen, die uns gekommen waren, schwinden, wir schreiben fort und schreiben viel und schnell.

IV.

Aber sollte wirklich eine so kleine winzige Veränderung, wie ein leichter Rausch, den ein maßvoller Genuß von Wein oder Tabak hervorgerufen hat, irgend welche bedeutenden Folgen haben können? Wenn der Mensch übermäßig viel Opium oder Haschisch raucht, wenn er in dem Maße Wein trinkt, daß er schwankt und den Verstand verliert, dann freilich können die Folgen einer solchen Betäubung sehr bedeutende sein; aber daß der Mensch sich unter der leichtesten Einwirkung eines Weinrausches oder des Tabaks befindet, kann doch keineswegs gar so bedeutende Folgen haben? – so heißt es gewöhnlich. Die Menschen glauben, eine kleine Betäubung

des Bewußtseins könne keinen bedeutenden Einfluß ausüben; eine solche Meinung hieße annehmen, daß es einer Uhr wohl schädlich sein kann, wenn man sie gegen einen Stein schlägt, daß es ihr aber nicht schaden kann, wenn man ein Staubkörnchen in ihr Werk hineinlegt.

Vollzieht sich doch die Hauptarbeit, die das ganze menschliche Leben bewegt, nicht in der Bewegung der Hände, der Füße, des Rückens, sondern im Bewußtsein. Damit der Mensch etwas mit den Füßen oder Händen ausführe, muß sich erst eine bestimmte Veränderung in seinem Bewußtsein vollzogen haben. Und eben diese Veränderung bestimmt alle folgenden Handlungen des Menschen. Diese Veränderungen pflegen stets winzig, fast unmerklich zu sein.

Brülow[3] verbesserte einem Schüler eine Studie. Der Schüler betrachtete die veränderte Studie und sagte: „Sie haben die Studie kaum, kaum merklich berührt, und sie ist ganz anders geworden." *Brülow* antwortete: „Die Kunst beginnt eben da, wo das ‚kaum merklich' beginnt."

Dieser Ausspruch ist überraschend treffend und zwar nicht bloß in Bezug auf die Kunst, sondern auch auf das ganze Leben. Man kann sagen, das wirkliche Leben beginnt da, wo das ‚kaum merklich' beginnt, da, wo die Veränderungen vorgehen, die uns kaum merklich und unendlich klein erscheinen. Das wirkliche Leben geht nicht da vor sich, wo sich die großen äußeren Veränderungen vollziehen, wo sich die Menschen hin und herbewegen, stoßen, schlagen, töten, es geht vielmehr da vor sich, wo sich die kaum merklichen differentialen Veränderungen vollziehen.

Das wirkliche Leben *Raskolnikows*[4] vollzog sich nicht in dem Augenblick, wo er die Alte oder ihre Schwester erschlug. Als er die Alte, besonders aber, als er ihre Schwester erschlug, lebte er nicht das wirkliche Leben, sondern handelte wie eine Maschine, that, was er thun mußte: er feuerte den Zündstoff ab, der längst in ihm angesammelt war. Die eine Alte war schon getötet, die andere steht hier vor ihm und seine Hand hält das Beil.

---

[3] Ein russischer Maler, der vor wenigen Jahrzehnten als der bedeutendste Vertreter der russischen Kunst galt. In der großen Bildergalerie der Eremitage in Petersburg befindet sich sein Hauptwerk *„Der letzte Tag von Pompeji"*. Anm. d. Üb.

[4] Der Held des Dostojewskj'schen Romans: *„Verbrechen und Strafe"* [Schuld und Sühne].

Raskolnikows wirkliches Leben vollzog sich nicht in dem Augenblicke, wo er der Schwester der Alten begegnete, sondern in dem Augenblicke, wo er auch noch nicht die eine Alte erschlagen hatte, noch nicht in der fremden Wohnung mit der Absicht des Mordes gewesen war, die Axt noch nicht in der Hand gehabt, noch nicht die Schlinge unter dem Mantel verborgen hatte, sondern in dem Augenblicke, wo er gar nicht einmal an die Alte dachte, sondern, auf sein Sopha hingestreckt, nicht etwa über die Alte nachdachte, auch nicht darüber, ob es einem Menschen erlaubt oder unerlaubt sei, nach eigenem Gutdünken einen unnützen und schädlichen Nebenmenschen von dem Antlitz der Erde zu vertilgen, sondern darüber, ob er in Petersburg bleiben sollte oder nicht, ob er von der Mutter Geld nehmen sollte oder nicht, und über noch andere Fragen, die außer jedem Zusammenhange mit der Alten standen. Und damals wurden in dieser, von der tierischen Thätigkeit vollkommen unabhängigen Sphäre die Fragen entschieden, ob er die Alte erschlagen solle oder nicht. Diese Fragen wurden nicht da entschieden, als er die eine Alte getötet hatte und mit der Axt vor der andern stand, sondern damals, als er nicht handelte, sondern dachte, als nur sein Bewußtsein arbeitete und in seinem Bewußtsein kaum merkliche Veränderungen vorgingen. Und eben in solchen Augenblicken ist für die richtige Beantwortung einer einzigen Frage die höchste Klarheit der Gedanken besonders wichtig, und eben in solchen Augenblicken kann ein Glas Bier, eine Cigarette die Lösung der Frage verhindern, diese Lösung hinausschieben, die Stimme des Gewissens verstummen machen, zur Lösung der Frage zu Gunsten der niederen tierischen Natur beitragen, wie dies auch bei *Raskolnikow* der Fall war.

Kaum merkliche Veränderungen, aber die gewaltigsten, entsetzlichsten Folgen. Durch das, was geschieht, wenn der Mensch einen Entschluß gefaßt und zu handeln begonnen hat, kann sich viel Materielles ändern, können Häuser, Reichtümer, menschliche Körper zu Grunde gehen, aber es kann nichts geschehen, was größer wäre, als das, was in dem Bewußtsein eines Menschen keimt. Die Grenzen dessen, was geschehen kann, sind durch das Bewußtsein gegeben.

Von den kaum merklichen Veränderungen, die sich in dem Bereiche des Bewußtseins vollziehen, können neue, für unsere Vorstellung ihrer Bedeutung nach ganz unfaßbare Folgen entstehen, die keine Grenzen haben.

Man glaube nicht etwa, daß das, was ich sage, irgend etwas gemein hat mit den Fragen über Willensfreiheit oder Determinismus. Eine Auseinandersetzung über diese Dinge ist für meine Zwecke ganz und gar überflüssig. Ohne die Frage zu entscheiden: kann der Mensch so handeln, wie er will oder nicht (eine nach meiner Ansicht unrichtig gestellte Frage), sage ich nur: da das menschliche Handeln bestimmt wird durch die kaum merklichen Veränderungen im Bewußtsein, so muß man (gleichviel, ob man die sogenannte Willensfreiheit anerkennt oder nicht) besonders aufmerksam den Zustand beobachten, in welchem diese kaum merklichen Veränderungen sich äußern, ganz so wie wir besonders aufmerksam den Zustand der Gewichte beobachten, mit welchen wir die Gegenstände wägen. Wir müssen uns, soweit das von uns abhängt, bemühen, uns und anderen Bedingungen zu schaffen, unter welchen die Klarheit und Schärfe der Gedanken nicht angetastet werde, welche für die regelmäßige Arbeit des Bewußtseins notwendig sind, und nicht umgekehrt verfahren, indem wir uns bemühen diese Arbeit des Bewußtseins durch den Gebrauch betäubender Stoffe zu erschweren und zu stören.

Der Mensch ist doch ein geistiges und tierische Wesen. Man kann den Menschen in Bewegung setzen, indem man auf sein geistiges Wesen Einfluß übt und kann ihn in Bewegung setzen, indem man auf sein tierisches Wesen Einfluß übt, so wie man eine Uhr am Zeiger und am Hauptrade in Bewegung setzen kann. Und wie es für die Uhr besser ist, ihre Bewegung durch den innern Mechanismus zu leiten, so ist es auch angemessener, den Menschen – sich selbst oder andere – durch das Bewußtsein zu leiten. Wie man bei der Uhr ganz besondere Sorgfalt dem widmen muß, womit man sie am besten in Bewegung setzt, dem innern Mechanismus, so muß man bei dem Menschen vor allem die Reinheit, die Klarheit des Bewußtseins beobachten, durch welches man am besten den Menschen in Bewegung setzt. Ein Zweifel ist hier unmöglich, und alle Menschen wissen das, da aber tritt das Bedürfnis der Selbsttäuschung auf; die Menschen haben weniger den Wunsch, daß das Bewußtsein richtig arbeite, als daß es ihnen scheine, daß ihre Handlungen richtig seien, und sie gebrauchen bewußt solche Stoffe, welche die regelrechte Arbeit des Bewußtseins stören.

V.

Man trinkt und raucht nicht aus Langeweile, nicht zur Erheiterung, nicht, weil es Vergnügen macht, sondern um in seinem Innern die Stimme des Gewissens zu unterdrücken. Und wenn dem so ist, wie entsetzlich müssen die Folgen sein! In der That, man denke sich, wie ein Bau ausfallen würde, den die Menschen nicht mit dem geraden Richtscheit ausführen würden, nach welchem sie die Mauern richten, nicht mit dem rechtwinkligen Winkelmaß, mit welchem sie die Winkel bestimmen, sondern mit einem nachgiebigen Richtscheit, das sich allen Unebenheiten der Wände anpaßte und mit einem Winkelmaß, das sich jedem spitzen oder stumpfen Winkel fügte.

Und eben dies geschieht doch, dank der Betäubung, im Leben. Das Leben vollzieht sich nicht nach dem Gewissen, das Gewissen paßt sich dem Leben an.

Das geschieht im Leben der Einzelwesen, und dasselbe geschieht im Leben der ganzen Menschheit, die sich aus dem Leben der Einzelwesen zusammensetzt.

Um die ganze Bedeutung einer solchen Umnebelung seines Bewußtseins zu begreifen, versuche jeder Mensch sich deutlich seinen Sinneszustand in jedem Abschnitte seines Lebens vorzustellen. Jeder Mensch wird gefunden haben, daß in jedem Abschnitte seines Lebens gewisse sittliche Fragen vor ihn hintraten, die er zu lösen hatte und von deren Lösung das Glück seines Lebens abhing. Zur Lösung dieser Fragen bedarf es einer großen Anspannung der Aufmerksamkeit. Diese Anspannung der Aufmerksamkeit bildet eine Arbeit. Bei jeder Arbeit aber giebt es, besonders zu Anfang, eine Periode, wo die Arbeit schwierig, mühevoll erscheint, und die menschliche Schwäche flüstert uns den Wunsch zu, sie aufzugeben. Die physische Arbeit erscheint bei ihrem Anfange mühevoll, mühevoller noch erscheint die geistige Arbeit. Wie *Lessing* sagt, haben die Menschen die Eigentümlichkeit, gerade da in ihren Gedanken stehen zu bleiben, wenn das Denken anfängt, Schwierigkeiten zu bereiten, und gerade da, füge ich hinzu, wenn das Denken anfängt fruchtbar zu werden. Der Mensch fühlt, daß die Lösung der an ihn herantretenden Fragen angestrengte, oft mühevolle Arbeit erfordert, und möchte sich gern davon los machen. Besäße er nicht die inneren Mittel der Betäubung, so würde er die Lösung der Fragen

auf eine Zeit verschieben, wieder zu ihnen zurückkehren und sie *nolens volens* lösen. Aber der Mensch lernt ein Mittel kennen, diese Fragen stets von sich zu weisen, wenn sie an ihn herantraten, und er gebraucht es. Sobald die Frage, die er zu lösen hat, den Menschen zu quälen anfängt, greift er zu diesen Mitteln und befreit sich von der Unruhe, welche die andrängenden Fragen hervorgerufen haben. Das Bewußtsein hört auf, ihre Lösung zu fordern, und die nicht gelösten Fragen bleiben ungelöst bis zur folgenden Erleuchtung. Aber bei der folgenden Erleuchtung wiederholt sich dasselbe und der Mensch steht Monate, Jahre, oft das ganze Leben lang vor denselben sittlichen Fragen und kommt auch nicht um einen Schritt in ihrer Lösung weiter. Und doch besteht in der Lösung dieser an ihn herantretenden Fragen die Bewegung des Lebens.

Es geschieht hier etwas Ähnliches, wie wenn ein Mensch, der durch aufgerührtes Wasser hindurchsehen müßte, um eine kostbare Perle zu finden, mit Bewußtsein, um nicht in das Wasser hinein zu gehen, das Wasser aufrührte, sobald es anfängt sich zu setzen und durchsichtig zu werden. Das ganze Leben hindurch bleibt der Mensch, der sich betäubt, oft unbeweglich bei derselben einmal gewonnenen, unklaren, widerspruchsvollen Weltanschauung stehen und lehnt sich bei jeder folgenden Periode der Erleuchtung immer wieder an dieselbe Wand, an welche er sich 10, 20 Jahre vorher gelehnt hat, und die er zu durchstoßen kein Mittel hat, weil er bewußt die Schneide des Gedankens abstumpft, die allein im Stande wäre, sie zu durchstoßen.

Es beobachte doch jeder sich selbst während des Lebensabschnittes, in welchem er trinkt und raucht, und suche die Bestätigung des Gleichen bei anderen, und er wird einen durchgehenden Zug wahrnehmen, der die Leute, die den Betäubungsmitteln ergeben sind, von den Leuten unterscheidet, die davon frei sind. Je mehr sich ein Mensch betäubt, desto weniger schreitet er sittlich vorwärts.

VI.

Entsetzlich sind für einzelne Menschen, wie man sie uns schildert, die Folgen des Genusses von Opium und Haschisch; entsetzlich die uns bekannten Folgen des Genusses von Alkohol bei anerkannten Trinkern; aber ohne Vergleich entsetzlicher sind die Folgen für jene ganze Gesellschaft, welche den gemäßigten Genuß von Schnaps, Wein, Bier und Tobak für unschädlich hält, dem sich der größte Teil der Menschen und besonders die sogenannten gebildeten Klassen unserer Welt ergeben. Diese Folgen müssen auch entsetzlich sein, wenn man zugesteht, was man doch zugestehen muß: daß die leitende Thätigkeit der Gesellschaft – die politische, gerichtliche, wissenschaftliche, litterarische, künstlerische Thätigkeit – größtenteils von Menschen ausgeübt wird, die sich in einem anormalen Zustande befinden, von trunkenen Menschen. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Mensch, der wie der größte Teil der Menschen unserer wohlhabenden Klassen, alkoholhaltige Getränke bei jeder Mahlzeit gebraucht, am folgenden Tage in der Zeit, wo er arbeitet, sich in einem vollständig normalen und nüchternen Zustande befinde. Aber das ist ganz und gar unrichtig. Der Mensch, der am Vorabend eine Flasche Wein, ein Glas Schnaps oder zwei Seidel Bier getrunken hat, befindet sich in dem üblichen Zustand des Katzenjammers oder der Abgespanntheit, welche der Erregung zu folgen pflegt, also in einem geistig gedrückten Zustande, der noch gesteigert wird durch das Rauchen. Wenn ein Mensch, der ständig und mit Maß raucht und trinkt, sein Gehirn in einen normalen Zustand bringen will, muß er mindestens eine Woche oder noch länger ohne den Gebrauch von Wein und Tabak hinbringen.[5] Das aber pflegt nie einzutreten.

[5] Wie kommt es aber, daß Menschen, die nicht trinken und nicht rauchen, häufig auf einem unvergleichlich niedrigeren geistigen und sittlichen Niveau stehen, als Trinker und Raucher? Und wie kommt es, daß Menschen, welche trinken und rauchen, häufig die höchsten Geistes- und Seeleneigenschaften entwickeln? – Die Antwort darauf ist: 1) Wir kennen den Höhegrad nicht, den diese trinkenden und rauchenden Menschen erreicht haben würden, wenn sie nicht tränken und nicht rauchten. Daraus aber, daß geistig starke Menschen, die sich der herabdrückenden Wirkung betäubender Stoffe hingeben, trotzdem große Dinge verrichtet haben, können wir nur schließen, daß sie noch Größeres geleistet haben würden, wenn sie sich nicht betäubt hätten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Kants Werke,

Und so geschieht das Meiste von alledem, was in unserer Welt die Menschen, die andre leiten und andre belehren, und die Menschen, die geleitet und belehrt werden, thun, nicht in nüchternem Zustande. Und man halte dies nicht etwa für einen Scherz oder eine Übertreibung. Die Häßlichkeit und mehr noch die Sinnlosigkeit unseres Lebens ist vornehmlich die Folge des beständigen Zustandes der Trunkenheit, in welche sich der größte Teil der Menschen selbst versetzt. Wäre es denn ruhig alles das thun könnten, was in unserer Welt geschieht, vom Eiffelturm an bis zur allgemeinen Wehrpflicht? Ganz und gar zwecklos bildet sich eine Gesellschaft, sammelt man Kapital, arbeiten die Menschen, rechnen, machen Pläne; Millionen von Arbeitstagen, Millionen Zentner Eisen vergeudet man, um einen Turm zu bauen; und Millionen Menschen halten es für ihre Pflicht, auf diesen Turm hinauf zu klettern, oben zu verweilen und wieder herunter zu klettern, und die Errichtung und der Besuch dieses Turmes regen in den Menschen keine anderen Gedanken an, als den Wunsch und die Absicht, auch an anderen Orten Türme zu bauen, die womöglich noch höher sind. Könnten nüchterne Menschen so etwas thun?

Oder ein anderes: Alle europäischen Völker sind nun schon Jahrzehnte damit beschäftigt, die besten Mittel zu ersinnen, um die Menschen totzuschlagen, und lehren die jungen Menschen, welche das reife Alter erlangt haben, wie man totschlägt. Alle wissen, daß es Barbareneinfälle nicht geben könne, daß die Vorbereitungen zum Totschlagen von christlichen zivilisierten Völkern gegen christliche zivilisierte Völker gerichtet sind, alle wissen, daß dies drückend, schmerzlich, unnütz, verschwenderisch, unsittlich, gottlos und vernunftlos ist, und alle bereiten sich zu gegenseitigem Totschlagen vor: die Einen, indem sie politische Kombinationen ersinnen, wie sie mit Diesem im Bündnisse sein und wie sie Jenen töten werden; die

---

wie mir einer meiner guten Bekannten sagte, nicht in einer so unklaren, schlechten Sprache geschrieben wären, wenn er nicht so viel geraucht hätte. 2) Je niedriger der Mensch geistig und sittlich steht, desto weniger empfindet er den Zwiespalt zwischen dem Bewußtsein und dem Leben, und desto weniger fühlt er darum das Bedürfnis, sich zu betäuben. Die feinfühligsten Naturen aber, eben die, welche sofort den Zwiespalt zwischen dem Leben und dem Bewußtsein schmerzlich empfinden, ergeben sich darum den Narcotiken und gehen an ihnen zu Grunde.

Andern, indem sie die Aufsicht führen über Diejenigen, die sich zum Totschlagen vorbereiten; die Dritten, indem sie sich gegen ihren Willen, gegen das Gewissen, gegen den Verstand diesen Vorbereitungen zum Totschlagen fügen. Wären nüchterne Menschen im stande das zu thun? Nur trunkene Menschen, die nie nüchtern werden, können solche Thaten thun und in dem schaudervollen Widerspruch des Lebens und des Gewissens leben, in welchem nicht nur in dieser, sondern in jeglicher anderen Beziehung die Menschen unserer Welt leben. Nie, glaube ich, haben die Menschen in einem so offenbaren Widerspruch zwischen den Forderungen des Gewissens und ihren Handlungen gelebt, nie z. B. war, glaube ich, das Bewußtsein von der Unvernünftigkeit der Kriege so allgemein und klar, und nie haben sich trotzdem die Menschen mit so wütender Leidenschaft auf den Krieg vorbereitet.

Nie, glaube ich, war das Bewußtsein von der Ungerechtigkeit der Bedrückung eines Teiles der Menschen zur Befriedigung der lasterhaften Begierden des andern so allgemein, und nie hat der unvernünftige Lebensgenuß einen solchen Umfang erreicht. Nie war das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Vereinigung aller Menschen in einer gemeinsamen und vernünftigen Auffassung des Lebens so allgemein, und nie wurden mit solcher Ausschließlichkeit und Unversöhnlichkeit die haarsträubendsten – veraltete und neu ersonnene – thörichtesten religiösen Lehren gepredigt.

Es ist, als ob die Menschheit unserer Zeit an irgend etwas hängen geblieben wäre; als wäre irgend eine äußere Ursache vorhanden, welche sie verhinderte, die Stellung einzunehmen, die ihr nach dem eigenen Bewußtsein ziemt, und diese Ursache – wenn nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste – diese Ursache ist der physische Zustand der Betäubung, in welchen sich durch Wein und Tabak die ungeheure Mehrzahl der Menschen unserer Welt versetzt.

Die Befreiung von diesem furchtbaren Übel wird eine Epoche in dem Leben der Menschheit bilden, und diese Epoche, glaube ich, bricht an. Das Übel ist erkannt. Die Veränderung im Bewußtsein in Bezug auf den Gebrauch betäubender Stoffe hat sich vollzogen. Die Menschen haben ihren Schaden erkannt und weisen schon auf ihn hin. Und diese unmerkliche Veränderung im Bewußtsein wird unausbleiblich auch eine Veränderung in dem Gebrauche der betäubenden Stoffe nach sich ziehen. Die Befreiung der Menschen von

dem Gebrauche betäubender Stoffe wird ihnen die Augen öffnen für die Forderung ihres Bewußtseins, und sie werden anfangen, ihr Leben in Übereinstimmung mit dem Gewissen zu bringen.

Und das, glaube ich, beginnt schon und, wie immer, beginnt es in den höheren Kreisen, wenn bereits alle niederen angesteckt sind.

10. Juni 1890.

———

ANHANG

Zuschriften von Dumas, Zola, Daudet, Jules Simon, Claretie, Charcot – Conrad Ferdinand Meyer, Möbius, Preyer, Büchner, Carrière

Tolstojs kleine Schrift *„Warum die Menschen sich betäuben"* erschien zuerst in einer englischen Monatsschrift, dann in französischer Übersetzung. Nach dem englischen Texte brachte die russische Tageszeitung *„Nowoje Wremja"* eine Übersetzung ins Russische. Später erst erschien die Abhandlung in dem 18. Bande der Werke Tolstojs auch in Russland.

Der französische Übersetzer hatte den Einfall, Tolstojs Ansichten Gelehrten und Dichtern seines Landes zur Begutachtung zu unterbreiten. Unter den eingegangenen Antworten befanden sich Meinungsäußerungen von Männern, wie Dumas, Zola, Daudet, Claretie, Sarcey, Charcot, Richet und verschiedenen Anderen.

Wir folgten dem Beispiele des Franzosen und richteten auch an deutsche Dichter und Gelehrte die Bitte, sich über die Ansichten Tolstojs zu äußern.

Wir stellen nun auf den folgenden Seiten die Meinungen einiger Franzosen und die Gutachten, die uns von mehreren Befragten zugegangen sind, ohne einem bestimmten Prinzipe zu folgen, zusammen.

———

Am ausführlichsten antwortet Alexandre Dumas dem russischen Moralphilosophen:

Ich habe, schreibt er[6], stets denen Recht gegeben, welche ihre Theorien ins Extreme treiben. Entweder soll man keine Theorien haben – was übrigens das beste Mittel ist, um ruhig zu leben – oder aber, wenn man sie hat, soll man aus ihnen die nötigen Folgerungen ziehen und sie in die Praxis übertragen bis zu ihren verhängnisvollsten Konsequenzen. Ein Christ, der nicht zum Martyrium bereit ist, ist kein Christ; ein Katholik, der die Inquisition nicht zuläßt, oder den Syllabus diskutiert, ist kein Katholik; ein Freidenker, der sich kirchlich trauen läßt, um die Hand des jungen Mädchens zu erlangen, das er liebt, oder der sich durch die Kirche beerdigen läßt, um seine Familie nicht zu betrüben, ist kein Freidenker. Alle diese Leute sind nur einfache Dilettanten, einfache Komparsen in der großen menschlichen Tragödie. Aber man muß das zugeben, sie sind am zahlreichsten vorhanden. Sie zählen in den Statistiken mit, wenn man durch Ziffern etwas beweisen will; sie zählen jedoch nicht mit in den großen Entwicklungskrisen der Gattung.

Das sind gar weittragende Behauptungen bezüglich des Weins und des Tabaks in der neuen Tolstojschen Schrift. Alles ist in Allem. Und dann, wenn es sich um Tolstoj handelt, muß man vorbereitet sein, weit zu gehen, dafern [sic] man ihm dahin nachfolgen will, wohin er geht. Es giebt keine kleinen Fragen für ihn im Augenblick, wo die Seele ins Spiel kommt.

Es giebt gewiß nichts Gewöhnlicheres auf den ersten Blick, als nach Tisch eine Cigarette zu rauchen oder ein Gläschen Liqueur zu trinken, oder auch ein Gläschen Absynth vor der Mahl-Zeit. Diese winzigen Handlungen, die Millionen von Menschen täglich ausführen, ohne auch nur im Geringsten daran zu denken, daß sie etwas Übles thun, hält Tolstoj für unmittelbar gefährlich; er hält sie überdies für bewußt und für vorbedacht, indem die Menschen in diesen Handlungen Entschuldigungen suchen für bei weitem schwerere und schlimmere Thaten, die sie dann vollführen wollen.

Die eigentümliche Erregung, der sonderbare Rausch, den der Tabak verursacht, müssen ganz unwiderstehliche Verlockungen be-

[6] Wir benutzen teilweise die Übersetzung der Frankfurter Zeitung (Nr. 77 des Jahrgangs 1891).

sitzen, um die Thatsache zu erklären, daß der Tobak, der erst so frisch entdeckt ist und der dem Novizen, der sich seinem Dienst weiht, soviel Pein verursacht, mit einer derartigen Raschheit den Wein eingeholt hat, welcher so alt ist wie die Welt. Es hat sofort ein Einklang zwischen den beiden Agenten der Zerstörung stattgefunden. Heutzutage rauchen alle Trinker und trinken alle Raucher. Kaum haben die Männer den letzten Tropfen Wein beim Mahle eingeschlürft, so lassen sie jenes Geschlecht sitzen, dem sie ihre Mutter verdanken (übrigens auch die Mehrzahl ihrer Feinde) und eilen davon in ein anderes Zimmer, um Nikotin einzuatmen und verschiedene Dessert-Liqueure dazu zu trinken, von denen einer oder der andere sogar einem Mönchsorden seine Entstehung verdankt.

Welche Gründe kann die Natur gehabt haben, um so rings um den Menschen eine derartige Zahl von Gelegenheiten und Versuchungen freiwilliger Erniedrigung und Entartung aufzuhäufen?

Sie hat ihn geschaffen, sagt man, mit Verstand begabt. Hat sie denn nun eine solche Furcht vor diesem Verstande, daß sie es für nötig befunden, ihm so viel als möglich Feinde mit verführerischer Außenseite zu erwecken, von dem Apfel der Schlange an bis zur Liebe des Vaters Noah, ohne all' die Feinde mit unverhülltem Antlitz zu zählen, wie die Krankheiten, Epidemien, Ansteckungen, Kriege, Stürme, reißenden Tiere, tötliche Blumen und giftige Früchte ? Wenn dieser Verstand sich hätte ohne jene Hindernisse der verschiedensten Art entwickeln können, er hätte am Ende zu rasch die Lösung des Problems gefunden, das zu suchen seine Mission ist, während vielleicht die Natur Millionen und Milliarden Jahre braucht, besonders wenn sie den Menschen besser machen will, um die Welt vorzubereiten, welche der jetzigen nachfolgen soll? Darum hat sie wohl auch diesen famosen Verstand nur einigen ihrer Geschöpfe zugeteilt, welche selten sind, sehr selten, während sie den Anderen jene unmeßbare Dummheit verliehen, welche seit Jahrhunderten keine Macht zu verringern vermag, und die man sich nur erklären kann durch eine Notwendigkeit im Bau der Welt. Oder vielleicht hat auch die Natur ein wenig Scham darüber empfunden, daß sie, in ihrem eigenen, selbstsüchtigen Interesse, eine Kreatur geschaffen hat, die so schwach ist, so waffenlos, wie der Mensch, die nach dem Ratschluß des Verhängnisses so sehr allem Elend des Körpers und der Seele ausgesetzt ist. Und vielleicht hat sie darum ge-

glaubt, dieser armen Kreatur einige Vergütungen zu schulden, und hat sie ihm in der Gestalt des Weines und des Tabaks gegeben, plumpe und bedeutungslose Vergütungen, damit er verstehe, daß seine Schmerzen und sein Elend keiner anderen Heilmittel würdig sind, als dieser …

Das geringe Interesse, das wir den Leiden unseres Nächsten widmen, sollte uns doch aufklären über die geringe Wichtigkeit, welche die Natur den Leiden unserer ganzen Gattung beimißt. Wenn wir so gleichgiltig sind gegenüber dem Schicksal derjenigen – und manchmal sind die uns Nächststehenden darin einbegriffen – mit denen wir dieses vortreffliche Thal der Thränen durchmessen, obwohl doch gerade das uns einander nahe bringen, uns solidarisch machen müßte, – warum sollte denn nicht die Natur millionenfach gleichgiltiger als wir selbst sein gegen die Unfälle unserer ganzen Herde, – die Natur, welche weiß, von wannen wir kommen und wohin wir gehen, was wir nicht wissen? An den Agenten, die sie in Bewegung setzt, um uns das Leben und den Tod zu geben, ist es leicht zu ersehen, daß sie uns nicht den Wert zuerkennt, den wir uns aus ganz persönlichen Gründen beilegen. Ein winziges Keimchen gerät in Zirkulation, und wir sind auf der Erde; eine Mikrobe wird durch ein Miasma in Bewegung gesetzt und wir sind unter der Erde. Liegt darin irgend etwas, das uns Grund giebt, die Stolzen zu spielen? Ich weiß wohl, daß, wenn man den Lehren gewisser Bücher glauben darf, der Gott, der uns geschaffen hat, unaufhörlich mit uns beschäftigt ist, und daß wir eine Seele haben, die, nach Überwindung der irdischen Prüfungen, in Ewigkeit strahlen wird nach unserem Tode. Aber einstweilen haben wir ein Grauen vor diesem Tode, der uns eine Ewigkeit der Freuden verschaffen soll; und wenn uns ein wütender Zahnschmerz plagt, würden wir sehr rasch unsere ganze zukünftige Ewigkeit für das Aufhören dieses „Wehwehs“ hingeben.

In Wahrheit, sind nicht der Wein und der Tabak Alles, was eine solche Menschheit zu ihrem Troste braucht, und müssen wir nicht dem Himmel danken, daß er die Güte gehabt hat, sie uns zu geben? Aus den Freuden, die sie verursachen, kann man schließen, in welche Verzweiflung wir seit Langem versunken wären, wenn wir sie nicht hätten.

Tolstoj behauptet, daß alle französischen Soldaten, welche die Wälle von Sewastopol erstiegen haben, betrunken gewesen seien.

Soll man daraus etwa schließen, daß der russische Soldat besiegt wurde, weil er weniger getrunken hatte als der Franzose? Soll etwa der Wein den Sieg gebracht haben? Welch ein Argument zu Gunsten des Weins!

Wir Alle werden gern zugestehen, daß es eines der größten Zeichen der Dummheit unter den Menschen ist, Krieg gegeneinander zu führen, – umsomehr als sie den Schrecken vor der Verwundung, vor dem Schmerz, vor dem Tode besitzen und als sie sehr selten von Geburt aus heldenhaft angelegt sind. Und da ist es denn wieder der Wein, der den Regierungen, die uns beherrschen, den Mut bestellt, welcher zum Siege, oder den Heroismus, welcher zum Tode führt. So steht der Wein da als eine Macht, die Ideen erweckt, welche die Wahrheit aus dem Boden der Flasche herumspringen läßt (obwohl sie bekanntlich den Grund eines Brunnens bewohnt); so steht er da, der Wein, Hand in Hand mit dem Mut als Vorsitzender bei den reinsten Festen, bei Heirat, Geburt und Taufe, als Teilnehmer an den heiligsten Zeremonien, an der Messe selbst, wo er das Blut Christi vorstellt. Wer kann unter diesen Umständen die Menschen hindern, einen Kultus mit einem Erzeugnis zu treiben, das solche Alliierte besitzt und solche Wirkungen hervorbringt? Ja, noch mehr. Im Augenblick, wo der Wein als derjenige anerkannt ist, der alle Energie in Thätigkeit setzt, muß er da nicht auch denen als Entschuldigungsgrund dienen, die bis zum Verbrechen gehen? Wenn nun zufälligerweise ein Mörder nicht diese Entschuldigung besitzt und wenn man genötigt ist, ihn zum Tode zu verurteilen, weil er vergessen hat, vor der Begehung seines Mordes zu trinken, so geschieht Folgendes: Nachdem man ihm angekündigt, daß sein Gnadengesuch verworfen ist und daß er sterben muß, bietet ihm der Kerkermeister, im Namen der mitleidigen Gesellschaft, ein Glas Wein an, um ihm Mut zu machen. Hierauf reicht ihm der Almosenier die Hostie dar, welche die göttliche Verzeihung und das Versprechen der ewigen Seligkeit enthält; der Verurteilte trinkt das Gläschen aus, verschluckt die Hostie, raucht eine Cigarette obendrein und macht sich dann wohl oder übel auf den Weg nach der roten Maschine. Ein wenig Nikotin, ein Stückchen vom Leibe unseres Heilands, ein Schluck 86er (denn die Regierung wendet sicherlich keinen Martel auf) – und marsch in den Himmel! Welches Durcheinander! Welche Mittel! Welche Resultate!

Wenn wir beide, Graf Tolstoj und ich, die Welt erschaffen hätten, oder richtiger Graf Tolstoj oder ich – denn das ist eine Aufgabe, die nur Einer machen muß –, hätten wir sie anders geschaffen als sie ist, *nota bene* wenn wir damals gewußt hätten, was wir jetzt wissen. Ob sie besser oder schlechter gewesen wäre, hätte erst die Praxis zeigen können, nun aber haben wir sie fertig angetroffen, wir mußten sie also nehmen, wie sie ist – wenigstens in Bezug auf die andern – denn der Graf und ich können uns, soweit es uns betrifft und soweit es bisweilen nötig ist, manches erlauben.

Wir müssen aber versuchen, sie auch zum Nutzen Derer einzurichten, die bei genauerer Betrachtung mehr des Mitleids als des Tadels wert sind.

Können wir unter den Verbesserungen, die wir für die arme Menschheit träumen, der Abschaffung des Trinkens und des Rauchens einen Platz geben?

Daran ist gar nicht zu denken. Alle unsere Gesetze, alle unsere Mäßigkeitsvereine werden gar nichts ausrichten, selbst die Reblaus hat nichts erreicht, denn nie wurde so viel Wein fabriziert, als seit der Zeit, wo die Weinberge versagten, und nie wurden so viel Cigarren geraucht, als seit der Zeit, wo die billigen Cigarren nicht zu rauchen und die guten wahnsinnig teuer sind.

Ich will nicht von dem wirtschaftlichen Interesse des Staates an der Aufrechterhaltung, ja an der Verbreitung gewisser Gewohnheiten sprechen. Wir wissen alle, welche Bedeutung der Alkohol und der Tabak im Haushalte der Staaten hat. Ich kann nicht einsehen, daß sich der Staat für die öffentliche Sittlichkeit und Gesundheit zu opfern hätte. Was kümmert uns, daß der Einzelne stirbt, wenn nur die Gesamtheit lebt.

Aber das Übel hat eine viel tiefere Ursache als die Dummheit der Steuerzahler und die Findigkeit der Wirtschaftspolitiker.

Es ist Thatsache, daß der Mensch beginnt des Lebens müde zu werden, das Interesse daran, den Mut dazu zu verlieren. Er sieht, was es ist, das Leben, und er glaubt, daß es immer, zwecklos und nutzlos, immer dieselbe Geschichte sein wird. Die Hunderte all jener Säcula, die er durchlebt, haben ihm nicht zu wissen gethan, woher er kommt; durch die Tausende von Jahrhunderten, die er noch zu leben hat, kann er nicht hindurch erkennen, wohin er geht; wie die Erde, die er bewohnt, dreht er sich immer in demselben Kreise, ohne

vorwärts zu kommen. Er fährt in der Eisenbahn, statt in einem von Ochsen geschleppten Wagen zu fahren; er kann in wenigen Minuten den Kurszettel der Börse nach den Grenzen des Erdballs senden; er kann seinen Mitmenschen auf zwölf oder fünfzehn Kilometer Entfernung töten! Und sonst? Wo hält er bei alledem mit seiner Persönlichkeit, das heißt mit dem, was ihn am Meisten interessiert? Er ist immer noch in derselben Unwissenheit, in derselben Unruhe. Ernste, weisheitsvolle Männer haben Gesetze aufgestellt und Religionen gegründet, um den Bedürfnissen seines Körpers und seiner Seele Befriedigung zu gewähren. Zu welchem Schlusse sind sie gelangt? Alle Religionen widersprechen einander, bekämpfen sich, hassen sich. Alle Philosophien verspotten sich und schwärzen sich gegenseitig an. Wo sind die unfehlbaren Gesetzbücher? Wo die unanfechtbaren Bibeln? Welche sichtbare Garantie gewähren mir die einen? Welche wirksame Hilfe geben mir die andern? Wer hat Recht, von Moses bis Mahomet, von Brahma bis Luther, der Materialismus oder der Spiritualismus, das göttliche Recht oder das Recht des Volkes? Alle diese Sektengründer, alle diese Doktoren der Philosophie lebten im Studium, in der Sammlung und im beschaulichen Nachdenken; sie fragten nur ihr Gewissen, sie wollten nur das Gute, sie tranken nicht, sie rauchten nicht: was haben wir dabei gewonnen? Sehet hin, welche Zwietracht sie hervorgebracht haben unter den Menschen, welche Revolutionen sie verursacht, welche Blutströme sie entfesselt haben! Ausgebeutet durch die Natur, verraten durch seine Sinne, in die Irre gelockt durch seine Träume, getäuscht durch die Religionen, auf Abwege geführt durch die Philosophien, geprellt durch die Politiker, nicht mehr fähig, das zu erkennen, was er glauben, das zu finden, worauf er vertrauen kann – so hat der Mensch, gequält und genarrt durch all' die moralischen und sozialen Probleme, die sich vor ihm aufrichten, nur mehr eine Idee: ihnen zu entrinnen und sich zu betäuben. Und das umsomehr, wenn er plötzlich, in einem bestimmten Augenblick, nachdem er allen seinen Bedürfnissen, allen seinen Illusionen, allen seinen Leidenschaften Folge gegeben, das entdeckt, wovon ihm nichts bisher Kunde gegeben, daß er nämlich sterblich ist und daß er bald aufhören muß zu sein, teilzunehmen an dem, was trotzdem fortfahren wird, zu sein, bis in alle Ewigkeit, ohne die geringste Erinnerung an ihn.

Der Schrecken vor dem unvermeidlichen Tode, von dem er nur

mehr durch einige Jahre getrennt ist, faßt ihn an und schnürt ihm das Herz zusammen. Womit soll er diese letzten Jahre ausfüllen, die so rasch verfliegen werden? Er beginnt alle Dinge des Lebens an dieser verhängnisvollen Notwendigkeit des Todes zu messen: sie erscheinen ihm leer, der Existenzberechtigung bar, und seine Hinfälligkeit demütigt ihn und bringt ihn in Verzweiflung. Das fürchterliche „Zu was Ende?" des Predigers Salomo weicht ihm nicht mehr von der Seite. Wenn er nicht irgend ein großes Ideal besitzt, wie die religiöse Illusion, die Liebe zur Wissenschaft, die Narrheit der Kunst, die Leidenschaft der Mildthätigkeit, eine jener Trunkenheiten der Seele, dann steigt er wieder in den Instinkt hinab, beginnt in den Tag hineinzuleben und ruft den tiefstehenden, aber sicheren Sinnengenuß des Augenblicks herbei: dieser Genuß wird ihn vielleicht töten – aber was tötet ihn denn nicht? Und da er nun einmal unerbittlich zum Tode gehen muß – denn er mag welche Straße auch immer einschlagen, eine jede führt zu diesem Ziele – so kommt es auf dasselbe hinaus, wenn er fröhlich dahingeht, und es ist ohne Belang, ob er etwas später oder etwas früher eintrifft. Ja, wer weiß, – vielleicht ist es besser, früher ans Ziel zu gelangen, vielleicht sogar ist es besser, daß es sogleich geschieht.

Laßt ihm also das Spiel, den lustigen Schmaus, die Liederlichkeit sogar! Und verwehrt ihm nicht, daß er sich mit den Dünsten des Weins und mit den Rauchwolken des Tabaks das *Mene Tekel* an der Wand des Festsaales verhülle, den so viele Tafelgenossen schon verlassen haben. Der Priester mag ihm nur immer die Ewigkeit versprechen, der Philosoph ihm die Entsagung raten, – das Gläschen jenes Wassers, welches brennt, und das Bündelchen jenes Krautes, welches glüht, verschaffen ihm auf der Stelle, ohne daß er die mindeste Anstrengung zu machen braucht, das, was ihm der Eine verspricht und der Andere tät. Es ist nicht das vollkommene Glück, es ist nicht das absolute Vergessen, denn die Seele sträubt sich immer ein wenig vor dem tiefen Grund, in den es sie hinabdrängt. Aber es ist die Lähmung des Gedankens, die Verdunkelung des Bewußtseins, die geistige Lethargie, an der vorüber sich die Wirklichkeit weiter bewegt, ohne sie jedoch aufhören zu machen. „Die Tiere sind recht glücklich: sie denken nicht an das Alles." Das ist der Urgrund seines Raisonnements und der letzte Schluß seiner Philosophie.

Es handelt sich darum, zum relativen und ausreichenden Glück

der Tiere zu gelangen und jede Auseinandersetzung mit dem großen Probleme von Zweck und Ende zu vermeiden, das die Natur zum verruchten Privilegium der denkenden Kreatur gemacht hat. Wer genauer hinsieht, wird bemerken, daß in diesem Entschluß für die letzte Lebensphase etwas wie Selbstmord liegt, ein langsamer, unwiderstehlicher, anonymer Selbstmord.

Es ist ein in die Augen springender Widerspruch: Eben noch geriet der Mensch in Angst und Bangen darüber, daß er nur mehr so kurze Zeit zu leben habe. Und dieser selbe Mensch findet jetzt plötzlich, daß er müde sei, weil er schon gar so viel Jahre gelebt habe; und in dem Zustande des halben Todes, den er hervorruft und in dem er sich täglich gefällt, beginnt er sich zu sagen, daß das totale Nichtsein und die endgiltige Indifferenz vielleicht ihr Gutes haben. Er strebt nach diesen Zielen und er vermehrt allgemach die Dosen der Abstumpfungsmittel, die ihm zur Gewohnheit geworden. In dieser neuen Hoffnung, nicht mehr zu sein, verkostet er eine Lust, die er nicht zu bestimmen weiß, die aber nichtsdestoweniger wirklich und beständig ist. Er hat nur sehr selten den Mut, ein gewaltsames Ende zu machen, so sehr ist er an den Plunder seines organischen Mechanismus gewöhnt; aber er findet einen Genuß darin, mit langsamen Streichen die zwei Feinde zu töten, die er überallhin mit sich schleppen und von denen er so viel leiden mußte: seine Vernunft und sein Bewußtsein. So kommt er endlich dazu, seinen Traum zu verwirklichen, das heißt: zu sterben, wie er geboren wird, ohne zu wissen, was er thut …

Bisher hat nur der Mann seinen Verstand, sein Gewissen und seinen Atem durch Trinken und Rauchen vergiftet, seine Genossin ist diesem Unheil entgangen. Die Priesterin eines anders gearteten Wahnes hat mit Mißvergnügen gesehen, daß nur der Mann sich ergötzt am Trinken, Rauchen, Lieben … Das schien ihr ungerecht. Die unparteiische Natur hat diese Ungerechtigkeit ausgeglichen, indem sie für das schwache Geschlecht that, was sie für das starke längst gethan hatte: sie gab ihm das Morphium, diesen Absynth der Frauenwelt.

Nun werden auch die Frauen endlich vor dem Richter eine Entschuldigung haben für alle Verbrechen, die sie begangen, eine Entschuldigung, wie die Männer sie haben, sie werden nun nicht mehr eine größere Verantwortung tragen, als die Männer. So hätten wir

das Paradies wiedergefunden, nunmehr mit dem Anrecht an alle Früchte!

Mögen die, die mit dem Alkohol und dem Tobak kein Bündnis geschlossen haben, sich einen andern Gott suchen als den, der in unserem Paradiese thront, denn es muß noch einen andern geben.

———

Emile Zola, von altersher ein Gegner Tolstojs, drückt seine Meinung kürzer aus:

Ich rauche nicht mehr und trinke keinen Wein, aber ich kann nicht sagen, daß ich dadurch weiser geworden bin, denn diese Mäßigung ist mir durch meinen Gesundheitszustand auferlegt.

Man könnte die Ansicht Tolstojs, daß der Mensch instinktiv Alkohol und Tobak anwendet, um sein Gewissen einzuschläfern, geradezu eine Dramatisierung aller Dinge nennen. An sich enthält dies Laster viel zu viel Gutmütigkeit und Dummheit. Man trinkt gewiß zum Vergnügen und raucht anfänglich in kindlicher Prahlerei, späterhin aus Gewohnheit. Du lieber Gott, warum sollte man dieses Vergnügen und diese Gewohnheit den Menschen nicht gönnen, denen es nichts schadet?

———

Alphonse Daudet sagt:

Gestatten Sie mir, verehrter Herr, Ihnen auf Ihre Frage zu sagen, daß Ihr wunderbarer Tolstoj entschieden alles größer sieht, als es in der Natur ist. Gewiß, der Mißbrauch des Tabaks und des Alkohols ist eine Thorheit, aber trotzdem giebt es nichts Vortrefflicheres, als eine gute Pfeife Tabak und zwei Gläschen guten Liqueurs nach Tisch. Ich meinerseits habe nie im Alkohol Hilfe oder Anregung zur Arbeit gesucht und werde sie wohl nie suchen. Als ich jung war, kam es wohl vor, daß ich über den Durst trank, aber dann war ich außer Stande, nicht nur zu schreiben, sondern auch nur eine einzige Zeile zu denken. Dagegen habe ich bei der Arbeit stark geraucht, und, je mehr ich geraucht habe, desto besser ging die Arbeit von

statten. Ich habe nie bemerkt, daß der Tabak mir schädlich gewesen wäre und durch eine besondere Wohlthat der Natur ist mir, wenn ich mich nicht ganz wohl fühle, schon der Duft einer Cigarette widerwärtig. Ob ich Ihre Frage beantwortet habe? Ich hoffe. Jedenfalls bin ich stets zu einer weiteren Antwort bereit.

———

Jules Simon sagt:

Ich bin ein großer Feind des Alkohols, der schädlicher ist als die Pest, denn er ist eine dauernde Pest. Tolstoj kann, so groß er ist, meinen Abscheu nicht mehr vergrößern; vielleicht gelingt es ihm, manchen „Verpesteten" seinen Anschauungen zu gewinnen? Das wäre ein Meisterstück, seiner würdig. Ich zweifle aber daran, daß er Jemanden bekehren dürfte.

———

Jules Claretie läßt sich so vernehmen:

Ich wünsche Ihnen Glück zu der Übertragung dieses wichtigen Werkes Tolstojs. Eine Arbeit dieser Art, unterzeichnet von einem so hervorragenden Manne, verdient einen Platz neben der interessanten „*Abhandlung über die Erregungsmittel der Neuzeit*" von Balzac. Sie kennen wahrscheinlich dieses Schriftchen des Verfassers der menschlichen Komödie.

Ich kann Ihnen kaum antworten, wenn es sich um persönliche Beobachtungen handelt, denn ich trinke nicht und habe nie geraucht. Ich brauche bei meiner Arbeit solche Hilfsmittel nicht. Ich weiß, daß der Alkohol und das Nikotin das Gewissen (Bewußtsein) einschläfert, ich meine aber doch, der ausgezeichnete Dichter ist ein wenig zu streng gegen den Wein und den Tabak. Der Wein pflegt oft ein Stärkungsmittel zu sein und die Cigarette ein Zeitvertreib. Das Tier raucht, die Seele träumt und nicht immer endet es mit Wahnsinn oder Verbrechen.

Ich kann nicht urteilen, denn, wie gesagt, ich rauche und trinke nicht, aber ich erinnere mich, daß Viktor Hugo einmal in meiner

Gegenwart seine besondere Freude darüber ausdrückte, daß er nicht nur nie geraucht, sondern auch in einem Leben von 80 Jahren nicht einen Liter Spirituosen getrunken habe. Vielleicht war dies der Grund seiner wunderbaren Rüstigkeit. Er hätte Tolstoj unzweifelhaft Recht gegeben.

Gewiß gehört der Alkoholismus zu den größten Plagen der Neuzeit und wir müssen einen unerbittlichen Kampf gegen ihn führen. Schriften, wie die Tolstojs, sind vortreffliche Vorpostengefechte. Warum aber behauptet Tolstoj, daß bei der Erstürmung von Sewastopol alle französischen Soldaten betrunken gewesen wären? – eine allzu kühne Behauptung, denn ihr Heldenmut floß aus anderen Quellen. Fragen Sie darüber *Bosquet* oder *Totleben*.

———

Charcot, der ausgezeichnete Psychiater, schreibt:

Ich muß bekennen, der Artikel Tolsjojs hat auf mich keinen besonderen Eindruck gemacht. Er ist übertrieben, daher falsch. Der Alkohol und der Tabak können schaden, aber man kann sie mit Maß genießen, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Übrigens sind vor der Einführung des Alkohols und des Tabaks schmählichere Dinge geschehen (*des choses abominables*), und die Sitten sind seit der Einführung des Alkohols und des Tabaks wirklich milder geworden. Sollte man daraus folgern, daß der Alkohol und der Tabak Faktoren seien, die die Moral heben? Solch übertriebene Behauptungen sind mir ein Greuel (*j'abomine les thèses excessives*). Ich glaube an den gesunden Menschenverstand und kann in den Auseinandersetzungen Tolstojs nicht finden, daß er ihm Rechnung getragen habe. – – –

———

Die deutschen Gutachten gehen in ihren Anschauungen noch weit mehr auseinander als – die französischen.

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter des Heiligen, sucht mehr die ganze Gestalt des großen russischen Dichters zu erläutern,

als zu dem Schriftchen über die Betäubungsmittel Stellung zu nehmen. Er sagt:

Wenn ich den Eindruck, den Leo Tolstoj mir macht, dessen Entwicklung ich aufmerksam verfolgt habe, mit einem Worte bezeichnen müßte, so würde ich diesen Mann einen „Heiligen" nennen.

Alle diese Leute von den alten Mystikern der Kirche an bis zu den Asketen der Gegenwart haben neben gründlichen Verschiedenheiten den gemeinsamen Zug, daß sie dem Geiste den Sieg über die Natur verschaffen wollen.

Das wollen wir freilich alle. Die Frage ist nur, was wir Natur nennen und welche Rechte wir ihr einräumen.

Daß sich der menschliche Staat umgestalten wird, darüber sind wir einig, aber wir werden kaum zugeben, daß eine Tolstojsche Welt ohne Recht, noch Richter, noch Strafe, ohne Militärmacht, ohne Kirche wünschbar und möglich sei, so lange wenigstens, als die Menschen so oder nicht viel anders sind, als sie heute über unsere Erde wandeln.

So ist Tolstoj denn ganz logisch, wenn er zuerst den Menschen ändern will; aber ich fürchte, daß es Eigenschaften giebt, z. B. Neid, Geiz, Ehr- und Gewinnsucht, die keine Abstinenz erreicht.

Zweierlei aber behaupte ich:

Man darf bei Tolstoj nicht, wie es Zola thut, von geistiger Störung reden, deren dieser selbst mit weit mehr Recht bezichtigt werden könnte; höchstens von einer einseitigen Entwicklung seines genialen und liebenswürdigen Geistes oder von einer Einseitigkeit im Auffassen der christlichen Lehre, die uns sofort klar wird, wenn wir den Namen Tolstoj neben unsern großen deutschen Luther stellen.

Zweitens: eine schädliche Wirkung der Lehre Tolstojs ist nicht anzunehmen; denn es ist vielfach dafür gesorgt durch die dem Menschen innewohnende Selbstliebe und seinen Freiheitssinn, daß die Tolstojsche unbedingte Selbstaufopferung nicht zur Herrschaft gelange. So kann sie nur ein wohlthätiges „Salz der Erde" sein.

Was nun schließlich den Schriftsteller Tolstoj betrifft, so ist er nicht zu tadeln, wenn er seine bewunderungswerte poetische Kraft gänzlich in den Dienst seiner Idee stellt.

———

Professor P. F. Möbius schreibt:

Leo Tolstoj zeigt uns in der Abhandlung über die Betäubungs-Mittel die ihm eigene Verbindung ganz hervorragender Geisteseigenschaften mit wunderlicher Einseitigkeit. In den meisten seiner Lehren ist eine bedeutende Wahrheit, umgeben von seltsamen Irrtümern.

Tolstoj hat die Ärzte heftig angegriffen, sie geradezu als Vertreter der Lüge hingestellt. Die Übertreibung und Einseitigkeit sind hier so augenfällig, daß es sich nicht lohnt, weiteres darüber zu sagen. Aber die Wahrheit fehlt nicht. Tolstoj faßt die Ärzte als Vertreter des Materialismus, der „mechanischen Weltansicht" auf, und soweit sie dies wirklich sind, hat er recht, sie zu befehden, denn der Schaden jener sogenannten Weltansicht ist größer als der Nutzen aller Operationen u.s.w.

Tolstoj verurteilt die einseitig-physiologische Anschauung vieler Ärzte, die im Menschen nur einen Zellenorganismus sehen und vergessen, daß die Zellen nur die Schale der Seele sind, die nur Leibärzte, nicht auch Seelenärzte sind, und darin hat er recht. Tolstoj weiß, daß auch die leibliche Gesundung des Volkes nicht von Medikamenten und Operationen, sondern von der Umgestaltung der sozialen Verhältnisse abhängt, und darin hat er recht. Er kann zwar von den Ärzten nicht verlangen, daß sie ihr Gebiet verlassen, aber er kann ihnen mit einigem Grunde vorwerfen, daß sie auf ihrem Gebiete wohl oft das Große über dem Kleinen vergessen haben. Solange viele Ärzte das Rezeptschreiben für die Hauptsache halten und so lange sie nicht ihre wichtigsten Gegner in dem Alkohol und der Syphilis erkennen, ist jener Vorwurf nicht ungerecht. Daß die bessere Einsicht mehr und mehr sich Bahn bricht, daß auch die Ärzte mehr und mehr erkennen, um wie viel richtiger die Hygiene als die Pharmakologie ist und um wie viel größer die Verwüstungen des Alkohols und der Syphilis als die der hier und da auftretenden Seuchen sind, das wird wohl Tolstoj in seiner Zurückgezogenheit nicht erkannt haben. Thatsächlich ist er nicht ein Feind, sondern ein Bundesgenosse und Helfer der Ärzte. Dies beweist er auch durch die vorliegende Abhandlung, in der er sich dem neuerdings mit Recht geführten Kampfe gegen den Alkohol anschließt.

Von einer wirklichen Besprechung der Abhandlung kann an dieser Stelle natürlich keine Rede sein. Die zwei Haupteinwürfe, die

man Tolstoj machen muß, scheinen mir folgende zu sein: Der erste liegt auf der Hand: Die Behauptung, daß der ausschließliche Zweck des Trinkens die Betäubung des Gewissens sei, ist von einer so haarsträubenden Einseitigkeit, daß nur Tolstoj sie aufstellen konnte. Daß freilich öfter, als man gewöhnlich denkt, das Trinken jenen Zweck hat, das führt Tolstoj mit dem ihm zu Gebote stehenden psychologischen Scharfblick meisterhaft aus.

Vom praktischen Standpunkte aus möchte ich einen zweiten Einwurf betonen. Den Tabak mit dem Alkohol, dem Opium und dem Haschisch sozusagen in einen Topf zu werfen, das ist ein Fehler in sachlicher und taktischer Hinsicht. Der Tobak gehört vielmehr mit dem Kaffee und dem Thee, von denen Tolstoj merkwürdigerweise gar nicht spricht, in eine Gruppe. Diese Genussmittel bewirken je nach dem Zustande des Genießenden eine leichte Anregung oder eine Beruhigung. Sie betäuben nicht und sie tragen nicht die Bedingung des Mißbrauchs in sich. Je mehr der Trinker trinkt, um so größer wird sein Verlangen, und je länger er trinkt, um so mehr muß er trinken, um den gewünschten Erfolg zu erzielen. Eine Schwelgerei in Kaffee und Tabak läßt sich nicht gut ausführen. Daß ein Übermaß hier wie überall schädlich ist, versteht sich von selbst. Indessen sind die wirklich beobachteten Nachteile des Kaffees und des Tabaks verschwindend kleine. Die angeblich durch Tabak bewirkten krankhaften Zustände sind in $^{9}/_{10}$ der Fälle Wirkung des mit dem Tabak zusammen genossenen Alkohols. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß Nichtrauchen besser ist als Rauchen. Aber die menschliche Schwäche ist einmal da und derjenige, der praktische Zwecke verfolgt, muß mit ihr rechnen. So wie die Menschen sind, können sie ohne Reizmittel nicht auskommen. Es gilt daher zunächst, die besonders schädlichen zu bekämpfen, und in diesem Kampfe wird man eher Aussicht auf Erfolg haben, wenn man an Stelle des schädlichen Reizmittels ein relativ unschädliches setzt.

Das, was Tolstoj über die moralischen Nachteile des Rauchens (vom Schnupfen spricht er nicht) sagt, das steht doch zum Teil auf sehr schwachen Füßen. Seine Prämisse, daß der in üblicher Weise gebrauchte Tabak betäube, ist einfach nicht wahr.

Also den Kampf gegen den Tabak wollen wir nicht mitkämpfen, wohl aber den gegen den Alkohol. Und zwar gilt es nicht nur der groben Trunksucht des Schnapsbruders, sondern ebenso dem

gewohnheitgmäßigen Zuviel des vielleicht nie betrunkenen Gebildeten.

Tolstoj hat sehr recht, wenn er die Besserung von den oberen Klassen ausgehen lassen will. So lange aber der Alkohol in den Sitten der Gebildeten die Rolle fortspielt, die er jetzt spielt, ist von Besserung nicht viel die Rede.

———

Professor W. Preyer spricht sich über die Tolstojsche Schrift wie folgt aus:

Die Frage, warum die Menschen sich betäuben, ist von dem russischen Dichter nur nach einer Richtung besprochen worden und er verallgemeinert auf Grund unzureichender Untersuchung willkürlich gedeutete Einzelheiten. Denn den unersetzlichen Wert, welchen kleine Mengen Thee, Kaffee und Tabak für den unbemittelten Arbeiter haben, erwähnt Tolstoj nicht. Er bedenkt nicht, wie leicht das Hungergefühl und das Ermüdungsgefühl, sogar das Nahrungsbedürfnis durch sie vermindert werden und verwünscht den Tabak, nicht aber den Kaffee und den Thee, welche ebenso nützlich und schädlich sind wie jener.

Die nachteiligen Wirkungen der Spirituosen werden in überschwänglicher Weise geschildert. Daß z. B. „Menschen, die nicht betrunken sind", die allgemeine Wehrpflicht billigen könnten, hält Tolstoj für unmöglich. Er schießt weit über das Ziel hinaus. Gänzliche Entziehung der alkoholischen Getränke ist eine gute Sache für einzelne, welche sie schlecht vertragen und den Trinkern dann als Muster dienen, aber die allgemeine gänzliche Entziehung ist ebenso undurchführbar wie etwa die Abschaffung des Geldes. Worauf hingearbeitet werden muß, das ist die Einschränkung des Genusses besonders des Branntweins, des Opiums, des Haschisch.

Kein Mensch sollte sich an irgend ein einzelnes narkotisches oder alkoholisches Genußmittel so gewöhnen, daß ihn die vollständige Entziehung unglücklich macht. Erreichbar ist dieses Ziel durch Erziehung und Selbsterziehung. Die sklavische Gewöhnung an tägliches Rauchen, tägliches Kaffee-, Thee-, Bier-, Wein- oder gar Branntwein-Trinken, an die tägliche Morphium-, Kokain-, Aether-

Vergiftung u.s.w. muß schon der Jugend als etwas Unsittliches gekennzeichnet werden. Das sicherste praktische Mittel, um diese wichtige Einsicht zu befestigen und sie in reiferen Jahren zu behalten, ist Abwechslung mit Verpönung der starken Nervengifte, namentlich des Branntweins und großer Mengen der schwächer wirkenden. Ein sicherer Beweis von Selbstbeherrschung aber ist es, wenn ein Raucher oder Trinker während einiger Tage oder Wochen sich des gewohnten Genusses freiwillig gänzlich enthalten kann.

———

Professor Ludwig Büchner, der Verfasser von „*Kraft und Stoff*" schreibt:

Geehrter Herr! Herrn Tolstojs Ansichten über die physiologische Bedeutung der sogenannten narkotischen Genußmittel beruhen auf einer wissenschaftlich ganz irrigen Vorstellung. Dieselben sind fast ohne Ausnahme keine Betäubungs-, sondern Erregungsmittel des Nervensystems und wirken erst betäubend, wenn sie im Übermaß genossen werden. Daß aber alles Übermaß in jeder Richtung des Lebens schädlich ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden; es ist Erfahrungsthatsache. Die ganz allgemeine Verbreitung des Gebrauches der narkotischen Genußmittel durch alle Zeiten und Völker beweist, daß diesem Gebrauch ein wirkliches Bedürfnis der menschlichen Natur zu Grunde liegt, und wenn ihr Mißbrauch viele schädliche Folgen hat, so beweist der Mißbrauch ebensowenig gegen den Gebrauch, wie die Eisenbahnunfälle gegen die Eisenbahnen. Wenn Herr Tolstoj behauptet, daß man nicht trinke und rauche aus Vergnügen daran, sondern um die Stimme des Gewissens im Innern zu unterdrücken, so würde daraus folgen, daß gut die Hälfte der Menschheit fortwährend von Gewissensbissen geplagt wäre, was doch wohl kaum anzunehmen ist. Daß einzelne Menschen übermäßig trinken, um ihr Gewissen oder eine unangenehme Stimmung zu unterdrücken, soll nicht bestritten werden; aber dieses ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme; im Gegenteil ist eine heitere, zu Gespräch, Scherz und Übermut geneigte Stimmung teils Anlaß, teils Folge eines mäßigen Wein- oder Biergenusses, also das gerade Gegenteil der von Herrn Tolstoj so sehr betonten „Betäubung". Wie

grau, einförmig und langweilig würde das Leben werden ohne jene heitere, mit Gebrauch narkotischer Genußmittel verbundene Geselligkeit!

Ich vermute, daß Herrn Tolstojs griesgrämige Meinung veranlaßt ist durch den Anblick der üblen Folgen, welche der übermäßige Genuß des Branntweins oder Schnapses in seinem Vaterlande Rußland bei den niederen Schichten der Bevölkerung zu haben pflegt. Aber die Ausdehnung einer solchen Einzelerfahrung auf die Allgemeinheit widerspricht doch allen Regeln der Logik und Vernunft.

Selbstverständlich ließe sich noch gar vieles zum Lobe oder Tadel der einzelnen narkotischen Genußmittel selbst hinzufügen, welche nicht alle über einen Leisten zu schlagen sind, sondern von denen jedes wieder in seiner Besonderheit zu betrachten ist. Da aber dieses weit über den Rahmen meiner kurzen brieflichen Meinungsäußerung hinausgehen würde, so schließe ich hiermit als *u.s.w.*

———

Professor M. Carrière sagt:

Sehr geehrter Herr! Es thut mir leid, daß Tolstoj, den ich als Dichter von „Krieg und Frieden“ hochschätze, als praktischen Christen verehre, mit seiner Feindschaft gegen Bildung und Wissenschaft wie gegen Lebensfreude sich immer mehr verirrt. Ich trinke gern ein Glas Wein und Bier, aber niemals um mein Gewissen zu betäuben, sondern um nach strenger Arbeit mich zu erfrischen und mit befreundeten Menschen vergnüglich zu unterhalten.

Das werden Sie kaum brauchen können, aber es ist die Wahrheit.

Leo N. Tolstoi

Die Trunkenheit bei den leitenden Klassen

Übersetzt
von L. Albert Hauff | 1894[1]

I.

Was giebt es Schlimmeres auf der Welt, als die Feste bei den Bauern? Keine andere Gelegenheit zeigt deutlicher die Abscheulichkeit und Wildheit des Volkslebens.

Das sind Menschen, welche die ganze Woche mäßig leben, obgleich sie gute Nahrung haben, welche fleißig arbeiten und bei welchen Eintracht und Freundschaft herrschen.

So vergehen Wochen und Monate, und plötzlich wird dieses regelmäßige Leben unterbrochen, ohne daß man genau weiß warum. An einem gewissen vorherbestimmten Tage hören alle auf zu arbeiten, und von der Mitte des Tages ab beginnen sie üppige Speisen zu essen und Bier und Branntwein in Masse zu trinken. Alle trinken. Die Alten zwingen die Jungen und selbst die Kinder dazu. Alle jubeln, umarmen sich, schreien, singen, bald gelangen sie in einen Zustand der Rührung oder sie werden aufgeregt und streiten sich. Alle sprechen und niemand hört. Darauf folgen Geschrei, Wortwechsel, zuweilen selbst Kämpfe. Gegen Abend sieht man manche, welche schwanken, fallen und auf der Stelle einschlafen, andere werden fortgeführt von solchen, die sich noch aufrecht halten können. End-

[1] Textquelle | Leo N. TOLSTOI: *Lasterhafte Genüsse*. Aus dem Russischen von L. A[lbert] Hauff. Zweite [veränderte, kürzere] Auflage. Berlin: Verlag von Otto Janke [1894], S. 31-38. [Gesamtumfang 92 Seiten; als digitale Online-Ressource ETH-Bibliothek Zürich: https://doi.org/10.3931/e-rara-104867] [Enthält: Der Alkohol und der Tabak; Die Trunkenheit bei den leitenden Klassen; Von den Beziehungen der Geschlechter zu einander; Die Arbeit; Die Kirche und der Staat.] – Russischer Originaltext vom Herausgeber noch nicht ermittelt. *pb*

lich wälzen sich die letzten auf der Erde und erfüllen die Luft mit Alkoholgeruch.

Am anderen Tage erwachen alle diese Leute krank. Langsam gelangen sie wieder zu ihrem gewöhnlichen Zustand und nehmen ihre Arbeit auf, bis wieder eine neue solche Gelegenheit eintritt.

Warum geschieht das? Um was handelt es sich? Das ist ein Festtag. Das Fest irgend eines Heiligen, des heiligen Peter, des heiligen Paulus, gleichviel. Und warum wird der heilige Peter oder Paul gefeiert? Niemand weiß es. Man weiß nur, daß es der Festtag eines Heiligen ist und daß man sich amüsieren muß, nichts weiter. Und die Feste erwartet man mit einer Ungeduld, welche durch die schwere alltägliche Arbeit gesteigert wird.

Ja, das ist eine der erstaunlichsten Äußerungen der Verwilderung der Leute aus dem Volk. Der Wein und das Vergnügen haben so viel Verführerisches für sie, daß sie nicht widerstehen können, und jeder von ihnen ist bereit, sich wie ein Schwein zu betrinken.

———

Ja, es ist wild, das Volk! Aber unfehlbar veröffentlichen die Zeitungen an einem Januartage folgende Anzeige: „Das Festesten der früheren Zöglinge der kaiserlichen Universität von Moskau wird am 12. Januar stattfinden, dem Jahrestage ihrer Gründung, um 5 Uhr abends in diesem oder jenem Restaurant. Billette sind zu haben zu sechs Rubel an dieser oder jener Stelle.“ Aber dieses Festesten ist nicht das einzige. Es werden noch viele gefeiert in Moskau, in Petersburg und fast in allen Städten der Provinz. Denn der 12. Januar ist der Jahrestag der Gründung unserer ältesten Universität. Das ist ein Fest des Fortschritts, der Civilisation in Rußland. Die Blüte der Intelligenz wird an dieser Feierlichkeit teilnehmen.

Man sollte meinen, daß die Männer, welche an den beiden Extremen der Civilisation stehen – einerseits die wilden Bauern, welche den heiligen Peter oder den heiligen Paul feiern und andererseits die Gebildeten, welche ein Fest der Intelligenz feiern – sich in durchaus entgegengesetzter Weise benehmen werden. Es findet sich jedoch, daß das Fest der gebildetsten Männer sich in seiner äußeren Form durchaus nicht von dem der wilden Bauern unterscheidet.

Die Bauern bekümmern sich nicht im geringsten um die Bedeutung des Feiertages des heiligen Peters oder heiligen Pauls, für sie ist er ganz einfach ein Vorwand, gut zu essen und zu trinken. Die gebildeten die Männer benutzen gleichfalls den 12. Januar, um zu essen und zu trinken, ohne sich weiter um die Veranlassung zu kümmern, die sie zusammengeführt hat.

Die Bauern essen Suppe und Kalbsfüße in Gelée, die gebildeten Männer essen Hummern, Filet, Käse u.s.w. Die Bauern trinken Branntwein und Bier, die gebildeten Herren trinken alle Arten von Liqueuren, Champagner, trockene oder zarte, bittere oder süße, weiße oder rote Weine u.s.w.

Die Ausgabe jedes Bauern beträgt zwischen zwanzig Kopeken und einem Rubel, die des gebildeten Herrn zwischen sechs und zwanzig Rubel.

Die Bauern sprechen ihre freundschaftlichen Gefühle für ihre Nachbarn aus und singen Volkslieder, die unterrichteten Herren sprechen von ihrer Zuneigung für die *alma mater* und mit klebrigem Munde singen sie lateinische Unsinnigkeiten. Die Bauern wälzen sich im Schmutz und die gebildeten Herren auf dem Sammetdiwan. Die Bauern werden von den Weibern und Söhnen nach Hause getragen, die gebildeten Herren werden von spöttischen Lakaien nach Hause geführt.

II.

Nein, wirklich, das ist entsetzlich! Es ist entsetzlich, daß denkende Menschen, welche auf der höchsten Stufe der Bildung angelangt sind, ein geistiges Fest auf keine andere Weise zu feiern wissen, als indem sie mehrere Stunden hintereinander essen, trinken, rauchen, schreien, sich berauschen. Es ist entsetzlich, daß bejahrte Männer, die Lehrer der Jugend, zur Vergiftung derselben durch Alkohol beitragen, zu einer Vergiftung, welche ähnlich der des Merkurs, für immer ihre Spuren im Organismus zurückläßt.

Hunderte und aber Hunderte von jungen Leuten haben sich an diesem Fest der Intelligenz zum ersten Mal berauscht und für immer zu Grunde gerichtet. Aber das allerschrecklichste ist das, daß die

Einsicht der Männer, welche so handeln, so sehr durch die Eitelkeit getrübt ist, daß sie nicht mehr unterscheiden können, was gut und böse, was moralisch und unmoralisch ist. Diese Männer haben sich so sehr selbst davon überredet, daß sie sich in einer privilegierten Stellung an der Spitze der Civilisation befinden, welche alle ihre Schwachheiten entschuldige, daß sie nicht den Balken in ihren eigenen Augen gewahren können. Diese Männer, welche sich einem Vergnügen hingeben, das man nicht anders, als verwerfliche Trunkenheit nennen kann, verherrlichen sich selbst und beklagen das unwissende Volk!

———

Alle Mütter ängstigen sich beim bloßen Gedanken daran, daß ihre Söhne sich betrinken könnten. Kein Meister will einen Arbeiter annehmen, welcher sich betrinkt. Jeder anständige Mann errötet, wenn er sich daran erinnert, daß er sich einmal betrunken habe. Mit einem Wort, alle wissen, daß die Trunkenheit ein entehrendes Laster ist.

Und dennoch sehen wir, wie gebildete Leute sich berauschen und dabei nicht nur überzeugt sind, daß sie sich nichts vorzuwerfen haben, sondern auch die Tollheiten und die tollen Streiche zu erzählen lieben, die sie in der Trunkenheit verübt haben.

Es ist soweit gekommen, daß in jedem Jahr gesetzte Männer und junge Leute, welche durch die ersteren dazu angeregt werden, sich einer ekelhaften Orgie überlassen im Namen der Bildung und Civilisation und ohne daß sich jemand darüber ereifert. Und das hindert sie nicht, nach diesen Orgien sehr stolz über ihre erhabenen Gefühle und ihre geistige Überlegenheit aufzutreten und die Immoralität anderer Menschen, besonders des unwissenden, wilden Volkes, zu verdammen.

Der Bauer hält sich kaum für strafbar, wenn er sich betrunken hat, und glaubt, daß jedermann das entschuldigen werde. Ungeachtet dieser vorübergehenden Schwachheit hat er doch immer das Bewußtsein des Guten und Bösen. Diese Fähigkeit aber beginnt in unserer Gesellschaft zu verschwinden.

Nun gut, es sei! Ihr seid gewöhnt, Euch so aufzuführen und wißt es nicht anders. Gut also, fahrt fort, weil Ihr nicht anders könnt!

Aber wisset auch, daß es ebenso schimpflich und niedrig ist, so zu handeln, am 12. Januar z. B., wie an allen anderen Tagen des Jahres. Und da Ihr das wißt, so verbergt Euch wenigstens vor den Augen aller, wenn Ihr Euch Euren schlechten Neigungen hingebt, und thut dies nicht, wie heutzutage, offen und feierlich, wodurch Ihr die jungen Leute, Eure jüngeren Brüder, wie Ihr sie nennt, verderbt und demoralisiert!

Verwirrt nicht die jungen Leute mit dieser Lehre, daß es noch eine andere Moral gebe, welche nicht in der Enthaltsamkeit bestehe. Alle wissen es, und Ihr vor allem, daß die erste der bürgerlichen Pflichten diejenige ist, das Laster zu fliehen, und daß jede Unmäßigkeit strafbar ist, besonders die in Getränken, welche die gefährlichste ist, weil sie das Gewissen tötet.

Vor allem also, ehe Ihr von erhabenen Gefühlen und Handlungen sprecht, befreit Euch von der Trunkenheit, denn darüber darf man nicht im unzurechnungsfähigen Zustande sprechen. Täuscht doch nicht Euresgleichen, noch Euch selbst und vor allem, führt nicht die Jugend irre!

———

Und Ihr wißt es sehr gut, Ihr wißt, daß es nichts Größeres, nichts Wichtigeres giebt, als die Reinheit der Seele und des Leibes, welche durch die Trunkenheit befleckt werden. Ihr wißt, daß Euer leeres Gerede von der ewigen *alma mater* Euch selbst nicht einmal rührt, so lange Ihr noch nicht mehr als halb betrunken seid, und daß Ihr den jungen Leuten nichts zu bieten habt als Entschädigung für die Unschuld und Reinheit, welche sie opfern, indem sie an Euren Orgien teilnehmen.

Wisset also, daß ebenso schimpflich, wie es für Noah war und wie es für die Bauern ist, auch für jeden von Euch ist, sich bis zu dem Punkte sinnlos zu betrinken, wo man anfängt, wildes Geschrei auszustoßen, auf die Tische zu klettern und alle Arten von Tollheiten zu begehen, daß es aber auch schimpflich ist, unter dem Vorwand eines geistigen Festes im Übermaß zu essen und zu trinken.

Demoralisiert auch nicht durch Euer Beispiel die Dienstboten, die Euch umgeben. Diese Hunderte und aber Hunderte von Leuten,

die Euch bei Tisch bedienen, die Euch nach Hause führen, sind Menschen wie Ihr, Menschen, für welche die Fragen nach Gut und Böse ebenso existieren, wie für uns alle.

Es ist noch ein Glück, daß alle diese Diener, Kutscher, Portiers, Hausdiener Euch nicht für das ansehen, für was Ihr Euch ausgebt, nämlich: die Vertreter der Civilisation. Wenn sie Euch glauben würden, so müßten sie gänzlich enttäuscht und angeekelt sein von dieser Civilisation.

———

Man kann sich die Frage stellen: Was wirkt stärker ein auf das Volk, diese Civilisation, welche sich durch Vorträge und öffentliche Museen verbreitet, oder die Verwilderung, welche man inmitten desselben unterhält durch das Schauspiel der Feierlichkeiten, wie sie von den gebildetsten Männern Rußlands gefeiert werden. Was mich betrifft, so glaube ich, wenn man alle diese Vorträge einstellen und die Museen schließen würde, und wenn zu gleicher Zeit Festessen und Feierlichkeiten dieser Art unterlassen würden, und wenn dann die Köchinnen und Kammerzofen, die Kutscher und Portiers erzählen würden, daß die gebildeten Männer, die sie bedienen, sich nicht mehr an Festlichkeiten ergötzen, bei denen Gefräßigkeit und Trunkenheit herrschen, wenn man überhaupt verstände, sich ohne Wein zu erheitern – so würde dabei die Zivilisation sicherlich nichts verlieren.

Es ist hohe Zeit, zu begreifen, daß man die Zivilisation nicht nur durch Zusammenkünfte und Vorträge verbreitet, auch nicht nur durch das Wort und die Litteratur, sondern hauptsächlich durch das Beispiel, welches die beste Propaganda ist. Es ist hohe Zeit, zu begreifen, daß die Civilisation, welche nicht auf dem moralischen Leben beruht, nie eine Civilisation gewesen ist noch jemals sein wird, sondern nur die Fortsetzung der Wildheit und Immoralität unter einer anderen Form.

Gewissen und freier Wille

[Illustrationsseite]

Leo N. Tolstoi

Gewissensfragen

Brief an die Baronin Rosen,
26.11.1894

Übersetzt
von L. Albert Hauff[1]

Folgende drei Fragen haben Sie, gnädige Frau, an mich gerichtet:

1. Sollen auch geistig nicht besonders Begabte einen Ausdruck in Worten für die von ihnen erkannten Wahrheiten des inneren Lebens suchen?
2. Soll man in seinem inneren Leben nach voller Erkenntnis streben?
3. Wonach sollen wir uns in Augenblicken des Kampfes und des Schwankens richten, um zu erfahren, ob in unserem Inneren wirklich unser Gewissen spricht oder unser Verstand, der in unserer Schwachheit befangen ist?

Die dritte Frage habe ich der Kürze wegen in anderen Worten ausgedrückt, glaube aber, deren Sinn getroffen zu haben.

Diese drei Fragen stießen nach meiner Ansicht zu einer einzigen zusammen, – der zweiten, denn wenn man nicht nach voller Erkenntnis seines inneren Lebens streben soll, so ist es unnötig und unmöglich, die von uns erkannten Wahrheiten in Worten auszudrücken, und man hat nichts, woran man sich in Augenblicken des Schwankens halten könnte, um zu erfahren, ob in uns das Gewissen spricht oder der trügerische Verstand. Wenn man aber nach der höchsten dem menschlichen Verstand (welcher Art auch dieser Verstand sein mag) zugänglichen Erkenntnis streben soll, so sollen wir

[1] Textquelle dieser Übersetzung | *Brief an die Baronin Rosen* (26.11.1894). In: Graf Leo N. TOLSTOI: Meine ersten Erinnerungen sowie verschiedene kleine Schriften. Aus dem Russischen übersetzt von L. A[lbert]. Hauff. Berlin: Verlag Otto Janke [1900]. [140 Seiten; als Internetressource: https://www.projekt-gutenberg.org/].

auch die von uns erkannten Wahrheiten in Worten ausdrücken, und eben an diese bis zur vollen Erkenntnis gebrachten und ausgesprochenen Wahrheiten sollen wir uns halten in Augenblicken des Kampfes und des Schwankens. Und deshalb habe ich Ihre zweite und Grundfrage bejahend zu beantworten, nämlich daß jeder Mensch zur Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden und zur Erreichung des wahren Glücks (was immer zusammenfällt) immer alle seine Geisteskräfte darauf richten soll, sich selbst jene religiösen Grundlagen, durch die er lebt, das heißt den Sinn des Lebens, klarzustellen.

Unter ungebildeten Arbeitern, welche Erde ausgruben und dabei kubische Maße auszurechnen hatten, habe ich oft die weit verbreitete Ansicht getroffen, die mathematische Berechnung sei trügerisch und man dürfe ihr nicht trauen. Vielleicht deshalb, weil sie die Mathematik nicht kennen, oder weil die Leute, welche mathematische Berechnungen für sie machten, sie absichtlich oder unabsichtlich oft betrogen haben, hat sich bei ihnen die Überzeugung festgesetzt, die Mathematik sei unglaubwürdig und untauglich zur Bestimmung der Maße und ist für die Mehrzahl der ungebildeten Erdarbeiter zu einer unzweifelhaften Wahrheit geworden, für welche jeder Beweis überflüssig sei. Eine ähnliche Ansicht hat sich bei Menschen festgesetzt, die ich offen irreligiös nenne, – nämlich die Ansicht, der Verstand könne religiöse Fragen nicht lösen, die Anwendung des Verstandes auf solche Fragen sei eine Hauptursache von Irrtümern – der Versuch, religiöse Fragen durch den Verstand zu lösen, sei frevelhafter Hochmut. Ich sage das deshalb, weil der in Ihren Fragen liegende Zweifel daran, ob man nach Erkenntnis in seinen religiösen Überzeugungen streben solle, nur auf der Voraussetzung beruhen kann, daß der Verstand zur Lösung religiöser Fragen nicht angewendet werden könne. Eine solche Voraussetzung ist aber ebenso sonderbar und offenbar falsch, wie die Meinung, mathematische Probleme können nicht durch Ausrechnung gelöst werden.

Dem Menschen ist direkt von Gott nur ein Werkzeug der Erkenntnis seiner selbst und seiner Beziehungen zur Welt gegeben worden – und kein anderes – und dieses Werkzeug ist der Verstand. Und nun sagt man ihm, er könne den Verstand zur Lösung der Fragen anwenden, welche das Haus, die Familie, die Wirtschaft, die

Politik, die Wissenschaften, die Kunst betreffen, nur nicht zur Aufklärung dessen, wofür er ihm eben verliehen wurde, und zur Klarstellung der wichtigsten Wahrheiten, von deren Erkenntnis sein ganzes Leben abhängt, dürfe der Mensch durchaus nicht den Verstand anwenden, sondern er müsse diese Wahrheiten mit Umgehung des Verstandes begreifen, während der Mensch mit Umgehung des Verstandes doch überhaupt nichts begreifen kann. Man sagt ihm: „Erkenne die Offenbarung des Glaubens." Aber auch glauben kann der Mensch nicht mit Umgehung des Verstandes. Wenn der Mensch dieses glaubt und jenes nicht, so thut er dies nur deshalb, weil ihm der Verstand sagt, an dieses müsse man glauben, an jenes nicht. Die Behauptung, der Mensch dürfe sich nicht von seinem Verstand leiten lassen, ist ebenso unsinnig, als wollte man einem Menschen in einer unterirdischen Höhle, der eine Lampe trägt, raten, um aus der Höhle den Ausweg zu finden, müsse er die Lampe auslöschen und sich nicht vom Licht, sondern von etwas anderem leiten lassen.

Aber vielleicht wird man einwenden, wie auch Sie in Ihrem Brief sagen, daß nicht alle Menschen mit großem Verstand und der besonderen Fähigkeit begabt seien, ihren Gedanken Ausdruck zu geben und daß der ungeschickte Ausdruck der Gedanken über die Religion Irrtümer hervorrufen könne. Darauf antworte ich mit den Worten des Evangeliums: „Was den Weisen verborgen ist, das ist den Kindern offenbar." Und dieser Ausspruch ist keine Übertreibung und kein Paradox, als welche man gewöhnlich solche Aussprüche des Evangeliums ansieht, welche uns nicht gefallen, sondern das ist eine Bestätigung der einfachsten, unzweifelhaften Wahrheit, daß jedem Wesen in der Welt ein Gesetz gegeben ist, das dieses Wesen befolgen soll, und daß zur Erkenntnis dieses Gesetzes jedem Wesen dazu dienliche Organe gegeben sind. Und darum ist jeder Mensch mit Verstand begabt, und in diesem Verstand wird jedem Menschen das Gesetz, das er befolgen soll, geoffenbart. Verborgen ist dieses Gesetz nur solchen Menschen, welche es nicht befolgen wollen, und um das Gesetz nicht zu befolgen, sich vom Verstand lossagen, und anstatt zur Erkenntnis der Wahrheit sich des ihnen gegebenen Verstandes zu bedienen, den Anweisungen ebensolcher Menschen, wie sie selbst sind, folgen, welche sich vom Verstand losgesagt haben.

Das Gesetz aber, das der Mensch beobachten soll, ist so einfach, daß es jedem Kind verständlich ist, um so mehr, als der Mensch nicht nötig hat, das Gesetz seines Lebens selbst aufs neue zu entdecken. Menschen, welche vor ihm lebten, haben es entdeckt und ausgesprochen, und der Mensch hat nur nötig, es mit seinem Verstand zu prüfen, die Grundsätze anzunehmen oder nicht anzunehmen, welche er in der Überlieferung ausgesprochen findet, das heißt nicht so, wie es Menschen anraten, welche das Gesetz nicht befolgen wollen, durch die Überlieferung den Verstand zu prüfen, sondern im Gegenteil durch den Verstand die Überlieferung.

Die Überlieferungen können von Menschen kommen und falsch sein, der Verstand aber kommt sicherlich direkt von Gott und kann nicht falsch sein.

Und darum sind zur Erkenntnis und zum Ausdruck der Wahrheit keine besonderen, hervorragenden Fähigkeiten erforderlich, – man muß nur daran glauben, daß der Verstand nicht nur die höchste göttliche Eigenheit des Menschen ist, sondern auch das einzige Werkzeug zur Erkenntnis der Wahrheit.

Eine besondere geistige Begabung ist meist nicht zur Erkenntnis und Klarstellung der Wahrheit nötig, sondern zur Überlegung und Klarstellung der Irrtümer.

Wenn die Menschen einmal von den Weisungen des Verstandes abgewichen sind, ihm nicht vertrauten, sondern aufs Wort glaubten, was für Wahrheit ausgegeben wird, beginnen sie, solche falsche, unnatürliche und widerspruchsvolle Lehrsätze aufzuhäufen und gläubig anzunehmen, – gewöhnlich in Gestalt von Gesetzen, Offenbarungen, Dogmen, daß es wirklich großen Scharfsinns und besonderer Begabung bedarf, um sie auszulegen und mit dem Leben in Einklang zu bringen. Man stelle sich nur einmal einen Menschen unserer Welt vor, der in den religiösen Grundsätzen irgend einer christlichen Konfession – der katholischen, rechtgläubigen, protestantischen, erzogen wurde und nun danach strebt, die ihm von Kindheit auf eingeflößten religiösen Grundsätze sich selbst klar zu machen. Welche komplizierte geistige Arbeit muß er vollbringen, um alle Widersprüche zu versöhnen, die er in dem ihm von Jugend auf anerzogenen Bekenntnis vorfindet! Gott der Schöpfer hat durch das Heil auch das Böse erschaffen, straft die Menschen am Leben und verlangt Loskaufung u. s. w. Und wir, die wir uns zum Gesetz der

Nächstenliebe und Vergebung bekennen, haben die Todesstrafe beibehalten, wir führen Krieg, nehmen den Armen ihre Habe u. s. w. u. s. w.

So ist zur Entwirrung dieser unlöslichen Widersprüche, oder vielmehr um sie uns selbst offenbar zu machen, wirklich viel Geist und besondere Begabung erforderlich. Um aber das Gesetz unseres Lebens kennen zu lernen, oder, wie Sie es ausdrücken, um unseren Glauben zum vollen Bewußtsein zu entwickeln, sind keinerlei besondere Geistesgaben erforderlich – es genügt, nichts zuzugeben, was dem Verstand widerspricht, den Verstand nicht zu verleugnen, denselben sorgfältig zu hüten und nur ihm zu glauben.

Wenn der Sinn des Lebens ihm unklar erscheint, so beweist das nicht, daß der Verstand zur Klarstellung dieses Sinnes nicht geeignet sei, sondern nur, daß schon zu viel Unvernünftiges geglaubt wird und daß man alles das wegwerfen muß, was nicht vom Verstand bestätigt wird.

Und darum kann meine Antwort auf Ihre Grundfrage – ob man nach voller Erkenntnis in seinem inneren Leben streben soll – nur so lauten, daß das die notwendigste und wichtigste Sache ist, die wir in unserem Leben vollbringen können. Notwendig und wichtig ist sie deshalb, weil der einzige vernünftige Sinn unseres Lebens in der Erfüllung des Willens dessen besteht, der uns in dieses Leben gesandt hat. Den Willen Gottes aber erkennt man nicht durch irgend ein Wunder, wie die Niederschrift des Gesetzes auf Steintafeln durch den Finger Gottes oder die Abfassung eines unfehlbaren Buchs durch den heiligen Geist, oder die Unfehlbarkeit irgend einer heiligen Person oder einer Versammlung von Menschen, sondern nur durch die geistige Thätigkeit aller Menschen, welche einander durch Wort und That ihre sich immer mehr aufklärende Erkenntnis der Wahrheit überliefern.

Diese Erkenntnis ist niemals vollständig gewesen, noch wird sie es sein, vergrößert sich aber beständig in dem Maße, wie das Leben der Menschheit fortschreitet: je länger wir leben, desto klarer und vollständiger erkennen wir den Willen Gottes und folglich auch das, was wir thun sollen, um ihn zu erfüllen.

Und darum glaube ich, daß es Aufgabe eines jeden Menschen ist (so unbedeutend er uns auch erscheinen mag, denn auch Kleine sind zuweilen groß), an der Aufklärung aller jener religiösen Wahrhei-

ten, die ihm zugänglich sind, mitzuarbeiten, sowie an dem Ausdruck derselben in Worten (da der Ausdruck in Worten das einzige unzweifelhafte Anzeichen für die volle Klarheit des Gedankens ist), und daß dies eine der wichtigsten und heiligsten Pflichten jedes Menschen ist.

26. November 1894.
L. Tolstoi.

Leo N. Tolstoi

Zur Frage von der Freiheit des Willens

[1890-1893]

Aus dem Russischen
übersetzt von L. Albert Hauff[1]

I.

Was auch der Mensch thun mag, in all seinem bewußten Thun handelt er so und nicht anders nur deshalb, weil er entweder jetzt erkennt, daß die Wahrheit darin liegt, daß er so handeln soll, wie er handelt, oder deshalb, weil er früher einmal dies erkannt hat, jetzt aber nur gewohnheitsmäßig so handelt, wie er das früher als richtig erkannt hat.

Ob der Mensch ißt oder sich der Nahrung enthält, ob er arbeitet oder ruht, ob er die Gefahr flieht oder ihr entgegentritt – wenn er ein bewußter Mensch ist, handelt er so wie er handelt, nur deshalb, weil er das für nötig und vernünftig hält, weil er glaubt, daß die Vernunft ihm gebiete, so und nicht anders zu handeln, oder weil er das schon lange früher geglaubt hat.

---

[1] Textquelle dieser Übersetzung | *Zur Frage von der Freiheit des Willens*. In: Graf Leo N. TOLSTOI: Meine ersten Erinnerungen sowie verschiedene kleine Schriften. Aus dem Russischen übersetzt von L. A[lbert]. Hauff. Berlin: Verlag Otto Janke [1900]. [140 Seiten; als Internetressource: https://www.projekt-gutenberg.org/]. – Es handelt sich um einen Auszug aus Tolstois Werk „Das Reich Gottes ist in euch", entstanden 1890-1893. Zum Textvergleich siehe in unserer Reihe den Band TFb_A009 | Leo N. TOLSTOI: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023, S. 333-339. – Viel frühere Reflexionen zur „Freiheit des Willens" enthält Tolstois ‚Epilog' (Teil Zwei) zum Romanwerk „Krieg und Frieden" in: PSS [TOLSTOJ. Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 12: Moskau 1940, S. 295-341, hier S. 323-324.

Die Erkenntnis oder Nichterkenntnis aber dessen, daß die Vernunft darin liegt, so und nicht anders zu handeln, hängt nicht von äußeren, der menschlichen Beobachtung unterliegenden Ursachen ab, sondern von anderen Ursachen, die im Menschen selbst liegen und seiner Beobachtung entzogen sind. Und so wird auch bei den für die Erkenntnis der als Ursache der Handlungen dienenden Vernunft anscheinend günstigen äußeren Umständen der eine sie nicht erkennen, während der andere aber selbst unter den ungünstigsten Umständen sie erkennt und danach handelt.

Und darum fühlt der Mensch, auch wenn er sich in seinen Handlungen unfrei fühlt, sich doch immer unabhängig von den äußeren Umständen, das heißt, er fühlt sich frei in dem, was die Ursache seiner Handlungen bildet, – in der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Wahrheit. Und er fühlt sich frei nicht nur von den äußerlichen Ereignissen der äußeren Welt, sondern sogar auch frei von seinen eigenen Handlungen.

So bleibt ein Mensch, auch wenn er eine Handlung begeht, die dem, was er als Wahrheit erkennt, widerspricht, dennoch frei in der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Wahrheit, das heißt, er kann seine Handlung für gut, also der Wahrheit nicht widersprechend halten und sich in der Begehung derselben gerechtfertigt fühlen, – er kann aber auch, indem er die Wahrheit anerkennt, seine Handlung für schlecht, ihr widersprechend halten und sich selbst dafür verurteilen.

So kann auch ein Spieler oder Trunkenbold, der der Verführung nicht widerstand und seiner Leidenschaft sich hingab, dennoch Spiel und Trunk für sündhaft oder für einen gleichgültigen Zeitvertreib ansehen.

Ganz ebenso kann auch ein Mensch, der aus einem brennenden Haus flüchtete, ohne dem Feuer Einhalt zu thun und ohne seinen Genossen zu retten, die Wahrheit anerkennen, daß der Mensch mit Gefahr seines Lebens anderen Leben dienen soll und daher seine Flucht für schlecht ansehen und sich darüber Vorwürfe machen, – oder er kann auch, ohne diese Wahrheit anzuerkennen, seine Handlung für natürlich und notwendig ansehen und sich selbst rechtfertigen.

Im ersteren Fall, wenn er die Wahrheit anerkennt, ungeachtet seiner Abweichung von derselben, wird er sich eine ganze Reihe

von guten Handlungen bilden oder vorstellen, welche unvermeidlich aus dieser der Wahrheit entsprechenden Erkenntnis hervorgehen, im zweiten Fall aber stellt er sich eine ganze Reihe von der Wahrheit widersprechenden schlechten Handlungen vor.

Nicht daß der Mensch immer frei wäre, jede Wahrheit anzuerkennen oder nicht anzuerkennen. Es giebt Wahrheiten, welche schon lange entweder von dem Menschen selbst erkannt wurden oder ihm durch die Erziehung oder Überlieferung eingepflanzt und von ihm gläubig aufgenommen wurden, so daß sie ihm zur Gewohnheit, zur anderen Natur geworden sind: Der Mensch kann nicht umhin, solche Wahrheiten anzuerkennen und darum ist er nicht frei in Bezug auf diese. Es giebt aber noch andere Wahrheiten, von denen der Mensch nur eine unklare, entfernte Vorstellung hat und die sich ihm noch nicht vollkommen offenbarten; diese kann der Mensch nicht nach seinem freien Willen anerkennen. In der Anerkennung dieser und jener ist er in gleicher Weise unfrei. Er kann nicht umhin, die ersteren anzuerkennen, vermag aber die anderen noch nicht anzuerkennen. Aber es giebt noch eine dritte Art von Wahrheiten – solche, welche für den Menschen noch nicht zum unbewußten Motiv seines Thuns geworden sind, dabei aber schon mit solcher Klarheit sich ihm geoffenbart haben, daß er sie nicht umgehen kann und unvermeidlich Stellung zu ihnen nehmen muß; er muß sie anerkennen oder verneinen. In Bezug auf diese Wahrheiten allein äußert sich die Freiheit des Menschen.

Jeder Mensch befindet sich in seinem Leben in Bezug auf die verschiedenen Wahrheiten und auf die Wahrheit überhaupt in der Lage eines Wanderers, der in der Dunkelheit einer vor ihm her getragenen Laterne folgt: Er sieht nicht, was er schon zurückgelegt hat und was die Dunkelheit wieder verhüllt, er sieht auch nicht, was er noch nicht erreicht hat und was seine Laterne noch nicht beleuchtet, und er hat nicht die Macht, sein Verhältnis zu dem einen oder dem anderen Teil des Weges zu verändern. Aber er sieht das, was die Laterne beleuchtet – auf welcher Stelle des Weges er auch stehen mag – und immer liegt es in seiner Macht, diese oder die andere Richtung des Weges, auf dem er wandelt, zu wählen.

Ganz ebenso giebt es auch für jeden Menschen in seinem geistigen Leben Wahrheiten, welche er schon durchlebt, sich angeeignet und in sein Bewußtsein aufgenommen hat – und andere, die sich

seinem geistigen Blick noch nicht enthüllt haben, die er nur ahnt – und es giebt noch eine dritte Art von Wahrheiten, welche sich dem Menschen schon so vollkommen enthüllt haben, daß er unvermeidlich auf eine oder andere Weise sich zu ihnen stellen, sie entweder anerkennen oder verneinen muß. Und eben in der Anerkennung oder Verneinung dieser Wahrheiten bethätigt sich das, was wir als unsere Freiheit erkennen.

Die ganze Schwierigkeit und anscheinende Unlöslichkeit der Frage von der Freiheit des Menschen kommt davon her, daß die Menschen, welche diese Frage zu lösen suchen, sich auch den Menschen als unbeweglich im Verhältnis zur Wahrheit vorstellen.

Unzweifelhaft ist der Mensch nicht frei, wenn man zugiebt, daß das Menschenleben und die Menschheit nicht eine beständige Bewegung von der Finsternis zum Licht, von einer tieferen Stufe der Wahrheit zu einer höheren, von einer mit Irrtümern vermischten Wahrheit zu einer davon freieren ist, das heißt, wenn man sich den Menschen unbeweglich vorstellt.

Der Mensch wäre nicht frei, wenn er gar keine Wahrheit kennen würde, ganz ebenso aber auch wäre er nicht frei und würde auch nicht einmal einen Begriff von Freiheit haben, wenn die ganze Wahrheit, die ihn im Leben leiten soll, für immer in ihrer ganzen Reinheit, ohne Beimischung von Irrtum, ihm enthüllt wäre.

Aber der Mensch ist nicht unbeweglich in seinem Verhältnis zur Wahrheit: Jeder einzelne Mensch, ganz ebenso wie auch die ganze Menschheit, befreit sich immer mehr vom Irrtum und unterwirft sich der Wahrheit, je mehr er im Leben fortschreitet. Und darum befinden sich alle Menschen immer in einer dreifachen Beziehung zur Wahrheit: Manche Wahrheiten haben sie sich schon so angeeignet, daß dieselben zu unbewußten Ursachen ihrer Handlungen wurden, andere Wahrheiten beginnen die Menschen erst zu entdecken und noch andere sind von den Menschen noch nicht vollständig angenommen, aber doch schon mit solcher Klarheit ihnen geoffenbart worden, daß sie unvermeidlich so oder anders Stellung zu diesen Wahrheiten nehmen, sie anerkennen oder verneinen müssen. Und eben in der Anerkennung oder Nichtanerkennung dieser Wahrheiten besteht die Freiheit des Menschen.

II.

Das menschliche Leben schreitet fort nach einem bestimmten und unabänderlichen Gesetz und darum ist es überhaupt unfrei: Alle Menschen wandeln unabänderlich auf dem einzigen von diesem Gesetz vorgezeichneten Wege. Außer diesem Weg giebt es kein Leben, aber das Gesetz des menschlichen Lebens erscheint den Menschen als eine teilweise enthüllte Wahrheit, welche von ihnen anerkannt oder nicht anerkannt werden kann – und darum können die Menschen auf dem Wege des Lebensgesetzes in zweierlei Art handeln: Indem sie sich entweder bewußt und freiwillig dem Lebensgesetz unterordnen, oder indem sie sich unfreiwillig und unbewußt ihm unterwerfen. Die Freiheit des Menschen liegt in dieser Wahl.

Die Freiheit besteht nicht darin, daß der Mensch unabhängig vom Gang des Lebens und von den schon vorhandenen, auf denselben einwirkenden Ursachen willkürlich handeln kann, sondern darin, daß er, das in seinem Bewußtsein sich ihm als Wahrheit offenbarende Lebensgesetz anerkennend und sich zu demselben bekennend, sich zu einem freien und freudigen Vollführer der Thaten nicht nur seines eigenen, sondern des ganzen Weltlebens machen kann, oder auch, die Wahrheit nicht anerkennend, sich zum Sklaven des Lebensgesetzes machen kann, der unfreiwillig und gewaltsam dahin geführt wird, wohin er nicht gehen will.

Eine solche Freiheit in so engen Grenzen erscheint den Menschen so geringfügig, daß sie sie nicht bemerken. Die einen (die Deterministen) halten dieses Teilchen von Freiheit für so klein, daß sie es überhaupt nicht anerkennen, andere, die Verteidiger der vollen Freiheit, welche nur an ihre eingebildete volle Freiheit denken, vernachlässigen diese ihnen so gering erscheinende Stufe von Freiheit.

Die Freiheit, welche in den Grenzen der zum Instinkt, zur zweiten Natur gewordenen Wahrheit und einer dem Bewußtsein des Menschen noch nicht geoffenbarten Wahrheit eingeschlossen ist, diese Freiheit, welche nur in der Anerkennung einer gewissen Stufe von geoffenbarter Wahrheit besteht, erscheint dem Menschen nicht mehr als Freiheit, – um so weniger, als der Mensch, ob er die sich ihm offenbarende Wahrheit anerkennen will oder nicht, unvermeidlich zur Erfüllung derselben im Leben genötigt sein wird.

Ein Pferd, das mit einem anderen zusammen an einen Wagen

gespannt ist, hat nicht mehr die Freiheit, sich zu weigern, dem Wagen vorauszugehen. Wenn es nicht geht, wird der Wagen es an die Füße stoßen, und dann wird es dahin gehen, wohin der Wagen geht und wird ihn unfreiwillig ziehen. Aber ungeachtet dieser begrenzten Freiheit steht ihm doch die Wahl frei, den Wagen zu führen oder von ihm geführt zu werden.

So ist es auch mit den Menschen.

Ob diese Freiheit groß oder klein ist im Vergleich mit jener phantastischen Freiheit, die wir haben wollen, – so besteht doch diese Freiheit unzweifelhaft, und auch diese Freiheit ist Freiheit. Und nicht nur ist diese Freiheit eine wirkliche Freiheit – sie ist auch wirkliches Leben.

Nach der Lehre Christi hat der Mensch kein wahres Leben, der den Sinn des Lebens auf dem Gebiet sieht, auf dem es nicht frei ist, – auf dem Gebiet der Folgen, das heißt der Handlungen. Ein wirkliches Leben hat nach der christlichen Lehre nur der Mensch, welcher sein Leben auf jenes Gebiet übertragen hat, auf dem es frei ist, – auf das Gebiet der Ursachen, das heißt der Erkenntnis und Anerkennung der geoffenbarten Wahrheiten, indem er sich zu denselben bekennt, worauf unvermeidlich – wie der Wagen hinter dem Pferd – die Erfüllung derselben folgt.

Wenn der Mensch sein Leben auf fleischliche Dinge überträgt, so verübt er Thaten, welche immer abhängig sind von räumlichen und zeitlichen, außerhalb seiner selbst liegenden Ursachen. Er selbst ist sogar nicht einmal der Handelnde, er glaubt nur zu handeln, aber in Wirklichkeit wird alles das, was er zu thun glaubt, von einer höheren Macht vollbracht, und er ist nicht Schöpfer des Lebens, sondern Sklave desselben. Wenn er aber sein Leben zur Anerkennung und zum Bekenntnis der ihm geoffenbarten Wahrheit anwendet, dann vereinigt er sich mit der Quelle des universellen Lebens und vollbringt Handlungen, nicht natürlicher, privater, von Raum und Zeit abhängiger Art, sondern Handlungen, welche keine andere Ursache haben, als sein Bewußtsein und selbst die Ursache alles übrigen bilden und daher auch eine unendliche, durch nichts begrenzte Bedeutung haben.

Das Reich Gottes wird durch Anstrengung erlangt, und nur diejenigen, welche Anstrengungen machen, erfreuen sich desselben, und eben diese Anstrengung, durch welche das Reich erlangt wird

und welche jeder Mensch machen soll und muß, besteht nicht in äußerlichen Thaten, sondern nur in der Anerkennung und dem Bekenntnis der Wahrheit durch jeden einzelnen Menschen.

Diejenigen, welche das Wesen des wahren Lebens vernachlässigen, das in der Anerkennung und dem Bekenntnis der Wahrheit besteht, und welche ihre Anstrengungen zur Verbesserung ihres Lebens auf äußere Handlungen richten, gleichen den Menschen auf einem Dampfboote, welche, um ans Ziel zu gelangen, den Dampfkessel auslöschen, so daß die Schaufelräder nicht weiter können und im Sturm, anstatt unter schon fertigem Dampf zu gehen, sich bemühen wollten, mit Rudern zu arbeiten, welche nicht bis zum Wasser reichen.

Wenn nur die Menschen das begreifen und aufhören möchten, sich um äußere und allgemeine Dinge zu kümmern, in welchen sie nicht frei sind, und wenn sie dagegen diese Kraft, die sie auf äußere Dinge verwenden, für das einsetzen möchten, worin sie frei sind, – für die Anerkennung und das Bekenntnis jener Wahrheit, welche vor ihnen steht und auf die Befreiung ihrer selbst und der Menschheit von Lüge und Heuchelei, welche die Wahrheit verbergen, – so würde nicht nur jeder einzelne Mensch des höchsten erreichbaren Wohls teilhaftig werden, sondern es würde auch jene erste Stufe des Reiches Gottes sich verwirklichen, für welche die Menschen nach ihrer Erkenntnis bereits reif sind.

———

[Illustrationsseite]

Anhang

[Illustrationsseite]

Kommentierte Bibliographie zu den beiden Grundtexten Leo N. Tolstois über Fleischverzehr und Betäubung

I.
DIE ERSTE STUFE
(Pervaja stupen', 1891)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Pervaja stupen' (Die erste Stufe, 1891). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 29. Moskau 1954, S. 57-85.

Übersetzung W. Henckel 1892 | Leo N. TOLSTOI: Die erste Stufe. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Berlin: Eduard Rentzel 1892. [67 Seiten & Buchwerbung] [Im vorliegenden Band TFb_B014 auf →S. 69-106.]

Ausgabe Deutsche Verlags-Anstalt 1893 / Leo N. TOLSTOI: Die erste Sprosse. Stuttgart/Leipzig/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1893. [82 Seiten; nicht eingesehen; Peter Brang zufolge im Text identisch mit der Übersetzung der nachfolgend bibliographierten Ausgabe 1931 des Renatus-Verlags].

Ausgabe Verlag Janke 1895 | Leo N. TOLSTOI: Die Fleischesser. In: L. N. TOLSTOI: Grausame Genüsse. Aus dem Russischen. Berlin: Verlag von Otto Janke 1895, S. 1-52. [Keine Namensnennung zur Urheberschaft der Übersetzung.] [Im vorliegenden Band TFb_B014 auf →S. 107-140; wir dokumentieren auch die vier restlichen Texte der Anthologie ‚Grausame Genüsse' von 1895, jeweils mit eigenem Vermerk zum ‚Ursprungstext'.]

Ausgabe Renatus-Verlag 1931 | Leo N. TOLSTOI: Die Enthaltsamkeit, eine Forderung wider den Luxus unserer Zeit. Lorch (Württemberg): Renatus-Verlag 1931. [Keine Namensnennung zur Urheberschaft der Übersetzung; 64 Seiten; Neuabdruck u. a. in Christian Bartolf (Hg.): Die erste Stufe. Tolstoi, Gandhi und die Ethik der vegetarischen Ernährung. Berlin: Selbstverlag Gandhi-Informations-Zentrum 1996, S. 30-70.] [Im vorliegenden Band TFb_B014 auf →S. 199-242.]

Tagebuch- und Briefbezüge zur Schrift | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 394, 432, 434 (‚Die erste Stufe'); S. 155, 156, 157, 166, 175, 176, 177, 181, 182, 235 (‚Die Jagd'); S. 390, 431 (Vorwort zu H. Wiliams' ‚Die Ethik der Diät'). [Seitenangaben nach Register]. – Lew TOLSTOI: Briefe. Zweiter Band: 1886-1910. Übersetzt von Günter Dalitz aus dem Russischen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausge-

geben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 17). Berlin: Rütten & Loening 1971, S. 113 f. (‚Die erste Stufe'). [Seitenangabe nach Register].

Zeitgenössische ‚Rezensionen' (chronologisch) | [Heinrich MANN]: „Leo Tolstoi: ‚Grausame Genüsse' (Berlin, Otto Janke)" [Rezension]. In: Das Zwanzigste Jahrhundert. Blätter für deutsche Art und Wohlfahrt. Hg. von Heinrich Mann. Jg. 6 (1896), Bd. 1, S. 574-575; ANONYM [c.k.]: „Leo Tolstoi: Die erste Stufe" [Rezension zu ‚Tolstoi: Die erste Stufe. Berlin: Ed. Rentzel 1892']. In: Allgemeine Zeitung. München. Beilage. Nr. 271 vom 19.11.1898, S. 7; Th. von GALETZKI: „Leo Tolstoi und Bruno Freidank's ‚Greuel der christlichen Zivilisation'. In: Die Buddhistische Welt. Breslau. Jg. 5 (1911/1912), Nr. 12, S. 420-422; Th. von GALETZKI: „Leo Tolstoi. Eine Entgegnung". In: Vegetarische Warte. Zeitschrift für naturgemäße Lebenskunst. Frankfurt a.M. Jg. 49 (1916), Heft 7 vom 25.03.1916, S. 57-58.

II.
WARUM DIE MENSCHEN SICH BETÄUBEN
(Dlja čego ljudi odurmanivajutsja?, 1890)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOI: Dlja čego ljudi odurmanivajutsja? (Warum die Menschen sich betäuben, 1890). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden, Moskau 1928-1957 ff: Polnoe sobranije sočinenij]. Band 27. Moskau 1936, S. 269-285.

Übersetzung von Raphael Löwenfeld 1891 ff | Leo N. TOLSTOJ: Warum die Menschen sich betäuben. Vom Verfasser genehmigte Uebertragung von R[aphael]. Löwenfeld. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage. Berlin: Richard Wilhelmi 1891. [VI und 78 Seiten]. – Leo N. TOLSTOJ: Warum die Menschen sich betäuben. Mit Anhang. Übersetzt von Raphael Löwenfeld. 4. Auflage. Leipzig: Eugen Diederichs 1902. [66 Seiten; ebenso 1902 im gleichen Verlag in: Tolstoj-Gesammelte Werke. I. Serie, Band 12]. – Leo N. TOLSTOJ: Religiös-ethische Flugschriften Band II.: Über die sexuelle Frage / Warum die Menschen sich betäuben [66 Seiten] / Das einzige Mittel / Patriotismus und Regierung / An die Arbeiter / Besinnet Euch. (= Leo N. Tolstoj: Gesammelte Werke. II. Serie, Band 11. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld). Jena: Eugen Diederichs 1911. [Im vorliegenden Band TFb_B014 auf →S. 245-284.]

Übersetzung A. L. Hauff 1894 | Leo N. TOLSTOI: Der Alkohol und der Tabak. In: L. N. Tolstoi: Lasterhafte Genüsse. Aus dem Russischen von L. A[lbert] Hauff. Zweite [veränderte, kürzere] Auflage. Berlin: Verlag von Otto Janke [1894], S. 1-30. [Gesamtumfang des Bandes 92 Seiten; als digitale Online-Ressource der ETH-Bibliothek Zürich: https://doi.org/10.3931/e-rara-104867] [Der Band enthält: Der Alkohol und der Tabak; Die Trunkenheit bei den leitenden Klassen; Von den Beziehungen der Geschlechter zu einander; Die Arbeit; Die Kirche und der Staat]. – [Die umfangreichere *Erstauflage* dieser Sammlung unter gleichem Titel wurde vom Herausgeber noch nicht eingesehen | Leo N. TOLSTOI: Lasterhafte Genüsse.

Erste Auflage. Berlin: Verlag von Otto Janke 1892. (135 Seiten; Exemplar gemäß Katalogeintrag: Staatsbibliothek zu Berlin)].

Tagebuchbezüge zur Schrift | Leo N. TOLSTOI: Tagebücher 1847-1910. Aus dem Russischen übersetzt von Günter Dalitz. München: Winkler 1979, S. 343, 389, 390, 391, 399 (‚Warum die Menschen sich berauschen'); S. 397 (Vorwort zu A. I. Alexejews Buch ‚Über die Trunksucht') [Seitenangaben nach Register].

Zeitgenössische ‚Rezension' | [Wilhelm] B[O]DE: „Neuere Werke Tolstois" [Artikelserie]. „7. Warum die Menschen sich betäuben – Die Trunkenheit bei den leitenden Klassen – Gott oder dem Mammon? – Der erste Schritt – Das Nichtsthun". In: Die christliche Welt. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Leipzig. Jg. 11 (1897), Nr. 18 vom 06.05.1897, Sp. 424-428.

Sekundärliteratur | Peter BRANG: Ein unbekanntes Russland. Kulturgeschichte vegetarischer Lebensweisen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2002, S. 101-105: ‚Alkohol und Tabak' (bei Tolstoi).

III.
WEITERE TEXTE IN TOLSTOIS WERK ZUR ACHTUNG ALLEN LEBENS UND ZUM VERZICHT AUF FLEISCHVERZEHR UND BETÄUBUNGSMITTEL

Leo TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E[ugen]. H[einrich]. Schmitt und Dr. A[lbert]. Škarvan. Band I. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906; Band II. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907: Lesetexte zum 21. Februar, 6. Mai, 20. Juni, 20 Juli und 24. September. [= Übertragung von: Krug čtenija, 1904-1906]. – Lew TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Mit einem Geleitwort von Volker Schlöndorf und einem Nachwort von Ulrich Schmid. Auf Grundlage der russischen Ausgabe letzter Hand von Christiane Körner revidierte und ergänzte Übersetzung von E. Schmitt und A. Škarvan. München: C. H. Beck 2010, s. Register unter ‚Vegetarismus'. [Sowie Lizenzausgabe, Berlin: Fröhlich & Kaufmann Verlag 2018.] [= Übertragung der zweiten, erweiterten Ausgabe von: Krug čtenija].

Leo N. TOLSTOI: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. Mit einer Hinführung von Holger Kuße. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe A, Band 14). Norderstedt: BoD 2023, S. 69-81, bes. S. 73-75: ‚Nicht nur in allen Menschen, sondern in allem Lebenden existiert ein und dasselbe göttliche Wesen'; S. 115-128: ‚Überfluß' (Abschnitte: Gefräßigkeit, Fleischnahrung, Wein - Tabak - Opiumrausch).

Leo N. TOLSTOI: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023, S. 259-260: „Du sollst nicht töten" (*Не убий* – Ne ubij, Fragment), 17. Januar 1910.

IV.
Ausgewählte Sekundärliteratur: Achtung der Tiere und Ernährung ohne Töten

Bartes 2010 = Karl Bartes: Die Duchoborzen in Rußland und Canada (zuerst 1931). In: Das Schlachten beendet! Zur Kritik der Gewalt an Tieren. Anarchistische, feministische, pazifistische und linkssozialistische Traditionen. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution 2010, S. 67-75.

Bartolf 1996 = Christian Bartolf (Hg.): Die erste Stufe. Tolstoi, Gandhi und die Ethik der vegetarischen Ernährung. Berlin: Selbstverlag des Gandhi-Informations-Zentrum 1996. [97 Seiten]

Bauer 2010 = Johann Bauer: Tolstoi als Kritiker der Gewalt. In: Das Schlachten beendet! Zur Kritik der Gewalt an Tieren. Anarchistische, feministische, pazifistische und linkssozialistische Traditionen. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution 2010, S. 35-55.

Brang 2002 = Peter Brang: Ein unbekanntes Russland. Kulturgeschichte vegetarischer Lebensweisen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2002. [Zu Tolstoi bes. S. 59-113: ‚Die Sonne der vegetarischen Welt'; weitere Kapitel zu Weggefährten und ‚Wirkungsgeschichte'.]

Drewermann 2022 = Eugen Drewermann: Über die Unsterblichkeit der Tiere. | Über die Verwandtschaft allen Lebens. – Zwei Essays. Ostfildern: Patmos 2022. [109 Seiten; Erstveröffentlichung des ersten Essays: 1989.]

Horstmann 2021 = Simone Horstmann (Hg.): Religiöse Gewalt an Tieren. Interdisziplinäre Diagnosen zum Verhältnis von Religion, Speziesismus und Gewalt. Bielefeld: Transcript 2021.

Horstmann / Ruster / Taxacher 2018 = Simone Horstmann / Thomas Ruster / Gregor Taxacher: Alles, was atmet. Eine Theologie der Tiere. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2018.

Lintner 2021 = Martin Lintner (Hg.): Mensch – Tier – Gott. Interdisziplinäre Annäherungen an eine christliche Tierethik. Interdisciplinary Animal Ethics, Band 1. Baden-Baden: Nomos Verlag 2021.

Nötzel 1915 = [Dr.] Karl Nötzel: Das heutige Russland. Eine Einführung in das heutige Russland an der Hand von Tolstois Leben und Werken. Erster Teil. München/Leipzig: Georg Müller 1915, S. 55-56 (orthodoxe Kirche, russischer Lebensalltag und Tierwelt).

Siemens 2015 = Daniel Siemens: „Wahre Tugend mit Beefsteaks unvereinbar". Diskurse um Ethik und Ästhetik im deutschen Vegetarismus, 1880-1940. In: Jens Elberfeld / Marcus Otto: Das schöne Selbst. Bielefeld: transcript Verlag 2015, S. 133-168. https://doi.org/10.14361/9783839411773-005

Tolstoi/Wichmann u.a. 2010 = Leo Tolstoi / Clara Wichmann / Elisée Reclus / Magnus Schwantje u. a.: Das Schlachten beendet! Zur Kritik der Gewalt an Tieren. Anarchistische, feministische, pazifistische und linkssozialistische Traditionen. Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution 2010. [Enthält auf S. 57-66 auch einen Auszug aus ‚L.N. Tolstoi: Die Fleischesser. In: L.N. Tolstoi: Grausame Genüsse. Berlin: Otto Janke 1895, S. 1-52'.]

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe A

TFb_A001 | Leo N. Tolstoi: *Meine Beichte*. Das Bekenntnisbuch in den Übersetzungen von H. von Samson-Himmelstjerna (1879) und Raphael Löwenfeld (1901). Mit einem Hintergrundtext von Pavel Birjukov. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A002 | Leo N. Tolstoi: *Vernunft und Dogma*. Eine Kritik der Glaubenslehre, übersetzt von L. Albert Hauff, 1891. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A003 | Leo N. Tolstoi: *Kritik der dogmatischen Theologie*. Gesamtausgabe, übersetzt von Carl Ritter, 1904. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A004 | Leo N. Tolstoi: *Kurze Darlegung des Evangelium*. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach, 1892. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A005 | Leo N. Tolstoi: *Das Evangelium*. Aus der Bibelarbeit, übersetzt von Nachman Syrkin u. a., nebst Begleittexten von Käte Gaede, Nikolay Milkov und Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A006 | Leo N. Tolstoi: *Worin besteht mein Glaube*? Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A007 | Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun*? Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A008 | Leo N. Tolstoi: *Über das Leben*. Übersetzungen von Raphael Löwenfeld und Willy Lüdtke, 1902/1929. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A010 | Leo N. Tolstoi: *Die Christliche Lehre*. Katechetische Schriften für Erwachsene und Kinder. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A011 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Kunst*? Aus dem Russischen von Michail Feofanov (1902). Eingeleitet von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A012 | Leo N. Tolstoi: *An den Synod*. Texte zur Exkommunikation, Brief an den Klerus und Zeugnisse zum eigenen Glaubensweg. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A013 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Religion*? Die Übersetzungen von Nachman Syrkin und Iwan Ostrow (1902), nebst weiteren Texten. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A014 | Leo N. Tolstoi: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. (Bearbeitung: Ingrid von Heiseler, P. Bürger). Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023.

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe B

TFb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*. Über die Unmöglichkeit des Gerichtes und der Bestrafung der Menschen untereinander. Mit einem Geleitwort von Eugen Drewermann. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 1). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern*. Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert v. P. Bürger & K. Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*. Ausgewählte pazifistische Betrachtungen und Aufrufe 1899 – 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 4). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. Ausgewählt und neu ediert von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B006 | Leo N. Tolstoi: *Bei den Armen*. Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten (in Vorbereitung für Anfang 2024)

TFb_B007 | Leo N. Tolstoi: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens (in Vorbereitung für Anfang 2024)

TFb_B008 | Leo N. Tolstoi: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B009 | Leo N. Tolstoi: *Vier Auswahlbände und Breviere 1901/1928*. Sinn des Lebens – Gott und Unsterblichkeit – Aufruf zur Bruderschaft. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 9). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B010 | Leo N. Tolstoi: *Briefe 1848-1910*. Gesammelt von P. A. Sergejenko – vollständige Ausgabe (1911), mit einem Vorwort des Übersetzers Dr. Adolf Heß (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 10). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B012 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Orient*. Briefe und sonstige Zeugnisse über die Beziehungen des Dichters zu den Vertretern orientalischer Religionen – bearbeitet von Pavel Birjukov, 1925. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 12). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B013 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum* (Briefe und andere Zeugnisse; in Bearbeitung)

TFb_B014 | Leo N. Tolstoi: *Grausame Genüsse*. Texte über das Leiden der Tiere, die Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittelgebrauch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 14). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Die sexuelle Frage*. Eine Anthologie des Jahres 1901 – Anhang: Die Kreutzersonate; Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin und August Scholz (in Vorbereitung für Winter 2023)

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Pädagogische Schriften*. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek (in Vorbereitung für Winter 2023)

Dieser Band erscheint in der Reihe B des Editionsprojekts
‚Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen von ‚religionsphilosophischen
(theologischen) und sozialethischen Schriften'
sowie Selbstzeugnissen Leo N. Tolstois.
Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
in den einzelnen Editionsreihen A – C
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de